This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

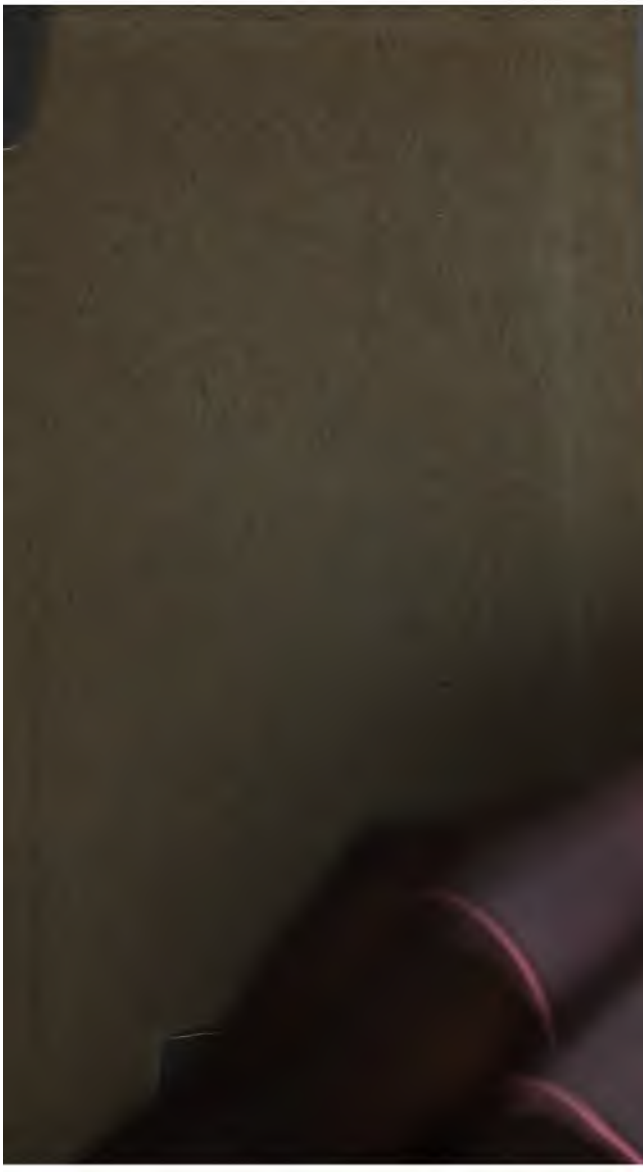
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



So hab ich dich endlich, ach! endlich wieder!

Der Naturmensch,

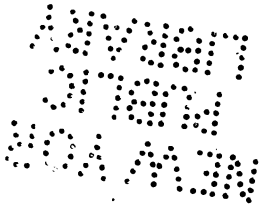
oder:

Natur und Liebe.

Von

Aug. Lafontaine

Wien,
bey Franz Haas
1799.



Natur und Liebe.

Nur hier, wo die Natur allein Geſetze gibet,
Umſchließt kein falſcher Zwang der Liebe holdes Reich,
Der treue Schäfer liebt, und iſt von ihr geliebet,
Die Hütte, wo ſie wohnt, wird ihm ein Königreich.
Die ſüſſe Nachtigall grüßt ſie von nahen Zweigen,
Die Freude deckt ihr Bett auf ſanft geſchwollnes Moos:
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einſamkeit zum Zeugen,
Und Liebe führt die Braut in des Geliebten Schoß.

Nein, heilige Natur! rief Lord Hillnet, und hob die Augen gen Himmel: nein, heilige Natur, hier in deinem ſchönſten Tempel ſoll die täuſchende Kunſt keinen deiner einfachen reitzenden Züge verſtellen: und wenn auf der ganzen Erde Niemand dir einen Altar weihet, ſo weihe ich dir hier, hier in meiner Einöde den einzigen! Hier will ich an deinem Buſen wohnen, unbekannt den Ungeheuern, die ſich Menſchen nennen!

So ſprach der Lord, und warf ſich an den Fuß des Hügels in den Schatten einer alten Eiche, und ſah mit wollüſtigen Blicken auf ſeinen Sohn, der mit einem Schmetterlinge umherjagte, welcher ihn in kleinen Kreiſen umflatterte, ihn hierher lockte und dorthin, und dann ſchnell in die Höh ſtieg und ſich über den Bergen verlor.

Der Knabe ſah ihm mit verdrießlichen Blicken nach, er drehte ſich nach ſeinem Vater um, zeigte

mit der kleinen Hand in die Gegend, wohin er geflogen war, und ſagte: der einfältige Vogel!

Das ſind die Freuden der Welt, ſagte der Vater: ſie umflattern uns beſtändig, ſie ziehen uns hier und dort hin, und wenn man ſie zu faſſen glaubt; ſo fliehen ſie davon, und laſſen uns ohne Hoffnung da ſtehen.

Der Knabe betrachtete ſeinen Vater mit groſſen Augen, und meinte, wenn er nur wieder käme, er wollte ihn wohl haſchen.

Lord Hillnet, der reiche Lord Hillnet, war von der Welt ausgeſtoſſen; ſeine Freunde hatten ihn betrogen, und den einfachen redlichen Mann, ohne ſein Wiſſen, in ſeiner Argloſigkeit zu einigen Schurkereyen gebraucht: ein Unglücklicher, den Hillnet aus einem fürchterlichen Abgrunde des Elendes mit Weib und Kindern geriſſen hatte, ſchwor gegen ihn einen falſchen Eid, der den Lord beynahe um Ehre und Vermögen gebracht hätte: ſein Bruder, den er väterlich liebte, hatte wie ein gedungener Feind mit an ſeinem Sturze gearbeitet. Lord Hillnet verließ den Hof, legte ſeine Stelle nieder, und ging auf ſeine Güter, und vergaß bald in den Armen eines reitzenden aber armen Mädchens die Verräthereyen der Welt. Sie gebar ihm ſeinen William, und der Lord verſicherte ihr einen anſehnlichen Witwengehalt, und die Erfüllung aller ihrer Wünſche: die Zufriedenheit dieſes Weibes war des Lords eifrigſtes Tagewerk.

Und ſie verließ den zärtlichſten, den treueſten Mann: ſie floh mit einem Abenteurer, der eine Zeitlang ſich auf den Gütern des Lords aufgehalten hatte, floh und ſchändete ſeinen Nahmen mit Verläumdung, nur um ſich ſelbſt zu entſchuldigen.

Verdammt, verdammt ſey der! rief Lord Hill-

net von Ingrimm aus, wie er die Bosheit seines Weibes hörte: verdammt sey der, der zuerst seine Hütte neben die Hütte eines andern Menschen aufschlug! Er verschloß sich einen Monath lang in die tiefste Einsamkeit, er kam nicht aus seinem Zimmer. Am Ende dieses Monaths kam er zwar wieder zum Vorscheine; allein er streifte einsam in den wildesten Gegenden seiner Güter umher, die Brust voll der bittersten Galle gegen alle Menschen.

Auf einer seiner Streifereyen kam er in ein Thal zwischen dreyen Bergen, die überall oben auf den Höhen mit dichtem Gebüsche bewachsen waren. Mit einem geheimen Schauer trat er in die kühle Dämmerung des Thals hinein: er warf sich an einen Bach, der hell und rein, an einem Felsen hervorsprudelte.

Im Hintergrunde des Thals zogen sich die Berge, wodurch es gebildet wurde, enger zusammen und schlossen sich an einem Felsen an, der steil und hoch in die Höhe stieg: die dicksten Eichen oben auf der Spitze des halben Zirkels, den die Berge machten, flochten ihre Zweige in einander und bildeten die schönste, die höchste und kühlste Laube.

Unter diesem Laubdache lag er an den moosigten Felsen gelehnt, und neben ihm rieselte der Quell, und murmelte ihn in stille Träume der Vergangenheit.

Trennen! ganz und gar trennen will ich mich von diesen Menschen, rief er in diesem Augenblicke voll Unmuth aus, und seine Blicke fielen jetzt auf dieses verschlossene Thal. Aufmerksam heftete er seine Blicke auf alle Seiten desselben, langsam stand er auf, und immer noch wandten sich seine Augen bald auf die steilen Berge an den Seiten, bald auf

den Felsen im Hintergrunde, bald auf das Laubdach über ihm.

Hier, hier will ich sterben! rief er: diese Einöde hat die Natur für mich betrogenen Unglücklichen gebildet! hier will ich sterben!

Er flog nach Hause. Er ließ Arbeiter kommen, und in zwey Monathen stand schon hinten im Thale am Felsen ein sehr bequemes und niedliches Häuschen, von einem Stockwerke und mit wenigen Zimmern nur. Die Wände waren mit Wein- und Geisblatt bedeckt. Ein reitzender Garten voll schattiger, gekrümmter Gänge, voll Blumenstücke, voll duftender Gewächse, voll Lauben und kleinen grünen Kabinettern zum Lesen, zog sich an der Mittagsseite des Thals hinab bis an den Eingang, und umgab einen Bach, der sich in tausend Krümmen bis zu einem grossen und tiefen Bassin zog, dasselbe mit einem kühlen Wasser füllte, und dann unter einem Dache von Gesträuchen aus dem Thale hinausschlüpfte.

Ein Zimmer faßte die Bücher und einen Flügel: ein Saal war das Wohnzimmer des Vaters und des Sohns: zwey Kabinetter waren zum Schlafen bestimmt, und ein Zimmer noch für einen alten Domestiken. Ein Bodling-green im Garten, ein Billard im Hause, rund im Thale umher eine Arkade von Stein, die an den Seiten aber offen war: das waren alle Anstalten für des Lords einsiedlerisches Leben. An der nördlichen Seite des Thals war eine schöne Wiese für ein paar Dutzend Schafe bestimmt. Ein paar Windhunde gehörten auch mit zu den Bewohnern dieses Thals, um Kaninchen damit zu jagen.

Jetzt ließ der menschenfeindliche Lord oben auf den Bergen rund umher so viel Ranken, Dornen,

Schlehen, und wilde Rosen anpflanzen, daß es eine schlechterdings undurchdringliche Hecke wurde. Den Eingang in das Thal verdeckte ein Gebüsch mit einem einzelnen Gange, der schlangenartig durch das dichte Gebüsch geführt wurde, und auf eine Thüre stieß, die immer verschlossen war, und nur durch eine Klingel dem menschenfeindlichen Lord anzeigte, wenn einer seiner Unterthanen ihn sprechen wollte.

Wie diese Anstalten getroffen waren, so versammelte Lord Hillnet noch einmahl seine Unterthanen, und die Pächter seiner Güter. Hört! sagte er sehr ernsthaft zu seinen Pächtern: ich verlasse euch; aber wehe dem, der es wagt, einen von meinen Unterthanen zu drücken! Die kleinste Ungerechtigkeit werde ich ahnden, wie einen Mord. Und ihr! er wandte sich zu dem Haufen der Landleute, lebt friedlich und gehorcht eurer Obrigkeit wie mir. Ich lebe in eurer Nähe: wer etwas zu klagen hat, der komme zu mir, ziehe die Schelle an der Thüre, und ihr werdet euren Vater auch künftig in mir finden. Die geringste Bedrückung meiner Pächter, meine Kinder, führe euch zu mir. Ihr sollt glücklich seyn, wenn es auch euer Herr nicht ist!

So sprach er, jetzt ging er zurück in seine Wohnung, nahm seinen dreyjährigen Sohn auf seine Arme, und Thränen und die innigsten Segenswünsche seiner Unterthanen begleiteten ihn in seine Einöde. Gott segne unsern guten Herrn! schallte noch über die Thür durch den Garten und in der Ferne von den Höhen, in die Einsamkeit hinab.

Nach und nach war alles still um den Lord her geworden, und nun in dem Gefühle seines ersten Genusses der Einsamkeit warf sich der Lord

nieder und streckte die Arme empor und rief: nein, heilige Natur, hier will ich an deinem Busen wohnen, unbekannt den Ungeheuern, die sich Menschen nennen.

Diese wenigen Worte bezeichnen den Plan des guten Lords sehr genau. Er wollte sich von der Welt ganz trennen, die ihm der schrecklichste Abgrund zu seyn schien: er wollte seinen Sohn ganz in der Natur erziehen, ihn ganz und gar unbekannt mit alle dem lassen, was die Gesellschaft erfunden hat. In der Einsamkeit wollte er ihn bilden.

Natur! so rief er jeden Morgen sich selbst zu, du sollst allein die Göttinn seyn, die ich ehre! So rief er, um sich fest bey dem Entschlusse zu erhalten, jede Kunst aus dem kleinen Gebiethe zu entfernen, das er bewohnte.

In den ersten Knabenjahren Williams ging es noch erträglich mit der Natur, und es war des Lords fester Ernst, die Konvenienz ganz aus dem Thale zu verbannen. Am ersten Morgen, der ihm in dieser Einsamkeit leuchtete, rief der Lord seinen alten Domestiken hinein. Höre, Thomas, von nun an hört Herr und Diener hier auf! Ich habe meine Ursachen, und du wirst mir einen Gefallen thun, wen du es ganz vergißt, daß ich dein Herr bin: hörst du, Thomas?

Gut, Mylord antwortete Thomas mit einem Bücklinge.

Ich will weder den Mylord, noch den Bücklinge, Thomas! hörst du?

Der alte Mann war schon wieder auf dem Wege, sein „gut, Mylord!" mit einem Bücklinge zu machen. Er verschluckte den Mylord, und blieb auf dem halben Wege zu dem Bücklinge vor ihm stehen.

Thomas, haſt du mich verſtanden? Du biſt hier, was ich hier bin: mein Sohn iſt ein Kind, das uns gehorchen muß, ſo lange wir ihm Dienſte leiſten müßen. Du hörſt von dieſem Augenblicke auf, mein Knecht zu ſeyn: du biſt mir zu nichts mehr verbunden! Haſt du mich verſtanden?

Ja! ſagte Thomas und ſtand da beſchämt, wegen des Worts Mylord, das er überall anzuhängen gewohnt war.

So ſetze dich Thomas, und laß uns frühſtücken.

Der alte Mann ſetzte ſich nach einigen Weigerungen und nach einigen Nöthigungen des Lords, und wünſchte ſich in die Bleygebürge von Schottland: ſo unbequem hatte er in ſeinem Leben noch nicht geſeſſen.

Höre Thomas: ich heiſſe Hillnet, du heißt Thomas, mein Sohn William! ich nenne dich du! du heißt mich eben ſo. Ich bin nur einer wie du, und nicht ein ganzer Haufen.

Thomas vergoß große Schweißtropfen.

Nun, wie heiße ich alſo?

Sie heiſſen — fieng Thomas an —

Dummbart! hob der Lord eifrig an: ich heiſſe du! du! wie du du heißt.

Der alte Thomas wurde roth vor Scham. Er ſah ſeinen Herrn von der Seite verſtohlen an.

Thomas, mach mich nicht böſe! Du ſollſt hier ſo gut Herr ſeyn, als ich. Laß dir die Dinge nicht tauſendmahl ſagen: du ſollſt hier ſo gut deinen Willen haben, wie ich! Ich begebe mich von jetzt an aller Herrſchaft über dich! Ich will nicht mehr ſeyn, als du ſelbſt, und folglich, ſiehſt du, nennſt du mich du, wie ich dich du nenne.

Alſo, Sie wollen mich zu nichts mehr zwin-

gen können? ich soll thun, was ich will, was ich mag? fragte Thomas langsam.

Fängst du nun an, zu begreifen? —

Gut! so will ich von diesem Augenblicke an Sie noch immer Mylord nennen, und nie in meinem Leben du zu Ihnen sagen.

Geh, zum Teufel, Dummkopf!

Schneller hatte Thomas nie gehorcht. Er sprang auf und ging hinaus in die Küche.

Lord Hillnet fand nach einigem Besinnen, daß sein alter Thomas so ganz Unrecht mit seiner letzten Schlußfolge nicht gehabt hatte. Er versuchte es auf eine andre Weise, erst sich seinen Thomas ein wenig wieder in die Naturform zurück zu schnitzeln. Er ließ ihm in einiger Entfernung von ihm eine kleine niedliche Hütte aufzimmern, möblirte sie eben so einfach und gut, wie die seinige, schenkte ihm durch ein gerichtliches Instrument das Eigenthum über diese Hütte und über die eine Hälfte dieses Thals.

Wie die Hütte vollendet war, so führt der Lord seinen alten Thomas in die Hütte hinein, übergab ihm die Schenkung darüber, und wie Thomas die Schrift gelesen hatte, die noch durch ein Kapital ihn von aller Abhängigkeit befreyte, und seinen Augen kaum traute, bald die nassen Blicke auf das Papier, bald auf seinen Herrn warf, so fragte ihn der Lord: Höre, Herr Thomas, du siehst, das Schicksal hat uns zu Nachbarn gemacht; willst du es mir wohl zuweilen erlauben, dich zu besuchen?

Thomas wußte nicht, ob sein Herr seiner spottete oder nicht. Er konnte nicht antworten, er warf nun das Papier auf einen Tisch, und verließ schnell den Lord und die Wohnung, lief in die alte Wohnung zurück, und es kostete den Lord alle mögli-

che Mühe, ihn zu bereden, die Wohnung anzunehmen: und nun hoffte Lord Hillnet, Thomas sollte nach und nach den Domestiken vergessen, und sein Freund werden.

Die übrigen Veranstaltungen des Lords, ganz in den Stand der Natur zurück zu kehren, und sich von den Menschen, die er haßte, ganz und gar los zu machen, waren alle eben so rasch, und mancher eben so unzweckmäßig, wie der erste.

Ein Glück, daß der Lord einen sehr geraden Sinn und einen sehr natürlichen und hellen Verstand hatte, und daß seine Veranstaltungen, die noch den Stempel des Menschenhasses trugen, in die früheste Jugend seines Sohns fielen, wo sie diesem nicht den Schaden thaten, den sie einem ältern Knaben hätten thun müssen.

Hillnet trug einfache Kleider, ganz der Kleidung seines Sohns und seines Thomas gleich: ihr Haar schwamm natürlich um den Kopf, ihre Nahrung war einfach und fast lauter Früchte und Gewächse, wenig Fleisch. Ihr Getränke Milch und Wasser, und selten ein Glas guter reiner Wein: Thomas hatte weiter keine Pflicht, als für sie zu kochen, er mußte mit den beyden Einsiedlern essen, aller seiner Widersprüche ungeachtet: den der Lord wollte gar nichts mehr von ihm wissen, wenn er sich nicht fügen wollte.

Thomas wurde nach und nach der Grillen seines Herrn gewohnt. Hillnet besuchte ihn, und Thomas den Lord, und der Knabe schweifte umher im Thale, und vertrieb sich seine Zeit, so gut er konnte. So ging ein Jahr nach dem andern hin: Hillnet und Thomas fühlten sich gesünder und heitrer als sonst, und der Knabe war rasch wie ein Reh, stark und muthig wie ein Mann, und schön wie der Liebesgott.

Früh mit Sonnenaufgange ſprang er von dem ledernen Bette auf, warf ſeine Decke zurück, und flog zum Hauſe hinaus, an den Felſen, aus dem die Quelle hervorrieſelte: hier badete er ſich Kopf, Schultern und Bruſt. Dann warf er ſein Kleid über, und flog hinab in den Park, begoß ſeine Blumen, und hohlte ſich ſein Frühſtück von den höheſten Bäumen, oder von den Hecken. Wenn er geſättigt war; ſo ſammelte er einen Korb voll Früchte, und trug ſie ſeinem Vater und dem alten Thomas in das Zimmer.

Dann zurück in den Park, entweder ans Baſſin, wo er ſich mit Schwimmen beluſtigte, oder er floh an den Bergen mit den Hunden umher, und jagte Kaninchen. Nun erſchien ſein Vater im Park, und der Knabe flog ihm fröhlich entgegen, und erzählte ihm ſein Morgenwerk, und ſeine kleine Begebenheiten.

Jetzt half er ſeinem Vater ſäen und pflanzen. Er harkte das um, was ſein Vater grub, oder er reinigte einen Gang vom Gras, oder er band junge Bäume an, oder er ſah ſeinen Vater propfen und impfen, bis die Sonne höher ſtieg. Dann ſetzte ſich Vater und Sohn in ein Kabinet, und der Vater unterrichtete den Knaben.

Die Nothwendigkeit, ſeinen Sohn zu unterrichten, brachte den Lord zum Nachdenken über das, was er eigentlich wollte. Mich von allen Menſchen trennen? das will ich? und William? — Er runzelte die Stirn, er rieb ſie unmuthig hundertmahl mit der Hand, er ſchüttelte heftig den Kopf, daß für William das nicht paſſen wollte, was ſeine Lieblingsidee war.

Was ſoll aus dem Knaben werden? fragte er ſich tauſendmahl; und eben ſo oft war er gezwun-

gen ſich zu antworten, daß das Thal Williams ewiger Aufenthalt nicht ſeyn könne.

Er gerieth auf tauſend abenteuerliche Einfälle, die Unmöglichkeit möglich zu machen; er wollte ein kleines Mädchen in das Thal aufnehmen, und es für William erziehen: er wollte ihm nichts von Liebe wiſſen laſſen: er wollte — tauſend Dinge wollte er, um den Knaben an das Thal zu feſſeln, und eins ſchien ihm ſo unnütz als das andere.

Er ſaß ganze Abende vor der Hütte, und überlegte, beſann, und wog, und war immer am Ende noch unſchlüſſiger als zuvor.

Er fühlte, der Knabe würde ſich hineinſtürzen in die Welt, und vielleicht noch unglücklicher werden, als ſein Vater. Nach langem Nachſinnen brachte er nichts anders heraus, als das: ich will dem Knaben ſeine angeborne Freyheit laſſen: er ſoll nie erfahren, was befehlen und gehorchen heißt. Sein Freyheitsſinn wird ihm die Menſchen vereckeln, die Menſchen, die eines ums andre Tyrannen und Sclaven ſind: er wird gezwungen ſeyn, einſam zu leben, um frey zu ſeyn: ſein Freyheitsſinn wird die Feſſeln zerbrechen, welches das Weib für ſein Herz ſchmiedet. Er wird Liebe ſuchen, er wird ſie nicht finden, er wird in die Einſamkeit zurückfliehen, wenn er der Betriegereyen der Eitelkeit, die Liebe heißt, müde iſt. Grad ſoll ſein Verſtand ſeyn! bey Gott! rief er, ſprang auf und hob die Hände empor: Wahrheit will ich ihn lehren: kein Vorurtheil, kein Aberglaube ſoll ſeinen Verſtand umnebeln. Der tauſendfache Aberglaube der Menſchen wird ihn in dieß Thal zurück führen, wo er allein Freyheit hat, zu denken, was er faſſen kann.

Er mahlte ſtehenden Fuſſes mit groſſen Buchſtaben über die Thür ſeiner Hütte die beyden Worte: „Wahrheit und Freyheit" um nie den groſſen Plan

aus den Augen zu verlieren, zu dem er seinen William erziehen wollte.

Der Lord hatte, wie fast alle Engländer vom Stande, eine eigentlich gelehrte Erziehung genossen, und diese Erziehung hatte ihm sehr ausgebreitete schätzbare Kenntnisse gegeben, welche er in seiner Einsamkeit auf seinem Gute und hier im Thale noch beträchtlich vermehrt hatte.

Allein sein Enthusiasmus für seine Ideen hatte ihn nie mehr zum Narren gehabt, als eben jetzt, da er nun bestimmt beschliessen wollte, womit er den Unterricht seines Sohnes anfangen könnte. Uiberall fand er in allen Wissenschaften Vorurtheile, Irrthümer, Hypothesen, Voraussetzungen, die nirgend einen Gegenstand hatten. Er las jetzt tausend Bücher, und fand, was er nie gefunden hatte, daß die Wissenschaften, worauf er selbst so stolz war, mit der Konvenzion der Welt, und seiner Nation unendlich genau zusammenhingen, und daß seinem Sohne das Lesen unnütz seyn müsse, weil er kein Buch hatte, daß er ohne Furcht hätte in Williams Hände geben können.

Er versuchte ein paarmahl diese Klippen zu umgehen, und dem Knaben doch manches aus den Wissenschaften zu zeigen; allein Williams Fragen überzeugten den Lord sehr bald, daß die ganz simple Natur nicht viel Wissenschaften ertragen könne.

Er entschloß sich endlich, alle die Kenntnisse zu übergehen, deren Beweise nicht unmittelbar auf sinnlicher Anschauung beruhten, und so fing er mit dem Knaben Mathematik an, lehrte ihm Naturgeschichte, machte ihm einige physikalische Experimente, um ihm Muth zu der Physik selbst zu machen, und ihr Hauptstudium war und blieb reine Mathematik, und Mechanik.

Diese Wissenschaften füllten des Knabens ganze Seele, und gaben seinem Verstande eine Schärfe, eine Gradheit, eine Natürlichkeit, und seinem Herzen eine so unbegrenzte Liebe für die Wahrheit, daß sein Vater selbst noch emsig studiren mußte, um seine scharfen Fragen nach dem Warum eines jeden Dinges beantworten zu können.

Körperliche Arbeiten nahmen noch immer den größten Theil des Tages hin: man drechselte, man schreinerte, man zimmerte, man mauerte, und zehn Handwerker wurden nach einander in das Thal aufgenommen, den Knaben zu beschäftigen. Der Lord war dabey immer gegenwärtig, um jedes schädliche Gespräch verhüthen zu können, und die Handwerker hatten vorher den strengsten Befehl, auf keine Weise den Glauben des Knabens irre zu machen, daß alle Menschen aus gleichem Stoffe gebaut wären.

Zwar führte die Erscheinung dieser Menschen den Knaben zu Fragen, woher sie kämen und wohin sie nun gingen? allein seine kindische Unwissenheit war bald befriedigt, wenn der Vater ihm sagte: sie wohnen auch wie wir in Thälern: es fehlt ihnen an mancherley, was wir haben: du siehst, sie lehren uns bauen, Geräthe machen, und wir geben ihnen dafür Blumen, die sie nicht haben, und junge Bäume, womit sie ihre Thäler bepflanzen wollen.

Diese Beschäftigungen bildeten denn Williams körperliche Kräfte auf alle Weise aus, und seinem Vater schlug das Herz vor hoher Wollust, wenn er den zwölfjährigen Knaben, in seiner schlanken Schönheit mit seinen dreisten, bescheidenen und heitern Blicken vor sich stehen, oder im Parke umher gehen sah.

So lehrte ihn der Lord auch, die Flöte blaſen, und William fand ſehr groſſen Geſchmack an dieſem Inſtrumente, und lernte es ſehr ſchön blaſen.

Nach und nach aber fiel der Knabe auf Fragen, die den Lord beängſteten. Bis hieher war alles, bis auf einige kleine Verlegenheiten, in welche William die beyden Alten verſetzte, ganz gut gegangen.

Der Lord hatte es ganz und gar vermieden, nur den Nahmen, Gott, in Gegenwart Williams auszuſprechen, ſo ernſthafte Vorſtellungen auch Thomas oft ſeinem Herrn darüber gemacht hatte, und Williamen war es auch nie eingefallen, darnach zu fragen, von wem das Alles ſey, was er ſah: und wenn ja ein Geſpräch einmahl drauf hinzuleiten ſchien; ſo lenkte es Lord Hillnet gefliſſentlich ab, weil er eigentlich nicht wußte, was er ſagen ſollte: er beſchäftigte ihn deſto mehr körperlich, je mehr er ſah, daß der Knabe ihn mit ſonderbaren Fragen quälte. Das hatte denn noch immer ſo geholfen.

Endlich an einem Tage, da Lord Hillnet dem alten Thomas etwas geheißen hatte, und Thomas weggegangen war, es zu verrichten; ſo fing William an, und ſteckte den Spaden in die Erde, die er umgrub: Höre! du ſagſt zu Thomas, hohle mir die Gießkanne, und Thomas thuts. Ich höre nie, daß Thomas zu dir ſagte, hohle mir die Gießkanne, und du ſiehſt auch gar nicht aus, als ob du es thun würdeſt, wenn er es ſagte. Wie kommt das?

Der Lord gerieth in Verlegenheit. Wenn er mir es ſagt, ich würde es auch thun!

So? Aber er muß doch mehr thun, als wir. Manchmahl, wenn die Sonne ſticht; ſo gehn wir

in eine Laube in Schatten, und ruhen, und Thomas arbeitet fort: er ginge gern auch, das hab ich gesehn; allein er sieht dich an, und da thut ers nicht, und ist doch nicht so stark wie du! — Wenn ich Thomas wäre; so bliebe ich in meiner Hütte, und arbeitete in meinem Garten, und ließ dich diesen umarbeiten. Warum thut er das nicht?

Der Lord lächelte. Höre William, Thomas kann graben, pflanzen, säen; aber Bäume impfen kann er nicht. Er weiß nicht, wann er pflanzen muß, er kennt den Saamen nicht: das alles muß ich ihm sagen, und dafür muß er mir arbeiten. Wenn er mir nicht arbeitet; so würde ich ihn nicht lehren, und so würde er zuletzt Mangel haben.

Also weil du mehr weißt, als Thomas? Also sieh, bald weiß ich nun auch zu impfen, und kenne den Saamen, also muß Thomas mir auch arbeiten?

Wenn du klüger bist — ja!

Und ich arbeite denn dir auch nicht mehr, wenn ich das weiß, was du weißt?

Der Lord wußte nicht, sollte er ja oder nein sagen.

Aber höre noch eins! du lehrst es mich, was du weißt: wer hat es aber dich gelehrt? —

Mein Vater.

Also du bist auch klein gewesen, wie ich?

Nun ja — höre die Kaninchen haben dein Blumenbeet zerwühlt!

So? schadt nicht! Wie klein war ich denn ganz zuerst?

Ohngefähr so groß.

Und wo kam ich denn zuerst her, mein Vater? schon hundertmahl ist mir das eingefallen.

So lehrte ihn der Lord auch, die Flöte blaſen, und William fand ſehr groſſen Geſchmack an dieſem Inſtrumente, und lernte es ſehr ſchön blaſen.

Nach und nach aber fiel der Knabe auf Fragen, die den Lord beängſteten. Bis hieher war alles, bis auf einige kleine Verlegenheiten, in welche William die beyden Alten verſetzte, ganz gut gegangen.

Der Lord hatte es ganz und gar vermieden, nur den Nahmen, Gott, in Gegenwart Williams auszuſprechen, ſo ernſthafte Vorſtellungen auch Thomas oft ſeinem Herrn darüber gemacht hatte, und Williamen war es auch nie eingefallen, darnach zu fragen, von wem das Alles ſey, was er ſah: und wenn ja ein Geſpräch einmahl drauf hinzuleiten ſchien; ſo lenkte es Lord Hillnet gefliſſentlich ab, weil er eigentlich nicht wußte, was er ſagen ſollte: er beſchäftigte ihn deſto mehr körperlich, je mehr er ſah, daß der Knabe ihn mit ſonderbaren Fragen quälte. Das hatte denn noch immer ſo geholfen.

Endlich an einem Tage, da Lord Hillnet dem alten Thomas etwas geheißen hatte, und Thomas weggegangen war, es zu verrichten; ſo fing William an, und ſteckte den Spaden in die Erde, die er umgrub: Höre! du ſagſt zu Thomas, hohle mir die Gießkanne, und Thomas thuts. Ich höre nie, daß Thomas zu dir ſagte, hohle mir die Gießkanne, und du ſiehſt auch gar nicht aus, als ob du es thun würdeſt, wenn er es ſagte. Wie kommt das?

Der Lord gerieth in Verlegenheit. Wenn er mir es ſagt, ich würde es auch thun!

So? Aber er muß doch mehr thun, als wir. Manchmahl, wenn die Sonne ſticht; ſo gehn wir

in eine Laube in Schatten, und ruhen, und Thomas arbeitet fort: er ginge gern auch, das hab ich gesehn; allein er sieht dich an, und da thut ers nicht, und ist doch nicht so stark wie du! — Wenn ich Thomas wäre; so bliebe ich in meiner Hütte, und arbeitete in meinem Garten, und ließ dich diesen umarbeiten. Warum thut er das nicht?

Der Lord lächelte. Höre William, Thomas kann graben, pflanzen, säen; aber Bäume impfen kann er nicht. Er weiß nicht, wann er pflanzen muß, er kennt den Saamen nicht: das alles muß ich ihm sagen, und dafür muß er mir arbeiten. Wenn er mir nicht arbeitet; so würde ich ihn nicht lehren, und so würde er zuletzt Mangel haben.

Also weil du mehr weißt, als Thomas? Also sieh, bald weiß ich nun auch zu impfen, und kenne den Saamen, also muß Thomas mir auch arbeiten?

Wenn du klüger bist — ja!

Und ich arbeite denn dir auch nicht mehr, wenn ich das weiß, was du weißt?

Der Lord wußte nicht, sollte er ja oder nein sagen.

Aber höre noch eins! du lehrst es mich, was du weißt: wer hat es aber dich gelehrt? —

Mein Vater.

Also du bist auch klein gewesen, wie ich?

Nun ja — höre die Kaninchen haben dein Blumenbeet zerwühlt!

So? schadt nicht! Wie klein war ich denn ganz zuerst?

Ohngefähr so groß.

Und wo kam ich denn zuerst her, mein Vater? schon hundertmahl ist mir das eingefallen.

Ich muß doch auch woher gekommen ſeyn, ſo wie die Pflanzen, das ſag mir!

Das weiß ich nicht! ſagte der Lord verdrießlich.

Nicht? das iſt ſchade! — wo aber haſt du mich denn zuerſt geſehen?

Um dir das zu erzählen, müſſen wir einmahl recht ſehr viel Zeit haben.

Der Kleine nahm ſeinen Spaden, und warf ihn ſo weit er konnte. Da! wir haben Zeit! und nun warf er ſich zu den Füßen ſeines Vaters in eine horchende Stellung.

Auf ein andermahl! ſagte der Lord, und ſtand auf, und ging langſam davon. Er gerieth in ein tiefes Nachſinnen über die Art und Weiſe, mit der er des Knaben Neugierde befriedigen könnte: er fühlte, es war eine Lücke in den Kenntniſſen des Knaben, die entweder der Unterricht, oder Williams eigene Fantaſie ausfüllen würde, und er mußte ſich entſchließen, dieſe Lücke auszufüllen.

Einige Wochen gingen über dieſen Entſchluß hin, und endlich erzählte er dann dem horchenden William lauter Idyllen: denn mehr waren die Erzählungen des Lords nicht. Er bedeckte die Erde mit lauter ſolchen Thälern, wie das war, worin ſie lebten! er verſchwieg alles, was dem Knaben Anlaß geben konnte, nur einen Unterſchied des Standes oder der Menſchen zu vermuthen. Er baute in jegliches Thal ein paar Hütten, wie ſie hatten, und ließ lauter gute arbeitſame Menſchen in dieſen Hütten wohnen: er verſchwieg es ihm, wie ſehr die Kunſt die Natur von der Erde verdrängt habe. Er erzählte auch einiges von dem Entſtehen des Menſchen, und verwies dieſen Punct noch auf eine beſſere Gelegenheit, und was er ihm

hier-

hierüber sagte, war eine schöne Fabel, wobey die Fantasie des Knaben in keine Gefahr kam.

Wenn eine gutthätige Gottheit auf einmahl einem Blinden das Gesicht, und den vollen Gebrauch desselben gäbe; das Erstaunen, worin dieser durch den Zauberanblick der Dinge um ihn her gerathen würde, wäre ein Bild von dem Erstaunen des Knabens.

Tausend Fragen hintereinander nach den Umständen dieser Menschen, und jede Frage mit dem Wunsche begleitet, alles selbst zu sehen. Seine Augen flogen beständig nach den Höhen, welche das Thal begrenzten.

Die Arbeit lag, die Blumen welkten, das Unkraut überwuchs Williams liebste Blumen. Da saß er träumend am Bassin, den Kopf bald in diese Hand, bald in jene gestützt, und die Fragen, die er seinem Vater that, wenn er ihn sah, zeigten genugsam, womit er sich beschäftigte.

Sein Thal war ihm nun ein Kerker geworden: halbe Tage stand er an der Gitterthür, und sah in die Büsche, die sie umgaben, und sie schienen ihm grüner, duftender, reitzender als die schönsten Gesträuche im Garten. Er wagte es selbst hinüber zu klettern: allein er war doch zu furchtsam, sich weit vom Thale zu verlieren. Er kehrte zurück, und seine Blicke drangen nur sehnsuchtsvoll vorwärts. Er entfernte sich ungern von der Thür: nicht einer seiner Wünsche blieb in dem engen Raume des Thals: sie schweiften beständig außer dem Thale umher; und nur in den Hütten der andern Menschen fand er nun das Glück, das sein Vater ihm vergebens in seiner eigenen Hütte versprach. Die Gemählde seines Vaters wurden

weit von dem Gemählde ſeiner Fantaſie überſtrahlt: jedes fremde Thal, das er ſah, dachte, ſchwamm in einem hellen Roſenlichte: jede Hütte war mit Leben und Freude gefüllt: er ſehnte ſich hinaus, unter Menſchen mit dem weichſten Herzen und mit thränenden Blicken.

Er betrachtete mit Habichtsblicken die hohen Berge, die das Thal einfaßten, täglich machte er Verſuche, ſie zu erſteigen: und die Furcht, eine unbekannte Furcht, führte ihn immer zurück, ohne je den Gipfel zu erreichen; allein mit jedem Tage ſtieg er demnach ein paar Schritte höher.

Um dieſe Zeit hellte es einen Morgen an der Thüre. Mit einer unbegrenzten Freude flog William mit dem Geſchrey: man ſchellt! an die Gitterthüre. Sein Vater kam und öffnete, und ein Paar ſeiner Unterthanen waren im Park, ihren Herrn zu ſprechen. William ſchlich ſich zur Seite bey ihnen her, und horchte angeſtrengt auf jedes ihrer Worte, und ſein Vater verſprach ihnen, ſelbſt mit ihnen zu gehn.

Er empfahl Thomas und William, gute Aufſicht zu halten und ging mit den Leuten aus dem Park. Kaum war er fort, ſo erwachte bey William unwiderſtehlich die Begierde, den Berg zu erſteigen. Er flog hinan da, wo er von Büſchen am meiſten bedeckt war, und wie er die Hälfte des Berges hinan war, ſo flog ſein Blick mit Entzücken auf den Park, den er wie ein Gemählde unter ſich liegen hatte. Endlich erreichte er die Spitze des Berges und befand ſich nun vor der undurchdringlichen Hecke, welche die Höhe bekrönte.

Er ſchlich an der Hecke weg, und endlich fand er eine kleine Oeffnung, wodurch er ſchlüpfen

konnte. Er drängte ſich hindurch: er fühlte die Riſſe nicht, womit ihm die Dornen Hände und Geſicht verwundeten: er drängte muthig weiter, immer die Augen vorwärts mit ſtarrem Blicke gewandt.

Endlich wurde das Geſträuch lichter und nun flog er vorwärts: er erreichte noch eine Anhöhe, und von da lag vor ſeinem entzückten Blicke ein unabſehbares Gefilde: voll neuer und reitzender Gegenſtände. Es war ihm, als müßte er ſich hinabſtürzen in diſes Meer von Wolluſt: er breitete die Arme aus, er hüpfte vor Freude, er jauchzte, er ſchrie.

Noch hatten ſeine Blicke nichts unterſchieden: alles ſchwamm bunt unter einander vor ſeinen umherfliegenden Blicken Nach und nach fing er an die Gegenſtände zu unterſcheiden

Dort waren Menſchen auf einer Wieſe beſchäftigt: er betrachtete ſie mit unbändigen Schlägen ſeines überfüllten Herzens. Ein Wagen mit Heu beladen, mit vier Pferden beſpannt, fing ſich an vor ſeinen Augen zu bewegen. Das ſind Pferde! rief er, o gewiß, das ſind Pferde! da traf ſein Blick eine Menge Häuſer, einen Thurm in der Mitte. Er ſtreckte die Hand aus, er zeigte lächelnd mit einem Finger in die Gegend hin, und rief: ah, das dacht ich! da wohnen ſie! wie groß das Thal iſt! wie ſchön die Hütten! wie hoch! Es war ein Dorf, und das Dorf ſeines Vaters. Ein Fluß wälzte ſich in der Ferne im goldenen Sonnenſtrahl hin. Er betrachtete ihn lächelnd, und ſchüttelte mit dem Kopfe, weil er nicht wußte, was das war, das ſo glänzte.

So ſtand er, und wenn er einen andern Ge-

genſtand erblickte, ſo lächelte er, und hüpfte und jauchzte: ſchon ein paarmahl hob er den Fuß, in das Thal hinab zu fliegen: aber doch hielt ihn das Andenken an ſeinen Vater und eine gewiſſe unerklärliche Furcht zurück.

Ein Geräuſch neben ihm machte ihn aufmerkſam; es war das Geläute von Glocken: er zog ſich beſtürzt hinter ein Gebüſch, die Augen ſtarr in die Gegend gerichtet, woher das Geläute tönte. Es waren Kühe, die auf der Höhe im Walde weideten. Er erſchrack anfangs, und wich beſtürzt hinter ſich, wie ſie hervorkamen. Er betrachtete ſtier und ſtarr die neuen Geſchöpfe! er erkannte ſie aus den Zeichnungen, die er von ihnen geſehen hatte. Endlich kam dann auch hinter ihnen der Hirt.

Der Anblick eines Menſchen war ihm fürchterlicher, als der Anblick dieſer Thiere. Er floh zurück. He da! rief der Hirt hinter ihm drein; und er floh noch ſchneller. Glücklicher Weiſe traf er die Dornhecke wieder: neue Wunden zerriſſen ihm aufs neue Hände und Geſicht: endlich war er mit dem Untergange der Sonne wieder unten im Park, und in Thomas Armen, dem er laut zuſchrie: o was hab ich geſehn! Thomas: was hab ich geſehn! —

Der arme Thomas war während der Zeit in Höllenangſt geweſen. Er hatte den Knaben geſucht und nicht gefunden: ganz von ungefähr hob er ſeine Augen in die Höhe und ſah ihn oben auf dem Gipfel des Berges! Er rief ihm zu mit aller Kraft ſeiner Lunge; allein die Entfernung war zu groß, als daß William es hören konnte. Ach, was wird Mylord ſagen, wenn er ihn nicht findet: Das

rief der alte Mann den Nachmittag hundertmahl. Sogar wagte er es, den Berg hinauf und dem Flüchtigen nachzusetzen: allein er überzeugte sich bald, daß er, ohne den Hals zu brechen, den Gipfel nicht erreichen würde. Wie groß war nun seine Freude, wie er ihn wieder hatte! seinen William wieder an seine Brust drückte, unter liebkosenden Drohungen ihm seinen Vorwitz verwies, und hauptsächlich dem Knaben anbefahl, ja den Versuch ganz dem Lord Hillnet zu verschweigen.

Aber warum? fragte William.

Das weiß ich! sagte der Alte.

William schwieg eine halbe Stunde nach seines Vaters Zurückkunft; allein nun war auch kein Halten mehr. Ich habe Pferde gesehn, Vater!

Wo? fragte Hillnet mit Erstaunen, wie er des Knaben brennende Augen sah.

Ich soll dirs nicht sagen, will Thomas.

Und nun nach einigen Fragen von dem Lord, erfuhr er das ganze Wagstück des Knaben.

Der Lord saß nachdenkend da. Hm! sagte er Kopfschüttelnd und wischte den Staub vom Tische: hm! der Zug nach Menschen wäre natürlich? Er sagte weder Böses, noch Gutes zu Williams Abenteuer; allein am andern Tage Abends weideten zwey schöne muntere Pferde im Thale, und William schlug seine Hände vor Erstaunen zusammen, wie er sie erblickte. Pferde! Pferde! rief er, und zupfte seinen Vater am Arm.

Man fing sie ein, man zäumte sie, und Lord Hillnet bestieg eins, und das andere bestieg William, und man trabte im Thale umher.

Eine neue Beschäftigung für William, die ihn Monathe lang abzog von den Thälern jenseits

des Berges; aber schon wieder hingen seine Augen sehnsuchtsvoll auf den Höhen: das Reiten war ihm gleichgültig.

Der Lord legte unmuthig den Kopf in die Hand, und sann auf ein Mittel, den Knaben im Thale zu fesseln, und überall sah er eine unüberwindliche Nothwendigkeit vor sich, ihm endlich die Freyheit zu geben.

Thomas, der alte Thomas, sah seinen Herrn verlegen: er erfuhr die Ursach. Ja, sagte er: jetzt treibt ihn nur erst die Neugierde; aber wie wirds werden, wenn ihn noch etwas anders treibt?

Und das andere wäre? fragte Hillnet.

Ich meine nur so: William ist nun funfzehn Jahre alt, und da, ich — denke — sein Blut wird sich auch bald regen. Er frägt mich jetzt, wenn er mich allein haben kann, so eifrig nach manchen Dingen. —

Und was antworteſt du?

Ja, ja! das ist's eben, was ich nicht weiß. Herr, der Mensch ist nicht für die Einsamkeit!

Der Lord rieb die Stirn. Hm! das ist wahr! sprach er, und er rief seinen William herein, und nun erzählte der Vater dem Sohn, daß auch unter den Menschen hin und wieder Thoren wären, die nicht wüßten, was sie wollten, die übrigens ganz gescheidt redeten; allein desto ungescheidter handelten: die ihr Haar in einander verwickelten, Mehl darauf würfen, die schönsten Tage in hohen steinernen Häusern lebten, und so weiter: und William wollte sich todt lachen, daß die Menschen so große Thoren seyn könnten, wie sein Vater sagte.

Du sollst hinaus aus dieser Einsamkeit, mein

Sohn! so schloß endlich der Lord; allein noch nicht! dein Herz soll erst Festigkeit genug haben, nicht der Raub eines falschen Blickes zu werden: dein Verstand soll erst Stärke genug haben, den Thorheiten der Menschen und ihren Lastern zu widerstehen.

William meinte, daß dazu wenig Verstand gehöre, um zu sehen, daß ein Narr ein Narr sey! und der Vater drückte ihn an seine Brust, und William bath seinen Vater, ihn wenigstens auf die Probe einmahl zu Menschen zu führen; das versprach der Vater, — und William träumte nichts anders als Menschen, Städte und ihre Thorheiten.

Lord Hillnet beschloß denn nun, nach und nach seinen Sohn mit aller Vorsicht, die der natürliche Sinn des Jünglings forderte, in die Welt einzuführen, und um dazu die Veranstaltungen zu treffen, mußte er einige Tage das Thal verlassen.

Kaum war er fort, so war Thomas des Jünglings Schatten: er betrachtete ihn mit so unruhigen Blicken, daß der Jüngling wohl sah, man fürchtete wieder ein neues Abenteuer von ihm. Er gerieth nun auch wirklich auf diesen Einfall, und wie er den alten Mann nicht los werden konnte: so fing er an so schnell von einer Seite des Thals zur Andern hin und her zu laufen, daß Thomas gezwungen war, dem jungen Menschen sich selbst zu überlassen.

Der alte Lord hatte ihm ausdrücklich verbothen, William es merken zu lassen, daß man ihn hindern wolle.

Wie William sich in Freyheit sah, so fielen seine Gedanken mit Ungestüm auf das süße Projekt, die Höhen zu erklettern. Er schlich hinter den

Büſchen hinan, gewann bald die Höhen; nur an einer andern Seite: er ſah, wie Thomas ihm den Rücken zukehrte und die entgegengeſetzte Seite des Berges hüthete.

Er ſchlich hinauf, er erreichte die Spitze, er drängte ſich durch Dorn und Hecke, er kam zu der höheſten Spitze der Anhöhen; allein ſie waren mit Waldung bedeckt, die ſich tief ins Thal hinabzogen. Er ging mit Unmuth auf der Höhe weg; allein die Wäldungen blieben dick und finſter. Er ſchlich ein wenig furchtſam in das Thal hinab, und ſchlug von Zeit zu Zeit ſeinen Blick in die Höhe zurück, um ſeinen Weg wiederfinden zu können.

Einige weidende Heerden war alles, was er antraf. Endlich endigte das Gebüſch, und vor ihm lag eine reitzende Ebene, voll Dörfer, an der Seite, neben ihm, ziemlich nahe, das Landgut des Sir Heinrich Johnſon. Das reitzende und prächtige Haus Sir Heinrichs zog ſeine Blicke an, und er näherte ſich immer mehr; allein immer zwiſchen den kleinen Buſchwerk, welches die Waldung endigte.

Auf einmahl ſtutzte er: denn er ſah einen ziemlich breiten Fluß ihn von dem Landgute trennen: jenſeit des Fluſſes hob ſogleich ein lichter Garten voll Blumenparterre an, in denen hie und da Statüen ſtanden. Sein Auge durchflog die Parkhien rechts; denn nahe vor dem Hauſe ſah er hin und wieder Menſchen im Garten gehen. Sein Auge hing ſtarr auf dieſe Menſchen; er wollte gern näher heran, wenn er nur unbemerkt bleiben könnte: er ſah einen ziemlichen Buſchreichen Theil des Parks vor ſich, und er glaubte, daß ihn dieſer hinreichend verbergen würde.

Jetzt nickte er entschlossen mit dem Kopfe; wie geschwind läufst du zurück! dachte er: er lächelte, und stürzte sich mit einem weiten Sprunge in den Fluß. Ein ängstliches Geschrey traf sein Ohr, wie er hinab vom Ufer sprang; er hob den Kopf aus den Wellen und sah nichts, was ihn hätte zum Umkehren bringen können. Er schwamm ans andere Ufer, und stieg vorsichtig in die Höhe; und sein Blick suchte sogleich das Gebüsch, das ihn verbergen sollte.

Er bog links ein, und starr blieb er vor Schrecken stehen; denn drey Schritte von ihm stand ein Mensch, der eben so erschrocken schien, wie er selbst war. Aus der Kleidung schloß William, daß es ein Frauenzimmer sey, und seine Furcht verschwand völlig, und an ihre Stelle trat eine ahndende fröhliche Neugierde. Er betrachtete sie mit starren Blicken, er konnte sich nicht enthalten, vor Wohlbehagen, zu lächeln, so oft er sie ansah: er betrachtete Gesicht, Hals und Hände sehr neugierig: aus der Kleidung wußte er nichts zu machen, er dachte an seines Vaters Beschreibung: der Kopfputz war ungeheuer, das Haar weiß, der Körper eingepreßt.

Er betrachtete sie mit Lächeln, und mit Kopfnicken. Er dachte bey sich: der Vater hat Recht.

Wer bist denn du, du Waghals? fragte endlich das Frauenzimmer, mit einem sanften, reitzenden und schmeichelhaften Tone der Stimme.

Williams Auge wurde hell und freundlich, er horchte, und es ging ihm nahe, daß sie nicht weiter redete. Ich bin William! antwortete er:

Das Mädchen lächelte: William? aber was bist du denn eigentlich?

Jetzt lächelte William: eine Mannsperson bin ich.

Das Mädchen ſchwieg einen Augenblick, und betrachtete den trieſenden Jüngling näher. Seine Kleidung war ſehr einfach; aber doch nicht, wie ſie erſt vermuthet hatte, die Kleidung eines Bauers! noch weniger war ſeine Sprache die Sprache der Bauern. Sein Accent war gebildet, und ſeine Stimme hell und wohlklingend.

Und wer biſt du denn? fragte William jetzt.

Das Mädchen antwortete nicht und ſah ihn an. Nun? wer biſt du? fragte William noch einmahl, und trat einen Schritt näher. Die Tochter Sir Heinrichs, Fanny trat zwey Schritte zurück. Was willſt du hier? fragte ſie ein wenig furchtſam.

Dort das beſehen. Er zeigte auf das Haus, und die Statüen und Menſchen, mit ſehr freundlichen Blicken.

Das Mädchen ſchüttelte mit dem Kopfe. Wo kommſt du her?

Dort aus dem Thale! Nun, wie heißt du? ich habe dich ſchon einmahl gefragt.

Ich bin die Tochter Sir Johnſons, dem dieſer Landſitz gehört.

Haſt du denn keinen Nahmen?

Fanny lächelte: Fanny heiß ich.

Nun Fanny, er beſah mit einem unwilligen Blicke ihren Hut mit Federn, und ihr Haar: nun Fanny, ſey doch nicht närriſch!

Das arme Mädchen war verlegen, ſie ſuchte wegzukommen. Willſt du die Dinge beſehen, ſo komm, ich will ſie dir zeigen.

Ja! ſagte William, und ging nun, immer ſie von der Seite betrachtend, und lächelnd, neben ihr her. Höre, biſt du ein Frauenzimmer!

Ja.

Ein Mädchen?

Ja.

Wie alt biſt du, Fanny?

Sechzehn Jahre! ſagte Fanny mit erwartungsvollen Blicken.

Höre! er ſtrich ihr mit der Hand übers Haar; iſt das Mehl?

Fanny ward roth und ängſtlich: ſie eilte.

Fanny, lauf doch nicht ſo! höre, zeige mir doch einmahl deine Füſſe

Mein Gott! flüſterte Fanny leiſe und ängſtlich, William faßte den ſeidenen Rock an, und zog ihn ein wenig in die Höh. Ja, ja! du haſt auch ſolche Stelzen unter den Schuhen. Das iſt Schade, Fanny!

Fanny eilte, daß ihr der Athem gebrach.

Aber Mädchen, warum läufſt du denn ſo? geh doch langſamer! Er ergriff ihre Hand, und hielt ſie auf. Fanny ſchrie laut auf. Was ſchreyſt du? fragte William und ließ erſchrocken ihre Hand fahren: und nun lief ſie wie ein Reh vor ihm her; er folgte ihr, und bath, langſamer zu gehen, bis ſie denn endlich, mit einem Gottlob über das andere, in einem Rondel ſtürzte, wo eine große Menge Herren und Damen ſaßen.

Jetzt war die Reihe zu erſchrecken an William. Er flog mit ſeinen Blicken in dem Kreiſe der Geſellſchaft umher, und blieb in dem Eingange des Rondels ſtehen. Man ſah an Fannys Geſicht, an ihren Blicken, die ſie auf William warf, daß ſie von ihm erſchreckt war: man fragte ſie; allein ſie hatte noch nicht Athem genug, um zu antworten: ſie zeigte nur mit der Hand auf William, der da

weit von dem Gemählde seiner Fantasie überstrahlt: jedes fremde Thal, das er sich dachte, schwamm in einem hellen Rosenlichte: jede Hütte war mit Leben und Freude gefüllt: er sehnte sich hinaus, unter Menschen mit dem vollsten Herzen und mit thränenden Blicken.

Er betrachtete mit Habichtsblicken die hohen Berge, die das Thal einfaßten, täglich machte er Versuche, sie zu ersteigen: und die Furcht, eine unbekannte Furcht, führte ihn immer zurück, ohne je den Gipfel zu erreichen; allein mit jedem Tage stieg er dennoch ein paar Schritte höher.

Um diese Zeit schellte es einen Morgen an der Thür. Mit einer unbegrenzten Freude flog William mit dem Geschrey: man schellt! an die Gitterthür. Sein Vater kam und öffnete, und ein Paar seiner Unterthanen waren im Park, ihren Herrn zu sprechen. William schlich sich zur Seite bey ihnen her, und horchte angestrengt auf jedes ihrer Worte, und sein Vater versprach ihnen, selbst mit ihnen zu gehn.

Er empfahl Thomas und William, gute Aufsicht zu halten und ging mit den Leuten aus dem Park. Kaum war er fort, so erwachte bey William unwiderstehlich die Begierde, den Berg zu ersteigen. Er flog hinan da, wo er von Büschen am meisten bedeckt war, und wie er die Hälfte des Berges hinan war, so flog sein Blick mit Entzücken auf den Park, den er wie ein Gemählde unter sich liegen hatte. Endlich erreichte er die Spitze des Berges und befand sich nun vor der undurchdringlichen Hecke, welche die Höhe bekrönte.

Er schlich an der Hecke weg, und endlich fand er eine kleine Oeffnung, wodurch er schlüpfen

konnte. Er drängte ſich hindurch: er fühlte die Riſſe nicht, womit ihm die Dornen Hände und Geſicht verwundeten: er drängte muthig weiter, immer die Augen vorwärts mit ſtarrem Blicke gewandt.

Endlich wurde das Geſträuch lichter und nun flog er vorwärts: er erreichte noch eine Anhöhe, und von da lag vor ſeinem entzückten Blicke ein unabſehbares Gefilde: voll neuer und reitzender Gegenſtände. Es war ihm, als müßte er ſich hinabſtürzen in diſes Meer von Wolluſt: er breitete die Arme aus, er hüpfte vor Freude, er jauchzte, er ſchrie.

Noch hatten ſeine Blicke nichts unterſchieden: alles ſchwamm bunt unter einander vor ſeinen umherfliegenden Blicken Nach und nach fing er an die Gegenſtände zu unterſcheiden

Dort waren Menſchen auf einer Wieſe beſchäftigt: er betrachtete ſie mit unbändigen Schlägen ſeines überfüllten Herzens. Ein Wagen mit Heu beladen, mit vier Pferden beſpannt, fing ſich an vor ſeinen Augen zu bewegen. Das ſind Pferde! rief er, o gewiß, das ſind Pferde! da traf ſein Blick eine Menge Häuſer, einen Thurm in der Mitte. Er ſtreckte die Hand aus, er zeigte lächelnd mit einem Finger in die Gegend hin, und rief: ah, das dacht ich! da wohnen ſie! wie groß das Thal iſt! wie ſchön die Hütten! wie hoch! Es war ein Dorf, und das Dorf ſeines Vaters. Ein Fluß wälzte ſich in der Ferne im goldenen Sonnenſtrahl hin. Er betrachtete ihn lächelnd, und ſchüttelte mit dem Kopfe, weil er nicht wußte, was das war, das ſo glänzte.

So ſtand er, und wenn er einen andern Ge-

genſtand erblickte, ſo lächelte er, und hüpfte und jauchzte: ſchon ein paarmahl hob er den Fuß, in das Thal hinab zu fliegen: aber doch hielt ihn das Andenken an ſeinen Vater und eine gewiſſe unerklärliche Furcht zurück.

Ein Geräuſch neben ihm machte ihn aufmerkſam; es war das Geläute von Glocken: er zog ſich beſtürzt hinter ein Gebüſch, die Augen ſtarr in die Gegend gerichtet, woher das Geläute tönte. Es waren Kühe, die auf der Höhe im Walde weideten. Er erſchrack anfangs, und wich beſtürzt hinter ſich, wie ſie hervorkamen. Er betrachtete ſtier und ſtarr die neuen Geſchöpfe! er erkannte ſie aus den Zeichnungen, die er von ihnen geſehen hatte. Endlich kam dann auch hinter ihnen der Hirt.

Der Anblick eines Menſchen war ihm fürchterlicher, als der Anblick dieſer Thiere. Er floh zurück. He da! rief der Hirt hinter ihm drein; und er floh noch ſchneller. Glücklicher Weiſe traf er die Dornhecke wieder: neue Wunden zerriſſen ihm aufs neue Hände und Geſicht: endlich war er mit dem Untergange der Sonne wieder unten im Park, und in Thomas Armen, dem er laut zuſchrie: o was hab ich geſehn! Thomas: was hab ich geſehn! —

Der arme Thomas war während der Zeit in Höllenangſt geweſen. Er hatte den Knaben geſucht und nicht gefunden: ganz von ungefähr hob er ſeine Augen in die Höhe und ſah ihn oben auf dem Gipfel des Berges! Er rief ihm zu mit aller Kraft ſeiner Lunge; allein die Entfernung war zu groß, als daß William es hören konnte. Ach, was wird Mylord ſagen, wenn er ihn nicht findet: Das

rief der alte Mann den Nachmittag hundertmahl. Sogar wagte er es, den Berg hinauf und dem Flüchtigen nachzusetzen: allein er überzeugte sich bald, daß er, ohne den Hals zu brechen, den Gipfel nicht erreichen würde. Wie groß war nun seine Freude, wie er ihn wieder hatte! seinen William wieder an seine Brust drückte, unter liebkosenden Drohungen ihm seinen Vorwitz verwies, und hauptsächlich dem Knaben anbefahl, ja den Versuch ganz dem Lord Hillnet zu verschweigen.

Aber warum? fragte William.

Das weiß ich! sagte der Vite.

William schwieg eine halbe Stunde nach seines Vaters Zurückkunft; allein nun war auch kein Halten mehr. Ich habe Pferde gesehn, Vater!

Wo? fragte Hillnet mit Erstaunen, wie er des Knaben brennende Augen sah.

Ich soll dirs nicht sagen, will Thomas.

Und nun nach einigen Fragen von dem Lord, erfuhr er das ganze Wagstück des Knaben.

Der Lord saß nachdenkend da. Hm! sagte er Kopfschüttelnd und wischte den Staub vom Tische: hm! der Zug nach Menschen wäre natürlich? Er sagte weder Böses, noch Gutes zu Williams Abenteuer; allein am andern Tage Abends weideten zwey schöne muntere Pferde im Thale, und William schlug seine Hände vor Erstaunen zusammen, wie er sie erblickte. Pferde! Pferde! rief er, und zupfte seinen Vater am Arm.

Man fing sie ein, man zäumte sie, und Lord Hillnet bestieg eins, und das andere bestieg William, und man trabte im Thale umher.

Eine neue Beschäftigung für William, die ihn Monathe lang abzog von den Thälern jenseits

des Berges; aber schon wieder hingen seine Augen sehnsuchtsvoll auf den Höhen: das Reiten war ihm gleichgültig.

Der Lord legte unmuthig den Kopf in die Hand, und sann auf ein Mittel, den Knaben im Thale zu fesseln, und überall sah er eine unüberwindliche Nothwendigkeit vor sich, ihm endlich die Freyheit zu geben.

Thomas, der alte Thomas, sah seinen Herrn verlegen: er erfuhr die Ursach. Ja, sagte er: jetzt treibt ihn nur erst die Neugierde; aber wie wirds werden, wenn ihn noch etwas anders treibt?

Und das andere wäre? fragte Hillnet.

Ich meine nur so: William ist nun funfzehn Jahre alt, und da, ich — denke — sein Blut wird sich auch bald regen. Er frägt mich jetzt, wenn er mich allein haben kann, so eifrig nach manchen Dingen. —

Und was antwortest du?

Ja, ja! das ist's eben, was ich nicht weiß. Herr, der Mensch ist nicht für die Einsamkeit!

Der Lord rieb die Stirn. Hm! das ist wahr! sprach er, und er rief seinen William herein, und nun erzählte der Vater dem Sohn, daß auch unter den Menschen hin und wieder Thoren wären, die nicht wüßten, was sie wollten, die übrigens ganz gescheidt redeten; allein desto ungescheidter handelten: die ihr Haar in einander verwickelten, Mehl darauf würfen, die schönsten Tage in hohen steinernen Häusern lebten, und so weiter: und William wollte sich todt lachen, daß die Menschen so große Thoren seyn könnten, wie sein Vater sagte.

Du sollst hinaus aus dieser Einsamkeit, mein

Sohn! so schloß endlich der Lord; allein noch nicht! dein Herz soll erst Festigkeit genug haben, nicht der Raub eines falschen Blickes zu werden: dein Verstand soll erst Stärke genug haben, den Thorheiten der Menschen und ihren Lastern zu widerstehen.

William meinte, daß dazu wenig Verstand gehöre, um zu sehen, daß ein Narr ein Narr sey! und der Vater drückte ihn, an seine Brust, und William bath seinen Vater, ihn wenigstens auf die Probe einmahl zu Menschen zu führen; das versprach der Vater, — und William träumte nichts anders als Menschen, Städte und ihre Thorheiten.

Lord Hillnet beschloß denn nun, nach und nach seinen Sohn mit aller Vorsicht, die der natürliche Sinn des Jünglings forderte, in die Welt einzuführen, und um dazu die Veranstaltungen zu treffen, mußte er einige Tage das Thal verlassen.

Kaum war er fort, so war Thomas des Jünglings Schatten: er betrachtete ihn mit so unruhigen Blicken, daß der Jüngling wohl sah, man fürchtete wieder ein neues Abenteuer von ihm. Er gerieth nun auch wirklich auf diesen Einfall, und wie er den alten Mann nicht los werden konnte: so fing er an so schnell von einer Seite des Thals zur Andern hin und her zu laufen, daß Thomas gezwungen war, dem jungen Menschen sich selbst zu überlassen.

Der alte Lord hatte ihm ausdrücklich verbothen, William es merken zu lassen, daß man ihn hindern wolle.

Wie William sich in Freyheit sah, so fielen seine Gedanken mit Ungestüm auf das süße Projekt, die Höhen zu erklettern. Er schlich hinter den

Büſchen hinan, gewann bald die Höhen; nur an einer andern Seite: er ſah, wie Thomas ihm den Rücken zukehrte und die entgegengeſetzte Seite des Berges hüthete.

Er ſchlich hinauf, er erreichte die Spitze, er drängte ſich durch Dorn und Hecke, er kam zu der höheſten Spitze der Anhöhen: allein ſie waren mit Waldung bedeckt, die ſich tief ins Thal hinabzogen. Er ging mit Unmuth auf der Höhe weg; allein die Waldungen blieben dick und finſter. Er ſchlich ein wenig furchtſam in das Thal hinab, und ſchlug von Zeit zu Zeit ſeinen Blick in die Höhe zurück, um ſeinen Weg wiederfinden zu können.

Einige weidende Heerden war alles, was er antraf. Endlich endigte das Gebüſch, und vor ihm lag eine reitzende Ebene, voll Dörfer, an der Seite, neben ihm, ziemlich nahe, das Landgut des Sir Heinrich Johnſon. Das reitzende und prächtige Haus Sir Heinrichs zog ſeine Blicke an, und er näherte ſich immer mehr; allein immer zwiſchen den kleinen Buſchwerk, welches die Waldung endigte.

Auf einmahl ſtutzte er: denn er ſah einen ziemlich breiten Fluß ihn von dem Landgute trennen: jenſeit des Fluſſes hob ſogleich ein lichter Garten voll Blumenparterre an, in denen hie und da Statüen ſtanden. Sein Auge durchflog die Parthien rechts; denn nahe vor dem Hauſe ſah er hin und wieder Menſchen im Garten gehen. Sein Auge hing ſtarr auf dieſe Menſchen; er wollte gern näher heran, wenn er nur unbemerkt bleiben könnte: er ſah einen ziemlichen Buſchreichen Theil des Parks vor ſich, und er glaubte, daß ihn dieſer hinreichend verbergen würde.

Jetzt nickte er entschlossen mit dem Kopfe; wie geschwind läufst du zurück! dachte er: er lächelte, und stürzte sich mit einem weiten Sprunge in den Fluß. Ein ängstliches Geschrey traf sein Ohr, wie er hinab vom Ufer sprang; er hob den Kopf aus den Wellen und sah nichts, was ihn hätte zum Umkehren bringen können. Er schwamm ans andere Ufer, und stieg vorsichtig in die Höhe; und sein Blick suchte sogleich das Gebüsch, das ihn verbergen sollte.

Er bog links ein, und starr blieb er vor Schrecken stehen; denn drey Schritte von ihm stand ein Mensch, der eben so erschrocken schien, wie er selbst war. Aus der Kleidung schloß William, daß es ein Frauenzimmer sey, und seine Furcht verschwand völlig, und an ihre Stelle trat eine ahndende fröhliche Neugierde. Er betrachtete sie mit starren Blicken, er konnte sich nicht enthalten, vor Wohlbehagen, zu lächeln, so oft er sie ansah: er betrachtete Gesicht, Hals und Hände sehr neugierig: aus der Kleidung wußte er nichts zu machen, er dachte an seines Vaters Beschreibung: der Kopfputz war ungeheuer, das Haar weiß, der Körper eingepreßt.

Er betrachtete sie mit Lächeln, und mit Kopfnicken. Er dachte bey sich: der Vater hat Recht.

Wer bist denn du, du Waghals? fragte endlich das Frauenzimmer, mit einem sanften, reitzenden und schmeichelhaften Tone der Stimme.

Williams Auge wurde hell und freundlich, er horchte, und es ging ihm nahe, daß sie nicht weiter redete. Ich bin William! antwortete er:

Das Mädchen lächelte: William? aber was bist du denn eigentlich?

Jetzt lächelte William: eine Mannsperson bin ich.

Das Mädchen schwieg einen Augenblick, und betrachtete den triefenden Jüngling näher. Seine Kleidung war sehr einfach; aber doch nicht, wie sie erst vermuthet hatte, die Kleidung eines Bauers! noch weniger war seine Sprache die Sprache der Bauern. Sein Accent war gebildet, und seine Stimme hell und wohlklingend.

Und wer bist du denn? fragte William jetzt.

Das Mädchen antwortete nicht und sah ihn an. Nun? wer bist du?, fragte William noch einmahl, und trat einen Schritt näher. Die Tochter Sir Heinrichs, Fanny trat zwey Schritte zurück. Was willst du hier? fragte sie ein wenig furchtsam.

Dort das besehen. Er zeigte auf das Haus, und die Statüen und Menschen, mit sehr freundlichen Blicken.

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopfe. Wo kommst du her?

Dort aus dem Thale! Nun, wie heißt du? ich habe dich schon einmahl gefragt.

Ich bin die Tochter Sir Johnsons, dem dieser Landsitz gehört.

Hast du denn keinen Nahmen?

Fanny lächelte: Fanny heiß ich.

Nun Fanny, er besah mit einem unwilligen Blicke ihren Hut mit Federn, und ihr Haar: nun Fanny, sey doch nicht närrisch!

Das arme Mädchen war verlegen, sie suchte wegzukommen. Willst du die Dinge besehen, so komm, ich will sie dir zeigen.

Ja! sagte William, und ging nun, immer sie von der Seite betrachtend, und lächelnd, neben ihr her. Höre, bist du ein Frauenzimmer!

Ja.

Ein Mädchen?

Ja.

Wie alt biſt du, Fanny?

Sechzehn Jahre! ſagte Fanny mit erwartungsvollen Blicken.

Höre! er ſtrich ihr mit der Hand übers Haar; iſt das Mehl?

Fanny ward roth und ängſtlich: ſie eilte.

Fanny, lauf doch nicht ſo! höre, zeige mir doch einmahl deine Füſſe

Mein Gott! flüſterte Fanny leiſe und ängſtlich, William faßte den ſeidenen Rock an, und zog ihn ein wenig in die Höh. Ja, ja! du haſt auch ſolche Stelzen unter den Schuhen. Das iſt Schade, Fanny!

Fanny eilte, daß ihr der Athem gebrach.

Aber Mädchen, warum läufſt du denn ſo? geh doch langſamer! Er ergriff ihre Hand, und hielt ſie auf. Fanny ſchrie laut auf. Was ſchreyſt du? fragte William und ließ erſchrocken ihre Hand fahren: und nun lief ſie wie ein Reh vor ihm her; er folgte ihr, und bath, langſamer zu gehen, bis ſie denn endlich, mit einem Gottlob über das andere, in einem Rondel ſtürzte, wo eine große Menge Herren und Damen ſaßen.

Jetzt war die Reihe zu erſchrecken an William. Er flog mit ſeinen Blicken in dem Kreiſe der Geſellſchaft umher, und blieb in dem Eingange des Rondels ſtehen. Man ſah an Fannys Geſicht, an ihren Blicken, die ſie auf William warf, daß ſie von ihm erſchreckt war: man fragte ſie; allein ſie hatte noch nicht Athem genug, um zu antworten: ſie zeigte nur mit der Hand auf William, der da

ſtand, und mit ſeinen Blicken auf zwey Kindern hing, die in der Mitte des Rondels ſpielten.

Er lächelte ſehr freundlich. Das ſind Kinder? fragte er endlich, und zeigte mit der Hand auf die Kinder, den, der am nächſten bey ihm war, und man betrachtete ihn mit neugierigen Blicken. Jetzt ſchlug er ſeine Blicke wieder auf Fanny, die ſich an einen jungen Menſchen gehängt hatte, und lächelte ihr zu: dann ſah er wieder auf die Kinder.

Jetzt konnte Fanny erzählen: Der Menſch ſtand am andern Ufer, und lächelte ſo ſonderbar: auf einmahl ſtürzte er ſich in den Fluß. Ich ſchrie vor Angſt laut auf: dann ſtand er vor mir, und fragte raſendes Zeug. Er muß — ſie machte eine Bewegung mit dem Finger vor ihrer Stirn: Aller Blicke wandten ſich auf den Jüngling, und die Damen zogen ſich furchtſam neugierig an das Ende des Rondels.

Wer biſt du? fragte ein junger Mann, und trat ein paar Schritte näher zu William.

William ſah ihn neugierig an; allein mehr ſeinen Haarputz und ſeine Goldbeſetzte Kleidung, als ſein Geſicht, und antwortete nicht.

Wer biſt du, junger Menſch? fragte Sir Heinrich.

William bin ich, antwortete der Jüngling und ſchlug ſeine Augen auf Fanny.

Und was willſt du hier?

Mich beſehen. — Das ſind Kinder? fragte er wieder und ſprang auf den Knaben zu, der auch aufmerkſam auf ihn geworden war und ihn betrachtete: er ſetzte ſich vor ihm nieder, und betrachtete ihn lächelnd und liebkoſend: das kleine Mädchen näherte ſich auch, er nahm es in ſeine Arme, und

sah von dem einen auf das andere, und Thränen traten in seine Augen.

Gefallen dir die Kinder? fragte ein junger Herr und trat mit einer spottenden Miene zu ihm.

Sie sind gescheider wie du! antwortete William, wie er an ihm in die Höh gesehen hatte

Und woran siehst du das? — fragte der junge Herr.

Sieh doch selbst, deine Kleider, dein Haar voll Mehl, und sieh hier! er nahm die fliegenden Haare des Mädchen in die Hand.

Schade um den jungen Menschen! flüsterten einige Damen: er ist nicht übel.

Jetzt erblickt er Fanny. Er hob sich empor, und trat auf sie ein; sie wich zurück: Fanny, was habe ich dir gethan? fragte er mit einer rührenden Stimme: ich habe dich lieb, wie meinen Vater!

Die Blicke der Gesellschaft wurden heiterer, man fing an zu lachen. Wen liebst du denn noch unter uns?

Er zeigte auf die beyden Kinder. Die beyden! antwortete er freundlich lächelnd: die beyden! ich wollte, Fanny wäre ihre Mutter, und ich ihr Vater.

Fanny erröthete, und man lachte sehr laut. Also Fanny gefällt dir?

Fanny gefällt mir. Nur müßte sie das Mehl aus den Locken wischen, und die Locken frey um ihre Schultern werfen, und so sich kleiden, wie ich. Sag, liebe Fanny, wie kannst du so, in dieser Kleidung, arbeiten? sag liebe Fanny?

Fanny war hochroth und schwieg.

Man staunte den Jüngling immer mehr an. Wer mag er seyn? fragte man von allen Seiten.

stand, und mit seinen Blicken auf zwey Kindern hing, die in der Mitte des Rondels spielten.

Er lächelte sehr freundlich. Das sind Kinder? fragte er endlich, und zeigte mit der Hand auf die Kinder, den, der am nächsten bey ihm war, und nun betrachtete ihn mit neugierigen Blicken. Jetzt heftete er seine Blicke wieder auf Fanny, die sich an einen jungen Menschen gehängt hatte, und lächelte ihr zu: dann sah er wieder auf die Kinder.

Jetzt konnte Fanny erzählen: Der Mensch stand am andern Ufer, und lächelte so sonderbar: auf einmahl stürzte er sich in den Fluß. Ich schrie vor Angst laut auf: dann stand er vor mir, und sprach rasendes Zeug. Er muß — sie machte eine Bewegung mit dem Finger vor ihrer Stirn: Aller Blicke wendeten sich auf den Jüngling, und die Damen zogen sich furchtsam neugierig an das Ende des Rondels.

Wer bist du? fragte ein junger Mann, und trat ein paar Schritte näher zu William.

William sah ihn neugierig an; allein mehr seinen Haarputz und seine Goldbesetzte Kleidung, als sein Gesicht, und antwortete nicht.

Wer bist du, junger Mensch? fragte Sir Heinrich.

William bin ich, antwortete der Jüngling und schlug seine Augen auf Fanny.

Und was willst

Mich besch

er wieder und

aufmerksam

sehr: er

ihn

sah

sah von dem einen auf das andere, und Thränen traten in seine Augen.

Gefallen dir die Kinder? fragte ein junger Herr und trat mit einer spottenden Miene zu ihm.

Sie sind gescheider wie du! antwortete William, wie er an ihm in die Höh gesehen hatte

Und woran siehst du das? — fragte der junge Herr.

Sieh doch selbst, deine Kleider, dein Haar voll Mehl, und sieh hier! er nahm die fliegenden Haare des Mädchen in die Hand.

Schade um den jungen Menschen! flüsterten einige Damen: er ist nicht übel.

Jetzt erblickt er Fanny. Er hob sich empor, und trat auf sie ein; sie wich zurück: Fanny, was habe ich dir gethan? fragte er mit einer rührenden Stimme: ich habe dich lieb, wie meinen Vater!

Die Blicke der Gesellschaft wurden heiterer, man fing an zu lachen. Wen liebst du denn [illegible] unter uns?

Er zeigte auf die beyden Kinder. Die [illegible] antwortete er freundlich lächelnd: dir [illegible] wollte, Fanny wäre ihre Mutter, [illegible] Vater.

Fanny [illegible] und man [illegible]:
Also Fanny [illegible]
Fanny [illegible]
aus den [illegible]
[illegible]

[illegible] rief
[illegible]ppen

Haſt du Hunger, William? fragte ein anderer, und both ihm einen Teller mit Biskuit an

Mich durſtet auch, und da iſt Obſt beſſer als Brot.

Wir haben keines.

Dort hängen ja die Bäume voll! das ſagte er, und wie ein Vogel war er den Baum hinan und pflückte auf den ſchlankſten Zweigen die ſchönſten Birnen. Er füllte die Taſchen, und ſtieg nun eben ſo ſchnell herab, both Fanny die ſchönſten, gab jedem Kinde eine Birn, und aß ſelbſt. Fanny nahm ſie lächelnd und erröthend. Aber Fanny, du wollteſt mir da die ſteinerne Hütte zeigen. So komm doch! ich bin gut! Er both ihr die Hand.

Fanny ſah ihren Vater an, und ihr Vater winkte ihr lachend und ſie gab ihm die Hand, und führte ihn den Garten hinaus: die ganze Geſellſchaft ging mit ihnen.

O meine gnädigſten Herrſchaften, ſchallte es ihnen an der Gartenthür von einem Bettler entgegen.

Was iſt dir? fragte William, und ſah den Bettler ſtarr an.

Ich habe mit ſechs Kindern nichts zu eſſen! hob der Bettler wehklagend an.

Wie! fragte William ganz beſtürzt: haſt du keine Wohnung, keinen Garten, kein Kornfeld, wovon du dich nähren kannſt?

Nichts, lieber — Herr! ſetzte er hinzu, wie er ſah, daß er Fanny führte.

William ließ Fannys Hand fahren. Keine Hütte? o du armer alter Mann! kein Brot, und ſechs Kinder!

Man gab den Alten etwas Geld.

Alter Mann! ſagte William mit gebrochner

Stimme: hohle deine Kinder! geh! eile! komm wieder! ich will dich in meines Vaters Thal nehmen; dort sollst du so lange mit deinen Kindern in unsrer Hütte wohnen, bis wir dir eine andre erbaut haben. Wir haben Brot, Früchte, Milch und Wein! Du sollst essen und trinken. Bey diesen Worten küßte er dem Bettler die Hand und sah ihn dann wieder mitleidig lächelnd an. Graues Haar hast du schon, wie Thomas, wie der gute Thomas, und Hunger solltest du leiden? nein! aber warum hast du nicht früher einem Menschen deine Noth geklagt? —

Gott, wie oft hab ich das! die Herzen sind so hart, lieber junger Herr!

William sah ihn starr an: du lügst, alter, Mann! — Nicht wahr Fanny er lügt? er drehte den Kopf nach Fanny um, und sah Thränen in ihren Augen stehen. Ja! er lügt! Fanny weint! aber liebe Fanny, sieh, lassen kann ich dir den Alten nicht, und seine Kinder. Du hast schon viel Menschen um dich her, und wir sind unser nur drey.

Was willst du mit den Kindern machen William? fragte ein Mann, der den Auftritt lächelnd mit angesehen hatte.

Ich will ihnen Pflanzen zeigen, und Thiere: die Meßkunst will ich sie lehren, ich will sie lehren, wie der Blitz entsteht, der Regen, der Schnee. Sie sollen sich schon die Zeit vertreiben, auch sollen sie die Flöte blasen lernen.

Man erstaunte. Bläst du denn die Flöte? Man brachte ihm eine Flöte. Spielst du nach Noten, William? man brachte Noten.

Hohle indeß deine Kinder, alter Mann! rief William und nun setzte er die Flöte an die Lippen

und spielte einige schöne natürliche Gänge. Er blies mit einer Anmuth, und mit einem so tiefen Gefühle, daß man ihn mit Erstaunen und unabläßig betrachtete.

Fanny hohlte ihre Harfe, und begleitete sie mit ihrer Stimme.

Wie sie in die Saiten griff, so sank die Hand Williams mit der Flöte mechanisch nieder. Er betrachtete das reitzende Mädchen mit brennenden Augen, er setzte sich leise neben sie: auf einmahl schlang er seinen Arm um ihren Leib, seine Lippen brannten auf ihren: liebste, liebste Fanny! rief er ganz ausser sich.

Fanny sprang laut schreyend auf, und stürzte ihrer Mutter in die Arme. William wollte nach, ein junger Mensch faßte ihn vor die Brust. Da bleib, sag ich dir! rief er William zu.

William sah ihn starr an: Bist du krank, armer Mensch? fragte er und riß des jungen Menschen Hand mit einer grossen Leichtigkeit von seiner Brust weg.

Der junge rasche Engländer gab William einen Faustschlag, und hob die Hand zu einem zweyten auf.

Das Blut stieg William in die Wangen. Was hab ich dir gethan, böser Mensch, daß du mich schlägst? er fing den zweyten Schlag auf und warf den Schläger mit einer Behendigkeit so schnell hinter über, daß man ihn kaum fallen sah.

Jetzt ging er näher zu Fanny. Liebste Fanny, du läufst zuweilen von mir? hast du mich nicht so lieb, als ich dich?

Jetzt fing man an zu merken, daß der Jüngling sehr wohl bey Verstande sey; nur konnte man

auf

auf keine Weise begreifen, wie er zu diesen Sonderbarkeiten komme.

Man fragte jetzt genauer, und erfuhr endlich, nach langen umherschweifenden Fragen und Antworten, daß Lord Hillnet des Jünglings Vater sey, und man erinnerte sich nun, das Lord Hillnet vor vierzehn Jahren die Welt mit einem dreyjährigen Knaben verlassen, und sich in die Einsamkeit verborgen habe

Jetzt fing man an, den Jüngling ordentlich abzuhören, und aus seinen Erzählungen setzte man sich denn so ziemlich wahrscheinlich die Art und Weise zusammen, nach der Hillnet seinen Sohn erzogen hatte. Man wollte den jungen Menschen bereden, die Nacht bey Sir Heinrich zuzubringen; allein man konnte nicht eher seine Einwilligung erlangen, als bis man versprach, hinzusenden, und den alten Thomas aus seiner Angst zu reissen, in welcher ihn William vermuthete.

Fanny mit ein paar freundlichen Worten, und mit ein paar freundlichen Blicken beredete ihn endlich, den Bitten ihres Vaters nachzugeben, und William gab denn zuletzt seine Einwilligung dazu.

Man kann leicht denken, daß William den Abend noch oft Gelegenheit hatte, über die Thorheit der närrischen Leute zu lachen, und Gelegenheit gab, sich belachen zu lassen. Er setzte sich am Tisch bey Fanny, er bewunderte die Menge Essen, die man auftrug, und deren grösten Theil er für ungenießbar erklärte. Er stand auf und hohlte sich vom Nachtisch Obst, und dazu aß er Brot und trank Wasser, wozu er ein wenig Wein goß.

Kaum ein Viertelstündchen hatte er gesessen, und oft herzlich gelacht; so sprang er auf einmahl

auf, und ſagte zu einem Bedienten, der aufwartete, du, nun bin ich fertig! nun ſetze du dich!

Der Domeſtik hatte Mühe, nicht laut aufzulachen. William wollte ihn mit Gewalt an den Tiſch führen, und nur die einſtimmige Verſicherung: der Menſch habe ſchon gegeſſen, brachte ihn von der Idee ab. Jetzt ging er rund um den Tiſch her, und ſah mit Lächeln dem Gepränge zu, das um die Tafel herrſchte.

Sir Heinrich fragte ihn: nun, wie gefällt dir das alles, William?

Ihr ſeyd herzlich langweilige Menſchen! ſagte William; und wenn Fanny nicht wäre, ſo ginge ich wieder zu meinem alten Thomas. Liebe Fanny, hob er wieder an, und ſtreichelte ihr die Wangen wie kannſt du ſo albern ſeyn, wie dieſe Menſchen? Weißt du, was ich thäte, wenn ich wäre wie du?

Nun! riefen mehrere Stimmen, und Fanny betrachtete ihn verſtohlen.

Ich ſtünde auf, würfe da die Federn ab, und die wunderlichen Kleider, gäbe William die Hand, und ginge mit ihm zu ſeinem Vater in ſein glückliches Thal.

Und was ſollte ſie da machen? fragte ein ſehr dicker Landjunker mit einem Faunengelächter.

Etwas klügers, als du in deinem ganzen Leben gemacht haſt. Sieh, liebe Fanny, da lebten wir glücklich. Morgens früh weckte ich dich, du ſprängſt mit mir auf, dann zu unſrer Quelle, da badeten wir uns: dann liefen wir im Garten, du hülfſt die Blumen begießen, und ich ſammelte dir die ſchönſten Früchte aus dem ganzen Thal; und ſo ſollte der Tag hingehn unter Liebe, Muſik und Geſang, und Abends, ich wollte meine ſchönſten Lieder blaſen, bis du einſt einſchliefeſt, und dann ſollteſt du in meinen Armen ſchlummern.

Ein lautes Gelächter erſcholl, und Fanny erröthete wieder, und ſchlug die Augen nieder, und war in ihrem Herzen herzlich böſe, daß man alles, was der Jüngling ſagte, lächerlich fand.

Noch bey Tiſche hatte man ſchon den Plan gemacht, den jungen Menſchen einmahl in ordentliche Kleider zu ſtecken, um zu ſehen, wie er ſich darin ausnehme. Es koſtete Mühe, ihn dazu zu bereden; allein ein freundlicher Blick von Fanny, und er willigte ein. Man führte ihn in ein Nebenzimmer, und zog ihm die reichen Kleider eines Seeofficiers an.

Man führte ihn zu den Damen zurück, und ein allgemeines Ach! erſcholl im ganzen Zimmer! alle Damen betrachteten mit freundlichem Wiegen des Kopfs, oder mit blinzenden Augen, oder mit einem ſehr gefälligen Lächeln, den jungen Menſchen.

Fanny erröthete über und über, und fühlte beyde Wangen heiß werden, wie ſie den erſten Blick auf William warf. Da ſtand er in edler Freymüthigkeit, ſchlank, groß und feſt: ſeine braunen langen Locken floſſen in einer ſchönen Unordnung auf beyde Schultern und bedeckten halb die goldenen Epaulets: ſeine eine Hand hielt den Degen, und ſeine rechte hielt er Fannyn freundlich entgegen: unter braunen Bogen lachten ihr ein paar groſſe, freundliche und funkelnde Augen entgegen.

Sie konnte ihn nicht länger anſehen: ſie ſchlug ihr Auge nieder. Fanny, liebe Fanny! mit den Worten näherte er ſich dem Mädchen, und both ihr die Hand. Sie gab ihm die ihrige. Den andern Arm ſchlang er um ihren Rücken, und zog ſie an ſich. Mit einer reitzenden Verwirrung ſank ſie in ſeine Arme. Sie fühlte ſeine Lippen auf ihren.

ſtand, und mit ſeinen Blicken auf zwey Kindern hing, die in der Mitte des Rondels ſpielten.

Er lächelte ſehr freundlich. Das ſind Kinder? fragte er endlich, und zeigte mit der Hand auf die Kinder, den, der am nächſten bey ihm war, und man betrachtete ihn mit neugierigen Blicken. Jetzt ſchlug er ſeine Blicke wieder auf Fanny, die ſich an einen jungen Menſchen gehängt hatte, und lächelte ihr zu: dann ſah er wieder auf die Kinder.

Jetzt konnte Fanny erzählen: Der Menſch ſtand am andern Ufer, und lächelte ſo ſonderbar: auf einmahl ſtürzte er ſich in den Fluß. Ich ſchrie vor Angſt laut auf: dann ſtand er vor mir, und fragte raſendes Zeug. Er muß — ſie machte eine Bewegung mit dem Finger vor ihrer Stirn: Aller Blicke wandten ſich auf den Jüngling, und die Damen zogen ſich furchtſam neugierig an das Ende des Rondels.

Wer biſt du? fragte ein junger Mann, und trat ein paar Schritte näher zu William.

William ſah ihn neugierig an; allein mehr ſeinen Haarputz und ſeine Goldbeſetzte Kleidung, als ſein Geſicht, und antwortete nicht.

Wer biſt du, junger Menſch? fragte Sir Heinrich.

William bin ich, antwortete der Jüngling und ſchlug ſeine Augen auf Fanny.

Und was willſt du hier?

Mich beſehen. — Das ſind Kinder? fragte er wieder und ſprang auf den Knaben zu, der auch aufmerkſam auf ihn geworden war und ihn betrachtete: er ſetzte ſich vor ihm nieder, und betrachtete ihn lächelnd und liebkoſend: das kleine Mädchen näherte ſich auch, er nahm es in ſeine Arme, und

ſah von dem einen auf das andere, und Thränen traten in ſeine Augen.

Gefallen dir die Kinder? fragte ein junger Herr, und trat mit einer ſpottenden Miene zu ihm.

Sie ſind geſcheider wie du! antwortete William, wie er an ihm in die Höh geſehen hatte

Und woran ſiehſt du das? — fragte der junge Herr.

Sieh doch ſelbſt, deine Kleider, dein Haar voll Mehl, und ſieh hier! er nahm die fliegenden Haare des Mädchen in die Hand.

Schade um den jungen Menſchen! flüſterten einige Damen: er iſt nicht übel.

Jetzt erblickt er Fanny. Er hob ſich empor, und trat auf ſie ein; ſie wich zurück: Fanny, was habe ich dir gethan? fragte er mit einer rührenden Stimme: ich habe dich lieb, wie meinen Vater!

Die Blicke der Geſellſchaft wurden heiterer, man fing an zu lachen. Wen liebſt du denn noch unter uns?

Er zeigte auf die beyden Kinder. Die beyden! antwortete er freundlich lächelnd: die beyden! ich wollte, Fanny wäre ihre Mutter, und ich ihr Vater.

Fanny erröthete, und man lachte ſehr laut. Alſo Fanny gefällt dir?

Fanny gefällt mir. Nur müßte ſie das Mehl aus den Locken wiſchen, und die Locken frey um ihre Schultern werfen, und ſo ſich kleiden, wie ich. Sag, liebe Fanny, wie kannſt du ſo, in dieſer Kleidung, arbeiten? ſag liebe Fanny?

Fanny war hochroth und ſchwieg.

Man ſtaunte den Jüngling immer mehr an. Wer mag er ſeyn? fragte man von allen Seiten.

Haſt du Hunger, William? fragte ein anderer, und both ihm einen Teller mit Biskuit an

Mich durſtet auch, und da iſt Obſt beſſer als Brot.

Wir haben keines.

Dort hängen ja die Bäume voll! das ſagte er, und wie ein Vogel war er den Baum hinan und pflückte auf den ſchlänkſten Zweigen die ſchönſten Birnen. Er füllte die Taſchen, und ſtieg nun eben ſo ſchnell herab, both Fanny die ſchönſten, gab jedem Kinde eine Birn, und aß ſelbſt. Fanny nahm ſie lächelnd und erröthend. Aber Fanny, du wollteſt mir da die ſteinerne Hütte zeigen. So komm doch! ich bin gut! Er both ihr die Hand.

Fanny ſah ihren Vater an, und ihr Vater winkte ihr lachend und ſie gab ihm die Hand, und führte ihn den Garten hinaus: die ganze Geſellſchaft ging mit ihnen.

O meine gnädigſten Herrſchaften, ſchallte es ihnen an der Gartenthür von einem Bettler entgegen.

Was iſt dir? fragte William, und ſah den Bettler ſtarr an.

Ich habe mit ſechs Kindern nichts zu eſſen! hob der Bettler wehklagend an.

Wie? fragte William ganz beſtürzt: haſt du keine Wohnung, keinen Garten, kein Kornfeld, wovon du dich nähren kannſt?

Nichts, lieber — Herr! ſetzte er hinzu, wie er ſah, daß er Fanny führte.

William ließ Fannys Hand fahren. Keine Hütte? o du armer alter Mann! kein Brot, und ſechs Kinder!

Man gab den Alten etwas Geld.

Alter Mann! ſagte William mit gebrochner

Stimme: hohle deine Kinder! geh! eile! komm wieder! ich will dich in meines Vaters Thal nehmen; dort sollst du so lange mit deinen Kindern in unsrer Hütte wohnen, bis wir dir eine andre erbaut haben. Wir haben Brot, Früchte, Milch und Wein! Du sollst essen und trinken. Bey diesen Worten küßte er dem Bettler die Hand und sah ihn dann wieder mitleidig lächelnd an. Graues Haar hast du schon, wie Thomas, wie der gute Thomas, und Hunger solltest du leiden? nein! aber warum hast du nicht früher einem Menschen deine Noth geklagt? —

Gott, wie oft hab ich das! die Herzen sind so hart, lieber junger Herr!

William sah ihn starr an: du lügst, alter, Mann! — Nicht wahr Fanny er lügt? er drehte den Kopf nach Fanny um, und sah Thränen in ihren Augen stehen. Ja! er lügt! Fanny weint! aber liebe Fanny, sieh, lassen kann ich dir den Alten nicht, und seine Kinder. Du hast schon viel Menschen um dich her, und wir sind unser nur drey.

Was willst du mit den Kindern machen William? fragte ein Mann, der den Auftritt lächelnd mit angesehen hatte.

Ich will ihnen Pflanzen zeigen, und Thiere: die Meßkunst will ich sie lehren, ich will sie lehren, wie der Blitz entsteht, der Regen, der Schnee. Sie sollen sich schon die Zeit vertreiben, auch sollen sie die Flöte blasen lernen.

Man erstaunte. Bläst du denn die Flöte? Man brachte ihm eine Flöte. Spielst du nach Noten, William? man brachte Noten.

Hohle indeß deine Kinder, alter Mann! rief William und nun setzte er die Flöte an die Lippen

und spielte einige schöne natürliche Gänge. Er blies mit einer Anmuth, und mit einem so tiefen Gefühle, daß man ihn mit Erstaunen und unabläßig betrachtete.

Fanny hohlte ihre Harfe, und begleitete sie mit ihrer Stimme.

Wie sie in die Saiten griff, so sank die Hand Williams mit der Flöte mechanisch nieder. Er betrachtete das reitzende Mädchen mit brennenden Augen, er setzte sich leise neben sie: auf einmahl schlang er seinen Arm um ihren Leib, seine Lippen brannten auf ihren: liebste, liebste Fanny! rief er ganz ausser sich.

Fanny sprang laut schreyend auf, und stürzte ihrer Mutter in die Arme. William wollte nach, ein junger Mensch faßte ihn vor die Brust. Da bleib, sag ich dir! rief er William zu.

William sah ihn starr an: Bist du krank, armer Mensch? fragte er und riß des jungen Menschen Hand mit einer grossen Leichtigkeit von seiner Brust weg.

Der junge rasche Engländer gab William einen Faustschlag, und hob die Hand zu einem zweyten auf.

Das Blut stieg William in die Wangen. Was hab ich dir gethan, böser Mensch, daß du mich schlägst? er fing den zweyten Schlag auf und warf den Schläger mit einer Behendigkeit so schnell hinter über, daß man ihn kaum fallen sah.

Jetzt ging er näher zu Fanny. Liebste Fanny, du läufst zuweilen von mir? hast du mich nicht so lieb, als ich dich?

Jetzt fing man an zu merken, daß der Jüngling sehr wohl bey Verstande sey; nur konnte man

auf

auf keine Weise begreifen, wie er zu diesen Sonderbarkeiten komme.

Man fragte jetzt genauer, und erfuhr endlich, nach langen umherschweifenden Fragen und Antworten, daß Lord Hillnet des Jünglings Vater sey, und man erinnerte sich nun, das Lord Hillnet vor vierzehn Jahren die Welt mit einem dreyjährigen Knaben verlassen, und sich in die Einsamkeit verborgen habe

Jetzt fing man an, den Jüngling ordentlich abzuhören, und aus seinen Erzählungen setzte man sich denn so ziemlich wahrscheinlich die Art und Weise zusammen, nach der Hillnet seinen Sohn erzogen hatte. Man wollte den jungen Menschen bereden, die Nacht bey Sir Heinrich zuzubringen; allein man konnte nicht eher seine Einwilligung erlangen, als bis man versprach, hinzusenden, und den alten Thomas aus seiner Angst zu reissen, in welcher ihn William vermuthete.

Fanny mit ein paar freundlichen Worten, und mit ein paar freundlichen Blicken beredete ihn endlich, den Bitten ihres Vaters nachzugeben, und William gab denn zuletzt seine Einwilligung dazu.

Man kann leicht denken, daß William den Abend noch oft Gelegenheit hatte, über die Thorheit der närrischen Leute zu lachen, und Gelegenheit gab, sich belachen zu lassen. Er setzte sich am Tisch bey Fanny, er bewunderte die Menge Essen, die man auftrug, und deren größten Theil er für ungenießbar erklärte. Er stand auf und hohlte sich vom Nachtisch Obst, und dazu aß er Brot und trank Wasser, wozu er ein wenig Wein goß.

Kaum ein Viertelstündchen hatte er gesessen, und oft herzlich gelacht; so sprang er auf einmahl

auf, und ſagte zu einem Bedienten, der aufwartete, du, nun bin ich fertig! nun ſetze du dich!

Der Domeſtik hatte Mühe, nicht laut aufzulachen. William wollte ihn mit Gewalt an den Tiſch führen, und nur die einſtimmige Verſicherung: der Menſch habe ſchon gegeſſen, brachte ihn von der Idee ab. Jetzt ging er rund um den Tiſch her, und ſah mit Lächeln dem Gepränge zu, das um die Tafel herrſchte.

Sir Heinrich fragte ihn: nun, wie gefällt dir das alles, William?

Ihr ſeyd herzlich langweilige Menſchen! ſagte William; und wenn Fanny nicht wäre, ſo ginge ich wieder zu meinem alten Thomas. Liebe Fanny, hob er wieder an, und ſtreichelte ihr die Wangen wie kannſt du ſo albern ſeyn, wie dieſe Menſchen? Weißt du, was ich thäte, wenn ich wäre wie du?

Nun! riefen mehrere Stimmen, und Fanny betrachtete ihn verſtohlen.

Ich ſtünde auf, würfe da die Federn ab, und die wunderlichen Kleider, gäbe William die Hand, und ginge mit ihm zu ſeinem Vater in ſein glückliches Thal.

Und was ſollte ſie da machen? fragte ein ſehr dicker Landjunker mit einem Faunengelächter.

Etwas klügers, als du in deinem ganzen Leben gemacht haſt. Sieh, liebe Fanny, da lebten wir glücklich. Morgens früh weckte ich dich, du ſprängſt mit mir auf, dann zu unſrer Quelle, da badeten wir uns: dann liefen wir im Garten, du hülfſt die Blumen begießen, und ich ſammelte dir die ſchönſten Früchte aus dem ganzen Thal; und ſo ſollte der Tag hingehn unter Liebe, Muſik und Geſang, und Abends, ich wollte meine ſchönſten Lieder blaſen, bis du einſt einſchliefeſt, und dann ſollteſt du in meinen Armen ſchlummern.

Ein lautes Gelächter erſcholl, und Fanny erröthete wieder, und ſchlug die Augen nieder, und war in ihrem Herzen herzlich böſe, daß man alles, was der Jüngling ſagte, lächerlich fand.

Noch bey Tiſche hatte man ſchon den Plan gemacht, den jungen Menſchen einmahl in ordentliche Kleider zu ſtecken, um zu ſehen, wie er ſich darin ausnehme. Es koſtete Mühe, ihn dazu zu bereden; allein ein freundlicher Blick von Fanny, und er willigte ein. Man führte ihn in ein Nebenzimmer, und zog ihm die reichen Kleider eines Seeofficiers an.

Man führte ihn zu den Damen zurück, und ein allgemeines Ach! erſcholl im ganzen Zimmer! alle Damen betrachteten mit freundlichem Wiegen des Kopfs, oder mit blinzenden Augen, oder mit einem ſehr gefälligen Lächeln, den jungen Menſchen.

Fanny erröthete über und über, und fühlte beyde Wangen heiß werden, wie ſie den erſten Blick auf William warf. Da ſtand er in edler Freymüthigkeit, ſchlank, groß und feſt: ſeine braunen langen Locken floſſen in einer ſchönen Unordnung auf beyde Schultern und bedeckten halb die goldenen Epaulets: ſeine eine Hand hielt den Degen, und ſeine rechte hielt er Fannyn freundlich entgegen: unter braunen Bogen lachten ihr ein paar groſſe, freundliche und funkelnde Augen entgegen.

Sie konnte ihn nicht länger anſehen: ſie ſchlug ihr Auge nieder. Fanny, liebe Fanny! mit den Worten näherte er ſich dem Mädchen, und both ihr die Hand. Sie gab ihm die ihrige. Den andern Arm ſchlang er um ihren Rücken, und zog ſie an ſich. Mit einer reitzenden Verwirrung ſank ſie in ſeine Arme. Sie fühlte ſeine Lippen auf ihren.

Sie wollte etwas sagen, die Lippen öffneten sich, und es wurde ein leiser Kuß.

Bravo! rief der dicke Landjunker, Fannys Onkle, und ein sehr derber Spaßvogel, der sich bey seinem Schwager alles erlaubte, weil Fanny seine Erbinn seyn sollte: Bravo! bey meiner Seele! sie küßt den Jungen! da, an dem nehmt ein Beyspiel, ihr jungen Herrn! so, so müßt ihr stürmen!

Fannyn traten ein paar Thränen in die Augen. Sie thun mir weh, lieber Onkle! sagte sie zu dem Menschen, der aus vollem Halse lachte.

Wer? fragte William; wer? da, der aufgeschwollene Mensch thut dir weh? zwey Thränen rollten Fannys Wangen herab. Du weinst über ihn? rief William und schnell ergriff er den Landjunker bey der Hand, er warf ihn bey der Hand herum, dann stemmte er beyde Hände auf seinen breiten Rücken, und schob dieses schwere Ungeheuer mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit zur Thüre, über den Flur zur Hausthüre hinaus, und machte die Thüre zu.

Ein lautes wieherndes Gelächter begleitete den Landjunker, und übertönte die Flüche, die er halb lachend, halb böse hervorströmte.

So verging der Abend unter Gelächter, und ewigen Scherz; nur Fanny wurde mit jeder Minute ernster und stiller. Sie erröthete, wenn man über William lachte, sie betrachtete ihn verstohlen und trotz den groben Ausfällen des Onkels, der denn endlich wieder herein gedurft hatte, ließ sie sich den Abend noch wohl zehnmahl auf dem gedankenlosesten Anschauen des jungen Menschen ertappen

Man gab dem jungen Menschen ein Lager, *wie er es* beschrieben hatte: er legte sich nieder,

und, die ſchönſten Träume umſchwebten ſeinen Schlaf. Bilder der reitzendſten Fantaſie, die ihn noch zwey Stunden wach erhielten. Uiberall war Fanny das Hauptbild, ſowohl im Traum als Wachen des jungen Menſchen.

Der erſte Morgenſtrahl fand ſein Auge ſchon offen, und zum erſtenmahl in ſeinem Leben, lag er wachend noch auf ſeinem Lager. Er überſann, auf einen Arm geſtützt, die Begebenheiten des vorigen Tages: er lächelte, er war ernſt, ſeine Augen wurden naß eins ums andere, je nachdem ſeine Fantaſie auf die verſchiedenen Gegenſtände fiel. Ach, ſeufzte er aus voller Bruſt, heute, heute muß ich Fanny verlaſſen! Heute!

Dieß ſprach er ſo laut, daß er den Onkle Fannys damit erweckte, der auf eben dem Zimmer ſchlief, weil er es ſchlechterdings verlangt hatte, bey dem jungen Menſchen zu ſchlafen.

Nun erhob ſich ein Geſpräch zwiſchen dem ſpaßhaften Landjunker und dem natürlichen William, indem William ſehr naif geſtand, daß er Fanny mehr liebe, als ſeinen Vatter und ſeinen Thomas.

Die natürlichen Ausbrüche der Gefühle dieſes Naturkindes, machten den Junker guter Laune. Er ſann jetzt ſchon auf Poſſen, die er mit ihm treiben, auf Verlegenheiten, worin er Nichtchen Zipp (ſo nannte er Fanny, weil ſie über ſeine Zweydeutigkeiten nicht aus voller Kehle lachte) mit dem jungen Menſchen bringen wollte.

Er hatte ſchon am Abend darauf gehofft, daß William verlangen würde, bey Fanny die Nacht zu bleiben, und dadurch waren ihm einige Späße ſchon verloren gegangen; jetzt fiel ihm ein Spaß bey, der alles reichlich erſetzen ſollte.

Hör, William, sprach er, und warf sich in seinen Schlafrock, und fing sich an anzukleiden: willst du nicht mit Fanny ein wenig in den Garten gehn? der Morgen ist schön, und, Fanny geht gern.

William hörte hoch auf, er warf die Decke von sich, und stand lächelnd vor dem Landjunker. Sie schläft noch? fragte er halb.

Das wird sich zeigen. Wir können ja nachsehen. Komm, folge mir. Williams Toilette war in zwey Minuten gemacht, und er schlich hinter dem Faunengesichte leise her, weil sie Niemanden stören wollten.

Der Landjunker kam leise vor Fannys Schlafzimmer, und fand es verschlossen: er probirte einige Schlüssel, die er aus den Zimmern abzog, und siehe, der eine öffnete Fannys Zimmer. Nun geh hinein, William, sprach er. aber leise, daß sie nicht erschrickt, und wecke sie, wenn sie noch schläft.

William schlich leise hinein, und der Junker zog die Thüre hinter ihm leise zu, und verschloß sie, und horchte nun bald, bald lauschte er durchs Schlüsselloch.

William trat leise an Fannys Lager, und der Anblick des vollen Himmels hätte sein Auge nicht so entzücken können, als der Anblick der schlafenden Fanny. Sie lag da, halb auf der Seite: die Wange ruhte in der einen Hand, die andre Hand lag nachläßig auf der Hüfte, und die Hand schien das runde Knie verdecken zu wollen, das die dünne Decke in seinem Contour zeigte. Ihre braunen langen Locken ringelten sich an den Schläfen herab, und verhüllten und entdeckten] die schönste,

keuſcheſte Bruſt, welche der Schlaf aus den knapen Banden befreyt hatte.

William ſtand da, wie feſt gezaubert, und betrachtete mit einem himmliſch-freundlichen Geſichte die reitzende Schläferinn. Er wagte es kaum zu athmen: er war nichts als Auge. Seine Hände hingen beyde gefalten herab: in ſeine Augen trat der Blitz der reinſten Liebe, ſeine Wangen färbten ſich mit der höchſten Farbe der Roſe, ein leichtes Zittern durchlief ſeine Glieder.

So ſtand er, wie eine ſchauende Bildſäule. Endlich kehrte Leben in ſein Herz zurück. Ein Getümmel von unbekannten Empfindungen erhob ſich in ſeiner Seele: er ſank vor Fannys Bette auf die Knie, ſeine Lippen küßten mit den Worten: o liebſte Fanny, des ſchlafenden Mädchens Buſen.

Fanny erſchrack, ſie ſchlug die Augen auf, und liebe, liebe Fanny! guten Morgen, ſchöne Fanny! eine hergehaltene Hand die von den ſeelenvolleſten und freundlichſten Blicken begleitet war, bot ſich ſogleich ihr dar.

Sie wollte aufſchreyen, und die Betäubung von ihrem Schlafe, und der Schrecken einen Mann an ihrem Bette zu ſehen, erſtickte ihr Geſchrey noch in ihrer Bruſt. Die Lippen öffneten ſich; und kein Ton ſchlüpfte hervor.

Wie ſchön biſt du, gute, liebe Fanny! wie lieb hab ich dich! das ſagte der Jüngling und ein paar Thränen fielen auf ſeine lächelnden Lippen. Er drückte ihre Hand an ſein hochſchlagendes Herz. Fanny zog die Decke ſchamroth bis an das Kinn.

Was wollen Sie, William? ſagte das Mädchen ſehr beſtürzt; gehn Sie! ſetzte ſie mit einer Art von unruhiger Härte hinzu. William hob bey-

de Hände bittend zu ihr hin, und sah sie mit einem Blicke an, der ihr Herz traf: Liebe Fanny! ich habe dich so lieb, laß mich doch bey dir bleiben! Gewiß Fanny, ich habe dich so lieb, wie du dich selbst! O Fanny, du bist schön, wie — schöner, wie alle Blumen in der Welt!

Aber was willst du?

Ich wollte dich wecken, du solltest mit mir in Garten. Ach Fanny, du hast mich nicht schlafen lassen. Ich habe dich die ganze Nacht gesehen, aber so — so wie ich dich jetzt gesehn habe — o Fanny — ich müßte weinen, und meine Brust war so voll — so voll! Sieh, du lagest so schön, und deine schönen Locken — er hob ihre Locken auf und küßte sie. — O Fanny, wie lieb ich dich!

Alle diese Worte kamen gepreßt aus seinen Lippen, seine Augen hingen freundlich und bittend auf den ihrigen, und standen voll Thränen, dabey drückte er ihre Hand bald an seine Brust bald an seine Lippen.

Sie mogte es anfangen wie sie wollte; sie konnte nicht böse auf ihn werden.

Nun geh, geh guter lieber William! ich will aufstehen. Geh, ich will sogleich fertig seyn.

Ich will dir helfen! er faßte an die Decke.

Nein! nein! um Gotteswillen nicht! rief sie und hielt die Decke fest. Geh, ich bitte dich! ich bitte dich!

So küsse mich erst, liebe Fanny!

Geh, geh, ich bitte dich, geh!

Deine schönen Lippen, liebe Fanny! küsse mich! Du hast mich doch lieb? und mit diesen Worten näherte er seine Lippen den ihrigen. Er drückte sie auf ihre volle Lippen, er umschlang sie mit seinen Armen. Sie drängte ihn mit der einen

hand von ſich, und ihre andre Hand umſchlang
hn, und drückte ihn wider ihren Willen an ihre
Bruſt.

William, lieber William! rief das Mädchen
mit erſtickter Stimme, und die Thüre flog auf,
nd des Onkels lautes Lachen flog voran, und ver-
ündigte den Horcher.

O mein Gott! rief Fanny, und fing an zu
hluchzen.

Bravo! bravo! Jungfer Zipp! das hab ich
rophezeit! da einen jungen Herrn, in deinen Ar-
ten! Wenn ich nicht dazu gekommen wäre! —

Gott, liebſter Onkle, machen Sie mich nicht
nglücklich! Ich bin unſchuldig!

Puppchen unſchuldig? bravo! bravo!

Was weinſt du liebe Fanny? wieder über den
Dicken? fragte William, und betrachtete den Land-
unker: der lacht, und Fanny weint! ſagt doch
arum? Fanny ſteh auf, und laß uns ſpatzieren
ehen: da ſoll der fette Mann nicht mit, über den
u immer weinſt.

Liebſter Onkle hob Fanny wieder bittend an,
hre Stimme wird das ganze Haus aufwecken! be-
enken Sie meine Ehre!

William betrachtete Fanny verlegen, und
chüttelte den Kopf, ſoll er die Leute aufwecken?
agte er Fanny; das will ich thun.

Der Junker ergriff ihn beym Arme. So bleib,
u Allerwelts Junge! Er machte die Thüre zu.
öre du William, hat dich Fanny geküßt? ſag
ie Wahrheit!

William beſah ihn von oben bis unten; höre,
u biſt ein Narr, dicker Menſch! geh fort! Fanny
eint! Geh! Fanny will mit mir allein ſeyn.

Der alte Herr wickelte ſich in ſeinen Schlaf-

rock. Wenn das ist, so — er drehte sich nach der Thüre.

Fanny wimmerte: o liebster Onkle, nehmen Sie ihn mit! nehmen Sie ihn mit!

Auf Accord Ruhme Fannchen! du gibst da dem William einen herzlichen Schmatz, und dann bin ich verschwiegen wie ein Mäuschen.

Fanny war in ihres Onkles Händen. Sie reichte dem William ihre Lippen.

Nein, nein! die Hände um seinen Rücken! ordentlich umarmt! das war nicht möglich. Fanny ergriff weinend des Onkles eine Hand.

Aber was hast du böser Mensch denn dem Mädchen zu befehlen? fragte William mit einem finstern Gesicht: Fanny küßt mich ohne deinen Befehl!

Fanny kam endlich mit einem Kusse los, und nun ging der Junker und William auf ihr Zimmer, und Fanny blieb noch einige Augenblicke liegen, und schluchzte in ihr Küssen, bis ihr Onkle zurück kam, und ihr versicherte, daß Niemand etwas von dem Morgenbesuche des jungen Menschen erfahren sollte. Der alte Onkle fragte nun sehr dringend: und nun Fanny, wenn dieser Hans Geradezu dich will? sey aufrichtig, und nicht Zipp! du sagst ja und gern.

Lieber Onkle, der junge Hillnet ist gar zu versäumt.

Ist nicht wahr! das ist deine Meinung nicht. Warum wurdest du denn roth? Mädchen, mit eurem verdammten um den Brey herumgehen. Da habe ich hier diesen weißen Arm um des Jünglings Rücken liegen sehen, ich habe gesehn, wie diese Lippen die seinen verlangten! Kurz Jungfer

Muhme, ich habe den ganzen Handel durchs Schlüsselloch angesehn. Du willst ihn haben?

Fanny schlug ihr Auge auf die Bettdecke, und zupfte mit den Fingern an einem Fädchen. Sie kannte ihren Onkle. Da half kein Leugnen. Was er gesehen hatte, daß hatte er.

Zieh dich an Fannchen! Wir wollen sehen! der Bube gefällt mir besser, als die vergoldeten Wetterhähne, die nichts thun, als einem mit einem Bücklinge die Zähne weisen, wie böse Hunde. Er reichte ihr die Hand und ging.

Fanny stand auf, und überlegte. Sie konnte es sich nicht verhehlen: William hatte in der rothen Uniform einen grossen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Die Aeußerungen seiner Liebe gegen sie, waren so unzweydeutig, daß sie gezwungen war, durch ein wenig Gegenliebe die Huldigungen des Jünglings zu belohnen.

Sie wußte es selbst nicht, wie es kam: sie rollte ihr Haar in natürliche Locken: die Puderschachtel blieb heute unberührt, sie wählte heute den simpelsten Anzug, den sie hatte: ein leichter Strohhut bedeckte ihre Stirn: sie hätte heute gar nichts aufgesetzt; allein sie fürchtete ihres Onkles Spöttereyen und ihr eigenes verrätherisches Erröthen.

Sie besah sich im Spiegel, und erschrack selbst vor der Simplizität ihres Anzugs, und steckte doch noch ein paar Bänder an. So ging sie endlich hinab, und war die letzte beym Thee: so viele Zeit hatte dieser Anzug den zitternden Händen des Mädchens gekostet.

Eben lachte William von ganzem Herzen, daß die Menschen so närrisch wären und warm Wasser tränken. Er sah sich um, weil aller Blicke auf

die Thüren fielen, und sah Fanny in ihrem natürlichen Kleide. Ah, meine Fanny, schrie er: meine geliebte Fanny! da bist du! o das ist schön! das ist schön! Jetzt bist du schön, Fanny, und gut! setze den Hut ab! er nahm zu gleicher Zeit ihr den Hut ab. So! so! o seht, seht nun das Mädchen! Er spielte mit ihren Locken, und warf sie bald auf die Schultern, bald einen Theil auf den Busen.

Das arme Mädchen wollte vor Scham in die Erde sinken, wie sie das lachen hörte, das sie empfing.

Aber noch schöner, liebe Fanny, fing er mit einer freundlichen Geschwätzigkeit wieder an: warst du heute Morgen im Bett: da lagst du —

Fanny wurde bleich, der Onkle lachte auf und rief: Gott verdamm mich! die Natur ist indiskreter — als die Eitelkeit! —

Man umringte das arme Mädchen, das nicht wußte, wohin sie vor Aerger die Augen schlagen sollte. William ergriff ihre Hand, sie riß sie voll Verdruß los, und flog schnell auf die Thür zu und hinaus. William wie ein Vogel ihr nach. Er hohlte sie ein, er schloß sie in seine Arme: Fanny bist du böse? sey gut, schöne Fanny!

Man öffnete die Thür, und Fanny riß sich ungestümm aus seinen Armen, schleuderte einen Blick voll Zorn auf ihn. Geh! rief sie unmuthig, und komm mir nicht wieder vor die Augen! und nun flog sie die Treppe hinan.

William sah ihr mit starren Blicken nach, dann wandte er sich langsam um, und blickte zum Boden, er runzelte die Stirn ein paarmahl, schüttelte mit dem Kopfe, und sagte mit einer Art von gutmüthiger Bitterkeit: das arme Mädchen! mein Vater hat recht! Jetzt blickte er lebhaft auf: ach!

mein Vater! rief er. Wie ein Blitz war er zum Hause hinaus, durch den Garten. Er stürzte sich in den Fluß, stieg an der andern Seite ans Ufer, und nun ging es den Berg hinan, durch Busch und Dorn, und nach vier Stunden sah er das Thal seines Vaters vor seinen fröhlichen Blicken liegen.

Er eilte schnell in das glückliche Thal hinab, und Thomas Freudengeschrey verkündigte den Lord, daß der Verlorne wieder da sey. Schnell trocknete Hillnet sein Auge, und eilte seinem Lieblinge mit einem zimlich ruhigen Gesichte entgegen. William warf sich mit einem schnellen und lauten Freudengeschrey in seines Vaters Arme, und rief ihm entgegen: ich habe Fanny gesehen!

Der Vater schlich mit ihm in eine Laube, wo er dann nach einem dem Anscheine nach kalten und leidenschaftlosen Gespräch, die ganze Begebenheit von dem aufrichtigen William erfuhr. Der ganze Plan des Lords war zertrümmert.

Jetzt versank der Lord in ein tiefes Nachsinnen, und er empfand sehr bestimmt, daß es Zeit sey, den Jüngling in die Welt einzuführen. Er erfuhr auch, daß Miß Johnson einen sehr tiefen Eindruck auf den Jüngling gemacht habe, einen Eindruck, der sich bey jeder Gelegenheit sehr bestimmt äusserte. William erklärte gerade hin, daß Fanny ihm das Liebste auf der Welt sey, und die Einwürfe seines Vaters, von ihrem närrischen Anzuge, von ihrem falschen Wesen machten nie einen andern als einen sehr leichten Eindruck auf des Jünglings Fantasie. Fannys Küsse löschten sogleich diesen Eindruck wieder aus, den Hillnets Vorstellungen gemacht hatten.

Jetzt wandte Hillnet einige Tage dazu an,

dem Jünglinge eine beſſere und beſtimmtere Beſchreibung von den Menſchen zu geben, unter denen er bald erſcheinen ſollte. Der Unterſchied des Standes, den er hier zum erſten Mahle als etwas wirkliches erfuhr, und den ihm ſein Vater als das Ungeheuer beſchrieb, von dem alle Laſter herrührten, machten jetzt einen kleinen Abriß der Geſchichte nöthig

Des Jünglings Fantaſie glühete von dieſen fremden Bildern, die ſeine Seele füllten, und er ſchauderte, wie ihm ſein Vater ſagte, daß auch ihm der Zufall zu dem Herrn von paar hundert Bauern gemacht hätte.

Jetzt war ſo viel zu lernen für den Jüngling da, daß er ſogar Fanny manche Stunde vergaß und mit neugierigen Blicken an den Lippen ſeines Vaters hing. Religion, Regierung, Sitten Laſter. Er lachte, er weinte, er hüpfte vor Vergnügen umher, dann zitterte er vor Abſcheu, eins ums andere, bey den Erzählungen ſeines Vaters.

Die erſte Probe, worauf ſein Vater ihm ſtellte, erſchien. Sein Vater fragte ihn, ob er nun ſein Haar ſo tragen wolle, wie Menſchen von Stande? William ſchlug es gerade hin ab. Jetzt koſtete es dem Lord Mühe, den Jüngling dahin zu bringen, beſſere Kleider, ob ſie gleich noch ſehr ſimpel waren, zu tragen.

Der alte Thomas freuete ſich unendlich, da er dieſe Veranſtaltungen machen ſah, und er fiel den Morgen, da Hillnet, mit ſeinem Sohne an der Hand, das Thal zum erſten Mahle verließ, auf ſeine Knie, und dankte mit frommen Thränen Gott für die Leitung der Begebenheit, von der Thomas nie viel Gutes erwartet hatte.

Voll unendlich ſüßer und ängſtlicher Erwar-

tungen ging William mit seinem Vater durch die Gebüsche am Fuß der Berge weg, und wie sie den ersten Blick auf die Ebene warfen, so brannten des Jünglings Augen: ein hohes Roth flog auf seine Wangen. Er eilte so schnell, daß Hillnet ihm kaum folgen konnte.

Endlich kamen sie in Hillnethouse an. Sie gingen von hinten durch einen Garten in das sehr prächtige Haus des Lords. So wie er ins Haus trat, läutete der Lord, und auf allen Seiten flohen die Domestiken herbey, und standen in ehrerbiethigen Schweigen um den Lord her, der seine Blicke allein auf William heftete, um zu sehen, was für Eindrücke die neuen Gegenstände auf ihn machen würden.

Weist meinem Sohne die grünnen Zimmer an! sagte der Lord. Ein Bedienter öffnete eine Thüre und stand in einer ehrerbiethigen Sellung da, und hatte die Thür in der Hand. Das ist dein Zimmer, William! sagte der Lord, und hier sind deine Domestiken. Er zeigte ihm drey Menschen, einen alten und zwey junge, William betrachtete sie starr, er lächelte über die Ehrfurcht, mit der sie an seinem Blicke hingen, und ging in das geöffnete Zimmer.

Sein erster Blick fiel auf die Kupferstiche, die an den Wänden hingen: es waren Hogarths satyrische Zeichnungen. Er schüttelte den Kopf, weil er auf keine Weise errathen konnte, was sie bedeuten sollten. Er öffnete das Fenster und sah auf den Hof: es versammelten sich nach und nach eine große Menge Menschen. Lord Hillnet ließ seine Unterthanen versammeln, um ihnen seinen Sohn vorzustellen.

William dachte noch gar nichts: die vielen

herzuſtrömenden Gedanken hinderten ſich unter einander. Er öffnete noch mehrere Thüren, die in ſeinem Zimmer waren, und fand überall eine Pracht, welche die Pracht der Zimmer des Sir Johnſons weit übertraf.

Ein Bedienter brachte Thee. Er ſetzte ihn auf den Tiſch, und ſchenkte eine Taſſe voll. William ſah ihn an: ich mag das nicht! ſagte er endlich mit einem verlegenen Lächeln. Er war ſetzt nicht eigentlich entſchloſſen, wie er ſich benehmen ſollte. Wie heißt du? fragte er kurz darauf den Bedienten: John Sir! William lächelte, höre John, weißt du, was die Zeichnungen hier bedeuten?

Nein; aber Mylord wird es wiſſen.

William getrauete ſich nicht, noch nach etwas zu fragen.

Jetzt kam Lord Hillnet ins Zimmer, und rief William. William folgte ihm auf den Hof, wo ſich eben die Unterthanen des Lords in Ordnung geſtellt hatten.

Hier meine Kinder! fing der Lord an: hier bin ich wieder, und hier bringe ich euch meinen Sohn: ich habe ihn für euch erzogen! Wenn ich todt bin, ſo wird er euch ein eben ſo gütiger Herr ſeyn, als ich es war. Verdient ſeine Liebe: er wird die eurige verdienen!

Gott ſegne unſern Herrn! riefen die Landleute, und ſeinen Sohn! und mache ihn gut wie ſeinen Vater, ſetzte ein alter Greis voll Rührung hinzu.

William betrachtete die Menſchen ſtill und mit gerunzelter Stirn.

Sieh deine künftigen Unterthanen, mein Sohn! ſagte der Vater, indem er ſich ſchnell zu William wandte: Haſt du ihnen nichts zu ſagen?

Wil-

William warf noch einen Blick auf die Menschen. Wie alt bist du? fragte er den ältesten unter ihnen, und reichte ihm die Hand.

Neunzig Jahre, junger liebster Herr! antwortete der, und wollte Williams Hand an seine Lippen ziehen. Warum willst du mir die Hand küssen? fragte der Jüngling, und zog des Alten Hand zu sich und drückte sie auf sein Herz.

Liebst du die Menschen, William? fragte Hillnet.

Nein! ich kenne sie nicht! antwortete er ganz laut.

Willst du ihnen Gutes thun?

Du frägst doch wunderlich: sagte William, drehte sich um und ging in das Haus hinein. Er stand mitten im Zimmer still, und schüttelte oft und nachdenkend mit dem Kopfe. Wie mein Vater auch heute so sonderbar ist!

Auf einmahl erscholl die laute Musik von einigen Geigen und Trompeten. William stürzte in den Hof hinab, und fand die jungen Leute des Dorfs unter einer Linde im Begriffe zu tanzen. Er eilte hinzu: die jungen Bäurinnen standen da schon in den leichtesten Kleidern, und man fing eben zu tanzen an, da William herzu trat. Er betrachtete mit neugierigen Augen die Tanzenden: er lächelte, er jauchzte mit den Bauern, endlich hüpfte er in ihre Reihe: er ergriff ein junges hübsches Mädchen bey der Hand, und tanzte so gut er konnte. Nach dem Tanze drückte er das verschämte Mädchen an seine Brust, und an seine Lippen, und bey einem neuen Tanze schwenkte er seine Tänzerinn herum, und seine Freude wurde so ungestüm, daß er nicht aufhörte zu jauchzen.

Wie er ermüdet war, so zog er das Mädchen auf eine Bank, und fing nun unter den zärtlichsten Liebkosungen mit ihr zu reden an. Das Mädchen wurde roth, wandte sich bald ab, bald verbarg sie das Kinn in ihrem Busen und kicherte, bald wollte sie sich losreißen, und William hielt sie immer fester.

Hast du mich lieb, Mädchen? fragte er: hast du mich lieb?

Das Mädchen hörte nicht auf, in ihr Busentuch hinein zu kichern: endlich trat ein Bauerkerl näher, und sagte: Margareth darf keinen lieb haben als mich, gnädiger Herr! sie ist meine Braut! und darum — komm, Mädchen. Sie bringen die Dirne in üblen Ruf, Euer Gnaden! Komm, Margareth!

Sie ist deine Braut? fragte William, und sah ihn starr an: das heißt, sie soll dein Weib werden? Der Bauer bejahete. Und warum wird sie es nicht?

Ja, wenn mein Vater so wollte, Euer Gnaden.

Dein Vater? fragte William: was geht das deinen Vater an? Andrews lächelte, und fand den Satz des jungen Herrn sehr vernünftig. Da steht mein Vater: Euer Gnaden! wenn Sie einmahl mit ihm reden wollten.

William ging auf den Alten ein: Höre doch alter Mann, was geht denn das dich an, wenn dein Sohn heirathen will?

Recht viel, Euer Gnaden. Er soll mir das Mädchen nicht haben: denn — sehen Sie, sie hat nichts, als was sie auf dem Leibe trägt.

Ey, alter Mann, wenn er sie nun aber so haben will!

Ja, eben das will ich nicht.

Mit einer groſſen Neugierde im Geſichte fragte William: aber was fehlt ihr denn? er ſah zurück nach dem Mädchen.

Zwanzig Pfund Sterling aufs allerwenigſte!

Hat die mein Vater? fragte William, und nun nach erhaltener Antwort, flog William zu ſeinem Vater, und forderte zwanzig Pfund. Der Lord gab ſie ihm, und eben ſo ſchnell flog er wieder zurück, und rief ſchon von weitem dem Bauer zu: nun heirathe, hier ſind zwanzig Pfund!

Man drängte ſich um den Jüngling her, und wie Andrews die zwanzig Pfund in ſeinen Händen ſah, ſo hüpfte er vor Freude umher, und hielt die Hand mit dem Gelde hoch empor. William hielt ihn auf, und bath ihn gleich zu heirathen.

Ja, wenn der Paſtor will — meinte Andrews.

Wo iſt der Paſtor? führe mich zu ihm! was ſoll der wieder dabey?

Uns kopuliren.

Was heißt das? man machte ihm eine Beſchreibung, ſo gut ſich es thun ließ. Kinder, das will ich thun! rief William: Kommt her beyde! man bedeutete ihm aufs neue, und William zog nun das Paar zum Prediger, und die ganze Tanzgeſellſchaft folgte.

Lord Hillnet hatte den Vorfall angeſehen und lächelte.

Der Prediger wunderte ſich, wie er die Menſchen gerade auf ſein Haus loskommen ſah, und an ihrer Spitze einen jungen Mann, den ſeine Domeſtiken ſogleich für den Sohn des Lords erkannten. Er ging ihm mit vielen Bücklingen entgegen, und machte ihm ein ſehr elegantes Kompliment über ſeine Ankunft unter ihnen, wovon aber Wil-

liam nichts verstand, und also auch nichts drauf erwiederte.

Laß das nur! hob William an; hier sind ein Paar Leute, die wollen Mann und Frau werden: Sie haben gesagt, du dürftest nur Mann und Frau machen. Nun so mach!

Der Prediger erstaunte. Da man ihn aber versicherte, daß die Sache Ernst sey, und selbst ein Domestik von Mylord behauptete, daß seine Herrlichkeit zwanzig Pfund dazu hergegeben hätte: so ließ der Prediger die Leute in die Kirche gehen, und er trat vor dem Altare mit dem Buche in der Hand.

Wir sind hier versammelt in dem Nahmen — hob er an, und William trat zu ihm vor den Altar. Lies ein andermahl, und mach aus den Leuten Mann und Frau. Der Prediger verlor über diese Unterbrechung ganz und gar das Gleichgewicht. Er sah den jungen Menschen starr an, und antwortete nicht ein Wort. Ein Bauer versicherte dem jungen Menschen, daß eben in dem Lesen das Mann und Frau machen bestände.

William zog sich lachend zurück. Der Prediger fing aufs neue an, und las sehr rasch fort, immer in der Todesangst, noch einmahl unterbrochen zu werden. Wie er aber auf die Worte kam: Gott setzte den ersten Menschen ins Paradies, so konnte William nicht länger schweigen. Den ersten Menschen? fragte er: lieber Pastor, woher weißt du das?

Der Prediger wurde böse. Ey was! antwortete er voll Eifer! stören sie einen Diener des Herrn nicht in der Andacht, junger Mensch!

William begriffs nicht. Sag mir, lieber al-

ter Mann, von dem ersten Menschen, woher weißt du das?

Williams Domestik trat jetzt hinzu und bath William, doch zu warten, bis die Ceremonie vorüber seyn würde. William trat wieder zurück, und der Prediger kopulirte unter grossen Herzensängsten das junge Paar.

Noch ein paar Mahl schwebten unter dem Uebrigen, was der Prediger vorlas, dem Jünglinge schon Fragen auf den Lippen; indeß unterdrückte er sie: wie aber der Prediger die Flüche vorlas, mit welchem der ersten Menschen Ungehorsam bestraft wurde, so konnte er sich nicht länger halten: du bist nicht geschеidt, mit deinem wunderlichen Zeuge! sagte er: was Dornen und Disteln? Waitzen soll ihnen der Acker tragen! Und er meinte, nun wollte er es besser können als der Pastor. Der Prediger lächelte sehr zufrieden, daß er bis ans Amen gekommen war, ohne weiter unterbrochen zu seyn, und wünschte die Flüche, die er dem Manne, dem Weibe und der Schlange gegeben hatte, in seinem Herzen alle dem jungen Menschen auf den Leib.

Jetzt aber ging der junge Mensch dem Prediger zu Leibe, und jagte ihm noch einmahl durch seine Fragen und Einwürfe den heftigen Angstschweiß ab.

Nun ging es wieder zu dem Feste, das sich durch ihn so schnell in eine Hochzeit verwandelt hatte. Die fröhliche Dankbarkeit, welche ihm das Brautpaar mehr durch ihre treuherzigen Liebkosungen als durch Worte erzeigte, erregte in seinem Herzen ein sanftes Wohlgefühl. Er ging der Reihe nach herum und fragte einen jeden, ob er nicht heirathen wollte? man dankte ihm für seine Güte.

und fand es doch für heute zu spät; und unter Fröhlichkeit und Lachen verging der Tag und der Abend.

Am andern Morgen floh er zu dem jungen Paare. Er fand das junge Weib auf dem Schoße und in den Armen des Mannes. Ein paar Minuten betrachtete er dieß reitzende Schauspiel der Liebe, mit lächelnden Blicken, und in seiner Seele stieg Fannys Bild hell empor. Sein Herz klopfte, auf seine Wangen floh eine schöne Wärme, er streckte seine Arme aus zu einer Umarmung, ein tiefer Seufzer verrieth ihn dem jungen Ehepaare.

Die Beschreibung ihrer Glückseligkeit, ihre Liebkosungen, die Scherze des Mannes, die Verschämtheit des jungen Weibes gaben seinen Gefühlen eine Bestimmtheit, und er rief: Andrews, ich will auch glücklich seyn! ich will Fanny heirathen. Er eilte zurück zu seinem Vater: o mein Vater, rief er: o mein Vater, ich muß auch glücklich werden! ich will Fanny heirathen!

Der Lord zog ihn bey sich nieder, und nach einem stundenlangen Gespräche hatte er ihm begreiflich gemacht, wie wichtig dieser Schritt, wie bestimmt er für die ganze Glückseligkeit des Lebens sey. Kennst du Fanny? Weißt du, ob ihr Herz gut ist? William erstaunte: und konnte weder ja noch nein antworten: er versank nun in ein Meer von Träumereyen. Er zweifelte zwar nicht an Fannys Güte: er sann darauf, wie er zur Gewißheit über ihr Herz kommen wollte, mehr seines Vaters als seines selbst wegen.

Am andern Morgen trat er eilig an seines Vaters Bett: höre Vater, laß uns zu Fanny gehen! Sein Vater hatte keine Zeit, William saß nach einer Stunde mit dem alten Thomas zu Pferde,

und war auf dem Wege nach Sir Johnsons Ritterſitze. Thomas konnte ihm kaum folgen, ſo eilte er.

Wie er in das Dorf hinein ritt, ſo traf aus der erſten Hütte ein Geſchrey ſein Ohr: er hielt ſein Pferd an, und ſah ſtarr auf die Hütte, aus der noch immer ein verdoppeltes Geſchrey erſcholl. Endlich erſchien ein Mann vor der Thüre, führte eine Frau hervor, ſtieß ſie unſanft aus der Thüre, und rief ihr nach, indem er einen großen Knittel hinter ihr her ſchüttelte: nun ſchrey dich ſatt! Ein Mädchen von funfzehn Jahren laut ſchreyend, mit wild umherfliegenden Haaren, und offener Bruſt, bey dem Sträuben war ihr das Halstuch abgeriſſen, ſtürzte ihrer Mutter nach und ſank in ihre Arme. Gott, meine unglückliche Mutter! rief das Mädchen. William war mit einem Sprunge vom Pferde. Was weint ihr? rief er: wer thut euch Leides? und nun faßte er beyde in ſeine Arme.

Jetzt hörte er eine Erzählung, von der er nicht mehr begriff, als daß der Vater des Mädchens einen Hirſch erſchoſſen habe, und daß ſie nun deßwegen ohne Hütte und ohne Brot wären. Wie? rief William ganz erſtaunt: iſt der Menſch raſend? und raſch ſprang er in die Hütte, ergriff den Gerichtsdiener beym Arme, zog ihn aus der Hütte hervor, und ſtieß ihn mit einer großen Gewalt bis mitten auf die Gaſſe: die unvermuthete Erſcheinung des Jünglings, ſein Schweigen, ſeine Dreiſtigkeit, mit der er den Gerichtsdiener ergriff und zur Hütte hinaus warf, hatte dem Gerichtsdiener alle Beſinnung geraubt.

Jetzt führte William unter den Verſicherungen ſeines Beyſtandes, Mutter und Tochter in die Hütte zurück. In dem Zimmer fielen ſie vor ihm nieder, das Mädchen ergriff ſeine Hände und küßte

ſie, und drückte ſie an ihre offene Bruſt, die mit Thränen gebadet war. Der Jüngling ſank ebenfalls vor ihr hin auf die Knie, und da er ſie nicht aufheben konnte, ſo faßte er ſie vertraulich in ſeine Arme, und drückte ſeine Lippen bald auf ihre naſſen Augen, bald auf ihre wallende Bruſt, bis die Erſcheinung des Gerichtsdieners dieſe Scene der Gefühle des Mitleids und der Liebe unterbrach.

Auf der Gaſſe hatte ſich der Kerl beſonnen, daß nur ein Jüngling — er ſprang in die Hütte zurück. Herr, rief er wild, wer gibt ihm das Recht, die Juſtiz zu hindern?

William ſprang auf, und fragte ganz kalt: biſt du die Juſtiz?

Der Gerichtsdiener hielt das für Spott, und ſtürzte mit dem Befehle: Fort ihr Lumpengeſindel? ins Zimmer, und ergriff das Mädchen bey der Hand; allein ein ſehr derber Fauſtſchlag von William, und ein paar nervichte Arme, die ihn umfaßten, und zur Thüre hindrängten, zeigten ihm bald, daß er weichen müſſe Er verließ fluchend das Haus, und William ließ ſich nun den Handel ausführlich erzählen.

Anfangs begriff er nicht, wie ein Menſch das Recht nicht haben könne, ein Thier zu erſchießen; allein er gab ſich bald, da Mutter und beſonders die weinende Tochter es ihm verſicherte, es ſey ſo. Sie waren noch in Erklärungen darüber begriffen, als Fannys Onkle mit einer Hetzkarbatſche erſchien, von einigen Domeſtiken begleitet.

Ah, Dicker rief ihm William entgegen: was macht Fanny? Mutter und Tochter erhoben aufs neue ein fürchterliches Geſchrey, wie ſie den Landjunker erblickten. Der Landjunker erhob ein lau-

tes Gelächter, wie er William ſah. He da! William, was Teufel fängſt du hier an?

Ich habe die Juſtiz geprügelt! antwortete William kalt, und wandte ſich wieder zu dem Mädchen, und bath ſie mit Umarmungen, ruhig zu ſeyn. Ich will Fanny beſuchen, Onkle! mit den Worten wandte er ſich zu dem Landjunker. Retten Sie uns erſt gütiger, lieber Herr! ſagte das Mädchen und küßte Williams Hand.

Höre, Onkle, bleib du hier, und wenn die Juſtiz kommt, ſo — jetzt erblickte er den Gerichtsdiener im Hintergrunde: Ha! da iſt die Juſtiz! Komm Onkle, da der Böſewicht hat die Frau zum Hauſe hinaus geworfen, weil der Mann einen Hirſch geſchoſſen hat. Komm!

Zum Henker auch, das hat er auf meinen Befehl gethan!

Mußt du denn alle Mädchen zum Weinen bringen? Du biſt ein Narr! Laß die beyden zufrieden, und er ſtellte ſich vor Mutter und Tochter mit drohendem Geſichte hin.

Bey meiner Seele! ich glaube, der nähme es mit einer ganzen Welt auf! ſagte der Landjunker lachend. Nun komm William! die Leute ſollen die Hütte behalten! Der Menſch iſt euer Glück! ſagte er zu Mutter und Tochter, indem er auf William zeigte.

Der Gerichtsdiener ging murmelnd von dannen, und William umarmte noch einmahl das fröhliche Mädchen, und nun ging er mit dem Landjunker nach Johnſonshouſe, und Thomas folgte mit beyden Pferden.

Die Thüre des Zimmers öffnete ſich, und William flog in Fannys Arme, und ſein Entzücken war überſchwenglich: er hörte nicht auf, zu jauch-

zen, seine Küsse nahmen kein Ende. Die arme Fanny war die schwache Beute seiner Leidenschaft, seiner Lippen und seiner Umarmungen. Sie wandte alle Kräfte an, sich aus seinen Armen los zu machen: sie hörte das Lachen ihrer Verwandten, sie wurde böse, und zu gleicher Zeit fühlte sie in ihrem Herzen eine Neigung gegen den Jüngling: seine Küsse waren ihr süß, seinen Umarmungen wallte ihre Brust entgegen, wenn auch schon ihre Hände sie abwehrten.

Endlich war Williams erster Sturm des Entzückens vorüber, und Fanny saß da, scheu wie eine junge Frau am ersten Morgen nach der Hochzeit: sie schlug ihre Augen nieder, sie murmelte leise etwas von unverschämt, von rasenden Menschen, und doch wünschte sie, daß man es nicht hören möchte.

Während deß fing nun der Landjunker an, den Ritterstreich des Jünglings zu erzählen, und fragte nun ihn selbst, wie er dazu gekommen sey; und William erzählte so naiv, und zugleich so kräftig die kleine Begebenheit, daß man zugleich über ihn lachen und ihn hochachten mußte. Fanny hatte ihn verstohlen bey seiner Erzählung in Augen: das Edle in seiner Stellung, in seinem Gesichte, das furchtlose seiner schönen Stirn und seine freyen Blicke, seine dreisten Anmerkungen über die Grausamkeit der Menschen, und über ihre Thorheiten — es war nicht möglich, sie mußte ihm gut seyn.

Man brach in Lobeserhebungen gegen ihn aus, und er flog zu Fanny: höre Fanny, ich habe dir viel zu sagen; aber ich will es dir allein sagen: sonst bringt der Onkle dich wieder zu Thränen. Komm in den Garten, Fanny!

Der Onkle fing schon an zu lachen, und Fanny

ſagte empfindlich: nein, Sie haben mir nichts allein zu ſagen, Sir Hillnet.

Höre, laß das Sir weg: von dir kann ichs nicht haben. Es thut mir weh! nenne mich William und du!

Der Onkle winkte den andern, und man ging eins nach den andern zum Zimmer hinaus. Fanny wollte auch hinaus. Halte ſie, William! ſagte der Onkle. William ſah Fanny mit einem halb traurigen Blicke an, und ergriff ihre Hand. Nein, Fanny, zwingen will ich dich nicht. Ich will wieder wegreiten, wenn du mich nicht gerne ſiehſt. Ich glaubte, du hätteſt mich lieb.

Fanny ſtand unentſchloſſen da, und ſah auf den Boden; ſie drückte dem Jünglinge leiſe die Hand. Du haſt mich lieb, liebe Fanny! ja! du haſt mich lieb, denn du drückſt mir die Hand.

Der Onkle lachte laut auf, und Fanny erröthete und entzog dem Jünglinge mit einer Art von Heftigkeit die Hand; aber ſo höre doch endlich auf, zu lachen, närriſcher Menſch! ſagte William aufgebracht. Laß uns in Garten gehn, Fanny, da kannſt du mir die Hand drücken, ſo viel du willſt.

Gehn Sie, Sie ſind ein — das ſagte Fanny mit Aerger, und endigte nicht.

Ein hübſcher Junge! will ſie ſagen, ſetzte der Onkle ſchnell hinzu, Fanny lehnte ſich in ein Fenſter, und William ſah von einem auf den andern. Der Onkle ſchlich ſich endlich leiſe hinaus.

Liebe Fanny, ſagte William mit einer ſchmeichelnden Stimme: jetzt ſind wir allein! Fanny ſah ſich um, fand es ſo, und erröthete. Höre, liebe Fanny, geſtern ging ich zu Andrews, und fand ihn bey ſeiner jungen Frau. Sie ſaß auf ſeinem Schoße, ſie lehnte ihre Wange an ſeine, ſie küßte

ihn tausendmahl, und Niemand lachte, und durfte lachen: denn sie war seine Frau. Wie ich sie beyde so sah, da dachte ich an dich. Fanny soll meine Frau seyn! rief ich und flog zu meinem Vater, und sagte es ihm: Fanny soll meine Frau seyn!

Fanny sah ihn einen Augenblick an, und schlug das Auge sogleich wieder in die Glasscheiben des Fensters. Ich habe dich lieb, Fanny! fuhr er fort und drückte ihre Hand an seine Brust: ich habe dich lieber, als ich es dir sagen kann!

Sie sah ihn zum zweytenmahle an, sie fand sein Auge voll Thränen, und sie wischte sich das Auge und drückte seine Hand. Was antwortete — sagte sie und hielt inne.

Mein Vater? fragte William: vieles, vieles, das ich nicht ganz verstand. Weißt du, ob dich Fanny liebt? sagte er; weißt du, ob Fanny gut ist? kennst du ihr Herz? wenn sie böse wäre, du würdest aufhören sie zu lieben, und würdest unglücklich seyn, weil die Ehe unauflöslich ist. Das sagte er, und vieles noch. Wenn Fanny Mutter wird — Fanny wand bey diesen Worten ihre Hand los — wenn Fanny Mutter wird, so wird sie deine Kinder zu Bösewichtern oder zu Narren machen.

O hör auf! — und das alles hast du geglaubt, William?

Geglaubt? nein! Eben darum bin ich hier, dich zu fragen, ob du nicht so bist. Nun, liebe Fanny, also liebst du mich?

Wie kann ich dich lieben? ich kenne dich ja eben so wenig, als du mich.

Ich bin gut, Fanny! sagte William sehr feyerlich und legte die Hand aufs Herz. Ich werde dir nie etwas zu leide thun; deine Kinder —

O ich bitte dich schweig! sprach Fanny, und

egte ihm die Hand auf den Mund. — Brich da-
on ab, lieber William. Ich bin noch zu jung
um heirathen, und ich glaube auch du.

Das hat mein Vater nicht gesagt, und der,
iebe Fanny, weiß das alles. Liebe Fanny, sey
och nicht so sonderbar. Sag doch, wolltest du
ern mein Weib seyn?

Fanny schwieg anfangs ein paar Secunden;
ndlich sagte sie: sonderbarer Mensch! Sie unter-
rach sich selbst, sie schüttelte den Kopf, sie sah ihn
ald an, bald wieder durch die Scheiben; sie wuß-
e nicht, was sie sagen sollte. Wenn dein Vater
oill, so wird er mit meinem Vater reden, wir wol-
en sehen.

Fanny, du hast mich gar nicht verstanden.
Nein Vater will ja nicht heirathen, und dein Va-
er auch nicht! Ich! ich! William! will dich, will
anny heirathen. Liebste Fanny, liebst du mich?
ntworte! Er legte sein Gesicht auf ihren Busen.
anny antwortete mit einem Seufzer. Was seuf-
est du, Fanny? Sag mir es nur, wenn du etwas
ieber hast als mich!

Sie legte die Hand auf seinen Nacken und
rückte ihn an sich. Er umfaßte sie und drückte sie
ieder, er gerieth in Entzücken, er strömte Küsse
uf ihre Lippen, auf ihre Wangen, auf ihre Brust.
Seine Entzückungen rissen sie unwiderstehlich mit
ich. Schon fing sie an seine Küsse ihm wieder zu
eben, ein wildes verdüstertes Feuer brannte in
es Jünglings Augen, seine Arme zitterten, seine
Brust schlug hoch empor.

Eine furchtbare Ahndung durchbebte sie: sie
iß sich aus seinen kämpfenden Armen. William!
chrie sie auf, und flog zum Zimmer hinaus. Wil-
iam lehnte die Stirn an das Fenster: er fühlte

ein Entzücken in seiner Brust wallen, ein neues vielfaches Leben in allen seinen Empfindungen; er war außer sich.

Sie liebt mich nicht! rief er nach einem langen Nachsinnen aus. und sein Auge schwamm in Thränen. sie liebt mich nicht! rief er noch einmahl. und stand nun und heftete seine nassen Blicke auf den Boden. Er sah auf die Thüre, er hoffte und immer, sie sollte zurück kommen: die Thüre öffnete sich, und Fannys Onkle trat herein.

Nun, lieber William, in Thränen? was weinst du? wer hat dir etwas gethan?

Sie liebt mich nicht, sagte er und schüttelte mit dem Kopfe: sie ist davon gelaufen! und ich liebe sie mit meiner ganzen Seele. Der Onkle lockte die ganze Begebenheit aus ihm hervor. Armer Junge! sagte er: freylich, da seh ich wohl, sie liebt dich nicht. Sie hat dich an ihre Brust gedrückt, deine Lippen geküßt, hat gezittert, und ist endlich davon gelaufen? nein, nein, sie liebt dich nicht. William nahm dieß für Ernst, und sank auf einen Stuhl, und stille Thränen flossen aus seinen Augen um Fanny, und Fanny saß im dickſten Gebüsch des Parks, und rief zuweilen halblaut: o mein geliebter William!

William wollte sich kaum von Fannys Onkle halten lassen, er wollte auf und davon; allein der Onkle hatte nun einmahl den jungen Menschen in seinen Schutz genommen. Habe du Geduld, William! sagte er: sie soll dein Weib werden!

Ohne daß sie mich liebt? antwortete William: zuweilen redest du ohne alle Vernunft. Ich werde vor Kummer sterben; allein Fanny soll nicht, wenn sie nicht will.

Jetzt erkundigte sich der spaßhafte Landjun-

ker ganz leise, ob Lord Hillnet schon um diese Liebe Williams zu Fanny wisse, und erfuhr mit grossem Vergnügen, ja. Er erkundigte sich, ob er denn seine Einwilligung gegeben habe, und William antwortete ihm, daß er ein Narr sey; mein Vater ist gescheidter als ihr alle seyd. Ich muß doch wissen, wen ich liebe.

Das fand denn der Onkle auch ganz gescheidt, und theilte dem Vater Fannys den sonderbaren Liebeshandel mit, und man war entschlossen den Handel nicht so ganz von der Hand zu weisen. Nun lief der Onkle in den Garten, und suchte Fanny auf. Fanny, rief er mit angenommenen Schrecken ihr zu. Fanny, großer Gott! der arme William! ach Gott erbarme sich! Fanny erblaßte: und sprang auf, und sank wieder auf den Sitz nieder. Mädchen lauf, wenn du sein Leben retten willst!

Fanny stürzte aus der Laube und flog dem armen William in die Arme, der eben mit thränenden Augen in das Gebüsch trat. William erschrack, Fanny nicht weniger. Was ist dir Fanny? du bist so blaß? Sie wagte es nicht zu fragen, was ihm sey.

Kommt einmahl her Kinder, sagte der Onkle: setzt euch zu mir. Ich will euch beyden aus dem Traume helfen. Sie setzten sich jedes auf eine Seite. Nun Fanny rath ich dir, sey nicht Mümchen Zipp, sondern meine brave Fanny. Dein Vater weiß, was ich thue.

Höre, William, du liebst da das Mädchen, und sie soll deine Frau werden und Mutter zu deinen Kindern? nicht wahr?

Ja! — hör ich glaube, ich werde dich noch lieb gewinnen, Onkle.

Bravo: und du brave Fanny, hättest du wohl

Luſt, da dieſen Burſchen zum Vater zu machen? Närrchen, werde nicht roth! Ich meine, wie das einem Jüngferchen in Züchten und Ehren möglich iſt

Lieber Onkle —

Da würd' ich denn Großonkle. Höre, er hat mir erzählt, du haßteſt ihn; denn du hätteſt ihn an deine Bruſt gedrückt, und hätteſt gezittert, und ihn geküßt, und dann voll Angſt wärſt du davon gelaufen. Alſo Fannchen, du willſt die Mutter ſeiner Kinder werden?

Liebſter Onkle, ich bitte —

Ey zum Geyer, ſag ja oder nein. Sagſt du nein! ſo ſetzt ſich der Wildfang zu Pferde und ſucht ſich anderswo eine Fanny, und dann werden wir vor Geſchrey nicht bleiben können. Kindchen, man weiß ja, wie du denkſt — wer weiß, wenn ich nicht den Morgen im Bette dazu gekommen wäre. Nu, zum Henker ja oder nein!

Sie erröthete und reichte William die Hand, die Augen an den Boden geheftet. William ergriff ihre Hand, ſeine Thränen ſtürzten häufig aus ſeinen Augen. Fanny, ſprach er mit gebrochener Stimme: ſo bin ich denn, ſo lange ich lebe, unglücklich!

Fanny ſah ihn ſchnell an, und der Onkle ergriff ihn bey ſeinem Kleide, biſt du raſend, William? Du hörſt ja, ſie will dich zum Vater machen. Fanny ſo thu die Lippen von einander, und ſag ja! bey dem Burſchen muß man ſo deutlich ſeyn, wie die Bibel.

Fanny that die Lippen von einander, und ſagte leiſe: ja, William, ich liebe dich!

Jetzt taumelte der Jüngling in ihre Arme, jetzt umſchloß er ſie feſt und innig, jetzt ſchrie er laut, jauchzte und weinte, und ſah nicht, daß Fanny blaß in ſeinen Armen hing. Wie ſie

zu ſich kam, ſo ſah ſie ihn zum erſtenmahle hell an, und erröthete ſo ſchön und lächelte ſo freundlich, daß ſelbſt der Onkle rief: ich beneide dem Wildfang dieſen Blick! Da liebt euch Kinder, und macht euch' glücklich!

Er ſchlug ſeine Arme um William, allein dieſer drückte ihn ſo ungeſtümm an ſich, daß der Alte laut um Hülfe rief, und den Tag hundertmahl Fanny fragte, wie ſie die Umarmungen des Jünglings aushalten könnte. Wie der erſte Sturm der befriedigten Liebe vorüber war, ſo fragte nun auch der alte Onkle näher nach der Art der Bewilligung, welche Lord Hillnet ſeinem Sohne gegeben hatte.

Bey dieſer Frage gerieth William auf einmahl in ein augenblickliches Nachdenken, aus dem er mit dem lebhafteſten Zeichen ſeines Verdruſſes erwachte. Fanny! rief er: antworte, antworte! Biſt du gut? Fanny, biſt du nicht boshaft? und willſt du deine Kinder erziehen, wie ich erzogen bin, geſcheidt und vernünftig; nicht mit den Wunderlichkeiten, die auch du, liebe Fanny —

Sie drückte ihren Mund auf ſeinen.

William fragte den Onkle: heißt daß ja? Der Onkle nickte und lachte. Nun ſo komm! rief nun William, und zog ſie fort, und im Gehen umarmte er ſie, drückte ſie feſt an ſich, und trug ſie beynahe mehr, als ſie ging, ins Haus. Hier erhob denn der Onkle ein lautes Siegesgeſchrey, und Vater und Mutter und noch einige Verwandte ſtürzten herbey.

Nun thu den Antrag! ſagte der Onkle zu William; das iſt Fannys Vater. William ſah den Vater ſtarr an. Was ſoll ich? Zum Henker, dem Vater ſagen, daß du das Mädchen willſt.

Nun ja, Fanny wird mein Weib, Vater;

ſie liebt mich, und nun laßt uns zum Paſtor gehen, daß der uns kopulirt!

Nun wahrhaftig, der Junge wird uns alle noch verrückt machen am Ende! William, das geht ſo geſchwinde nicht.

Das möchte ich doch wiſſen — wie viel geſchwinder es gehen könnte. Der Paſtor lieſt ein zehen Minuten vor, und dann iſt Fanny meine Frau.

Bey Gott! brummte der Onkle in den Bart: der Burſche hat immer Recht.

Man fing an hin und her zu ſtreiten. William wollte ſchlechterdings nicht nachgeben. Er berief ſich darauf, daß Fanny ihm ja geſagt habe; Fannys Aeltern blieben dabey, daß es unmöglich ſeyn könnte. William ereiferte ſich, und fing an zu beweiſen, daß es ſehr leicht ginge, lachte über alle Gründe, die man ihm anführte, als über die Narrheiten der gewöhnlichen Menſchen. Endlich ergriff er Fanny bey der Hand. Fanny liebſt du mich? fragte er, und drückte ſeinen Mund auf ihren. Fanny antwortete mit einem zärtlichem Blicke. Nun ſo folge mir zum Paſtor! Aber lieber William, du ſiehſt, mein Vater will nicht.

So laß deinen Vater hier, wenn er nicht mit will! Er zog ſie einige Schritte nach der Thüre. Nun erhob ſich ein allgemeines Gemurmel. Der Onkle lachte, der Vater lärmte, und forderte erſt vor allen Dingen ein Leibgedinge, die Mutter behauptete, die Tochter könne nicht ohne Kranz und Atlaskleid kopulirt werden; alle andern redeten auf einmahl: allein William betäubte die Stimmen alle mit ſeinem hellen Tenor, und bath Fanny aufs flehendlichſte ihm zu folgen, und Fanny ſträubte ſich aus allen Kräften.

Endlich ließ William Fannyn fahren, und

ſchwieg, und nach und nach ſchwiegen die andern alle, und erhoben dagegen nun ein lautes Gelächter, das einige Minuten anhielt; nur Fanny und William fanden nichts Lächerliches bey dem Handel.

William ſah finſter um ſich her, und ſagte mit einer ſehr ernſten Stimme: Fanny, du biſt mein Weib; du ſagſt mir, du liebeſt mich über alles. Da ſteht dein Vater, hier ſteh ich! nun wähle! wem willſt du folgen? —

Fanny trat einen Schritt auf ihn zu, und ſagte mit einer ſchönen Stimme zu ihm, ich bin dein! noch einmal wiederhohle ich es: ich bin dein! ich hoffe glücklich in deinen Armen zu leben; allein in meines Vaters Armen habe ich ſchon funfzehn Jahre glücklich gelebt. Ohne meinen Vater wäre ich nicht; ſeine Liebe hat mich tauſendmahl dem Tode entriſſen. William ich bin dir Liebe ſchuldig; allein meinem Vater Gehorſam für ſeine Liebe. Das reitzende Mädchen ſank vor ihrem Vater auf die Knie, und benetzte ſeine Hände mit ihren Thränen.

William ſtarrte mit offenen Augen an die Wand; er ſchien tief nachzudenken. Er fiel nun ſchnell bey Fanny auf die Knie und küßte die andere Hand des Sir Johnſons: vergib mir, Fannys Vater! ſprach er mit vieler Rührung: und wenn mein Vater mir befähle Fanny nie zu heirathen, ich würde ihm gehorſam ſey.

Er ſtand auf, und ſetzte ſich ruhig auf einen Stuhl nieder, und fragte ganz ruhig, wann denn der Paſtor ihnen etwas vorleſen ſollte? Man vertröſtete ihn mit der Beſtimmung einer kurzen Friſt, wenn ſein Vater anders einwilligen würde. Fanny, du biſt gut! rief er auf einmal, nach-

dem er ein wenig nachgesonnen hatte: du bist gut! du liebst mich, und folgst deinem Vater.

Ein Bedienter, der zu Tisch rief, machte dem Gelächter ein Ende, das noch nicht nachgelassen hatte, und von dem nun freylich William nichts begriff. Man setzte sich; und William erkundigte sich nach den Nahmen der vielerley Speisen, die aufgesetzt waren, und aß sehr zufrieden einen Teller mit Gemüse, und schlug alle die andern Speisen aus. Jetzt kam man wieder auf mathematische und physikalische Kenntnisse, und William verrieth so viel gesunde reife Vernunft, daß er alle am Tische für sich einnahm.

Kam man auf andere Dinge, so waren die Fragen, die William that, so zweckmäßig, seine Widerlegung so fest und deutlich, daß ein Arzt, der den Mittag noch gekommen war, nicht aufhören konnte, den Jüngling anzustaunen, und ihn immer tiefer in Gespräche über mancherley Gegenstände zu verwickeln. Auch gab es wohl mit unter etwas zu Lächeln, wenn er auf einmahl die ganze Convenienz mit ein paar Worten über den Haufen warf.

Endlich kam ein Hirschbraten. William fragte Fanny, was ist das? Ein Hirschbraten. Hirsch! wiederhohlte er langsam, auf einmahl sprang er auf und flog zur Thüre hinaus, die Treppe hinab, und den Hof hinunter in das Dorf. Das Wort Hirsch hatte die Idee des Mädchens wieder in seinem Kopfe rege gemacht, dessen Vater durch einen erschossenen Hirsch in die Hände der Justiz gefallen, und von ihm aus ihnen gerettet war. Er hatte keine eigentliche Aufklärung über das Ende des Handels erhalten, und er fürchtete, das etwa die

Justiz mit dem schweren Knüttel sich dennoch der Hütte bemächtigt hätte.

Er stürzte voll Eifer in die Hütte hinein, und traf Mutter und Tochter in den Armen eines Mannes, den sie mit Thränen benetzten. Es war der Vater, der eben von dem Schlupfwinkel, in dem er sich verborgen hatte, zurück gekommen war. Wie William die Stubenthüre geöffnet hatte, so rief die Tochter voll dankbaren Entzücken: da ist er! da ist unser Schutzengel! und flog ihm entgegen. Vater und Mutter wandten sich auf dieses Geschrey um und sanken zu seinen Füssen: der Vater bemächtigte sich einer seiner Hände, und küßte sie, und benetzte sie mit seinen Thränen.

Was ist euch, Kinder? fragte William bestürzt: ich wollte nur sehen, ob die Justiz noch da wäre.

Liebster Herr, liebster Herr! fing der Vater mit einer oft gebrochenen Stimme an; Gott danke es Ihnen; Sie haben mein Weib und dieß unschuldige Kind vom Hungertode gerettet! — Gott, liebster Herr, ich bin kein Dieb! der Hunger hat mich gezwungen. Ich hatte nichts zu leben! halb war die Hütte schon verschuldet; ich lieh mir eine Büchse, ich schoß und wurde ertappt und mußte fliehen. Sehen Sie, heute werden wir zum ersten Mahle wieder warm essen; Miß Fanny hat uns das Essen gesandt.

Fanny? rief William mit einem heitern Lächeln, und trocknete seine thränenvolle Augen. Aber warum arbeitest du denn nicht? du bist ja stark und groß.

Arbeiten? Lieber Gott! Ich habe ein paar gesunde Hände, ich könnte arbeiten; allein eine vier monathliche Krankheit hat mir Brot und Hand-

ihn tausendmahl, und Niemand lachte, und durfte lachen: denn sie war seine Frau. Wie ich sie beyde so sah, da dachte ich an dich. Fanny soll meine Frau seyn! rief ich und flog zu meinem Vater, und sagte es ihm: Fanny soll meine Frau seyn!

Fanny sah ihn einen Augenblick an, und schlug das Auge sogleich wieder in die Glasscheiben des Fensters. Ich habe dich lieb, Fanny! fuhr er fort und drückte ihre Hand an seine Brust: ich habe dich lieber, als ich es dir sagen kann!

Sie sah ihn zum zweytenmahle an, sie fand sein Auge voll Thränen, und sie wischte sich das Auge und drückte seine Hand. Was antwortete — sagte sie und hielt inne.

Mein Vater? fragte William: vieles, vieles, das ich nicht ganz verstand. Weißt du, ob dich Fanny liebt? sagte er; weißt du, ob Fanny gut ist? kennst du ihr Herz? wenn sie böse wäre, du würdest aufhören sie zu lieben, und würdest unglücklich seyn, weil die Ehe unauflöslich ist. Das sagte er, und vieles noch. Wenn Fanny Mutter wird — Fanny wand bey diesen Worten ihre Hand los — wenn Fanny Mutter wird, so wird sie deine Kinder zu Bösewichtern oder zu Narren machen.

O hör auf! — und das alles hast du geglaubt, William?

Geglaubt? nein! Eben darum bin ich hier, dich zu fragen, ob du nicht so bist. Nun, liebe Fanny, also liebst du mich?

Wie kann ich dich lieben? ich kenne dich ja eben so wenig, als du mich.

Ich bin gut, Fanny! sagte William sehr feyerlich und legte die Hand aufs Herz. Ich werde dir nie etwas zu leide thun; deine Kinder —

O ich bitte dich schweig! sprach Fanny, und

legte ihm die Hand auf den Mund. — Brich davon ab, lieber William. Ich bin noch zu jung zum heirathen, und ich glaube auch du.

Das hat mein Vater nicht gesagt, und der, liebe Fanny, weiß das alles. Liebe Fanny, sey doch nicht so sonderbar. Sag doch, wolltest du gern mein Weib seyn?

Fanny schwieg anfangs ein paar Secunden; endlich sagte sie: sonderbarer Mensch! Sie unterbrach sich selbst, sie schüttelte den Kopf, sie sah ihn bald an, bald wieder durch die Scheiben; sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Wenn dein Vater will, so wird er mit meinem Vater reden, wir wollen sehen.

Fanny, du hast mich gar nicht verstanden. Mein Vater will ja nicht heirathen, und dein Vater auch nicht! Ich! ich! William! will dich, will Fanny heirathen. Liebste Fanny, liebst du mich? antworte! Er legte sein Gesicht auf ihren Busen. Fanny antwortete mit einem Seufzer. Was seufzest du, Fanny? Sag mir es nur, wenn du etwas lieber hast als mich!

Sie legte die Hand auf seinen Rücken und drückte ihn an sich. Er umfaßte sie und drückte sie wieder, er gerieth in Entzücken, er strömte Küsse auf ihre Lippen, auf ihre Wangen, auf ihre Brust. Seine Entzückungen rissen sie unwiderstehlich mit sich. Schon fing sie an seine Küsse ihm wieder zu geben, ein wildes verdüstertes Feuer brannte in des Jünglings Augen, seine Arme zitterten, seine Brust schlug hoch empor.

Eine furchtbare Ahndung durchbebte sie: sie riß sich aus seinen kämpfenden Armen. William! schrie sie auf, und flog zum Zimmer hinaus. William lehnte die Stirn an das Fenster: er fühlte

ein Entzücken in seiner Brust wallen, ein neues vielfaches Leben in allen seinen Empfindungen; er war außer sich.

Sie liebt mich nicht! rief er nach einem langen Nachsinnen aus, und sein Auge schwamm in Thränen! sie liebt mich nicht! rief er noch einmahl, und stand nun und heftete seine nassen Blicke auf den Boden. Er sah auf die Thüre, er hoffte noch immer, sie sollte zurück kommen: die Thüre öffnete sich, und Fannys Onkle trat herein.

Nun, lieber William, in Thränen? was weinst du? wer hat dir etwas gethan?

Sie liebt mich nicht, sagte er und schüttelte mit dem Kopfe: sie ist davon gelaufen! und ich liebe sie mit meiner ganzen Seele. Der Onkle lockte die ganze Begebenheit aus ihm hervor. Armer Junge! sagte er: freylich, da seh ich wohl, sie liebt dich nicht. Sie hat dich an ihre Brust gedrückt, deine Lippen geküßt, hat gezittert, und ist endlich davon gelaufen? nein, nein, sie liebt dich nicht. William nahm dieß für Ernst, und sank auf einen Stuhl, und stille Thränen flossen aus seinen Augen um Fanny, und Fanny saß im dichsten Gebüsch des Parks, und rief zuweilen halblaut: o mein geliebter William!

William wollte sich kaum von Fannys Onkle halten lassen, er wollte auf und davon; allein der Onkle hatte nun einmahl den jungen Menschen in seinen Schutz genommen. Habe du Geduld, William! sagte er: sie soll dein Weib werden!

Ohne daß sie mich liebt? antwortete William: zuweilen redest du ohne alle Vernunft. Ich werde vor Kummer sterben; allein Fanny soll nicht, wenn sie nicht will.

Jetzt erkundigte sich der spaßhafte Landjun-

ker ganz leise, ob Lord Hillnet schon um diese Liebe Williams zu Fanny wisse, und erfuhr mit grossem Vergnügen, ja. Er erkundigte sich, ob er denn seine Einwilligung gegeben habe, und William antwortete ihm, daß er ein Narr sey; mein Vater ist gescheidter als ihr alle seyd. Ich muß doch wissen, wen ich liebe.

Das fand denn der Onkle auch ganz gescheidt, und theilte dem Vater Fannys den sonderbaren Liebeshandel mit, und man war entschlossen den Handel nicht so ganz von der Hand zu weisen. Nun lief der Onkle in den Garten, und suchte Fanny auf. Fanny, rief er mit angenommenen Schrecken ihr zu. Fanny, großer Gott! der arme William! ach Gott erbarme sich! Fanny erblaßte: und sprang auf, und sank wieder auf den Sitz nieder. Mädchen lauf, wenn du sein Leben retten willst!

Fanny stürzte aus der Laube und flog dem armen William in die Arme, der eben mit thränenden Augen in das Gebüsch trat. William erschrack, Fanny nicht weniger. Was ist dir Fanny? du bist so blaß? Sie wagte es nicht zu fragen, was ihm sey.

Kommt einmahl her Kinder, sagte der Onkle: setzt euch zu mir. Ich will euch beyden aus dem Traume helfen. Sie setzten sich jedes auf eine Seite. Nun Fanny rath ich dir, sey nicht Mümchen Zipp, sondern meine brave Fanny. Dein Vater weiß, was ich thue.

Höre, William, du liebst da das Mädchen, und sie soll deine Frau werden und Mutter zu deinen Kindern? nicht wahr?

Ja! — hör ich glaube, ich werde dich noch lieb gewinnen, Onkle.

Bravo: und du brave Fanny, hättest du wohl

Luſt, da dieſen Burſchen zum Vater zu machen? Närrchen, werde nicht roth! Ich meine, wie das einem Jüngferchen in Züchten und Ehren möglich iſt

Lieber Onkle —

Da würd' ich denn Großonkle. Höre, er hat mir erzählt, du haßteſt ihn; denn du hätteſt ihn an deine Bruſt gedrückt, und hätteſt gezittert, und ihn geküßt, und dann voll Angſt wärſt du davon gelaufen. Alſo Fannchen, du willſt die Mutter ſeiner Kinder werden?

Liebſter Onkle, ich bitte —

Ey zum Geyer, ſag ja oder nein. Sagſt du nein! ſo ſetzt ſich der Wildfang zu Pferde und ſucht ſich anderswo eine Fanny, und dann werden wir vor Geſchrey nicht bleiben können. Kindchen, man weiß ja, wie du denkſt — wer weiß, wenn ich nicht den Morgen im Bette dazu gekommen wäre. Nu, zum Henker ja oder nein!

Sie erröthete und reichte William die Hand, die Augen an den Boden geheftet. William ergriff ihre Hand, ſeine Thränen ſtürzten häufig aus ſeinen Augen. Fanny, ſprach er mit gebrochener Stimme: ſo bin ich denn, ſo lange ich lebe, unglücklich!

Fanny ſah ihn ſchnell an, und der Onkle ergriff ihn bey ſeinem Kleide, biſt du raſend, William? Du hörſt ja, ſie will dich zum Vater machen. Fanny ſo thu die Lippen von einander, und ſag ja! bey dem Burſchen muß man ſo deutlich ſeyn, wie die Bibel.

Fanny that die Lippen von einander, und ſagte leiſe: ja, William, ich liebe dich!

Jetzt taumelte der Jüngling in ihre Arme, jetzt umſchloß er ſie feſt und innig, jetzt ſchrie er laut, jauchzte und weinte, und ſah nicht, daß Fanny blaß in ſeinen Armen hing. Wie ſie

zu ſich kam, ſo ſah ſie ihn zum erſtenmahle hell an, und erröthete ſo ſchön und lächelte ſo freundlich, daß ſelbſt der Onkle rief: ich beneide dem Wildfang dieſen Blick! Da liebt euch Kinder, und macht euch' glücklich!

Er ſchlug ſeine Arme um William, allein dieſer drückte ihn ſo ungeſtümm an ſich, daß der Alte laut um Hülfe rief, und den Tag hundertmahl Fanny fragte, wie ſie die Umarmungen des Jünglings aushalten könnte. Wie der erſte Sturm der befriedigten Liebe vorüber war, ſo fragte nun auch der alte Onkle näher nach der Art der Bewilligung, welche Lord Hillnet ſeinem Sohne gegeben hatte.

Bey dieſer Frage gerieth William auf einmahl in ein augenblickliches Nachdenken, aus dem er mit dem lebhafteſten Zeichen ſeines Verdruſſes erwachte. Fanny! rief er: antworte, antworte! Biſt du gut? Fanny, biſt du nicht boshaft? und willſt du deine Kinder erziehen, wie ich erzogen bin, geſcheidt und vernünftig; nicht mit den Wunderlichkeiten, die auch du, liebe Fanny —

Sie drückte ihren Mund auf ſeinen.

William fragte den Onkle: heißt daß ja? Der Onkle nickte und lachte. Nun ſo komm! rief nun William, und zog ſie fort, und im Gehen umarmte er ſie, drückte ſie feſt an ſich, und trug ſie beynahe mehr, als ſie ging, ins Haus. Hier erhob denn der Onkle ein lautes Siegesgeſchrey, und Vater und Mutter und noch einige Verwandte ſtürzten herbey.

Nun thu den Antrag! ſagte der Onkle zu William; das iſt Fannys Vater. William ſah den Vater ſtarr an. Was ſoll ich? Zum Henker, dem Vater ſagen, daß du das Mädchen willſt.

Nun ja, Fanny wird mein Weib, Vater;

ſie liebt mich, und nun laßt uns zum Paſtor gehen, daß der uns kopulirt!

Nun wahrhaftig, der Junge wird uns alle noch verrückt machen am Ende! William, das geht ſo geſchwinde nicht.

Das möchte ich doch wiſſen — wie viel geſchwinder es gehen könnte. Der Paſtor lieſt ein zehen Minuten vor, und dann iſt Fanny meine Frau.

Bey Gott! brummte der Onkle in den Bart: der Burſche hat immer Recht.

Man fing an hin und her zu ſtreiten. William wollte ſchlechterdings nicht nachgeben. Er berief ſich darauf, daß Fanny ihm ja geſagt habe; Fannys Aeltern blieben dabey, daß es unmöglich ſeyn könnte. William ereiferte ſich, und fing an zu beweiſen, daß es ſehr leicht ginge, lachte über alle Gründe, die man ihm anführte, als über die Narrheiten der gewöhnlichen Menſchen. Endlich ergriff er Fanny bey der Hand. Fanny liebſt du mich? fragte er, und drückte ſeinen Mund auf ihren. Fanny antwortete mit einem zärtlichem Blicke. Nun ſo folge mir zum Paſtor! Aber lieber William, du ſiehſt, mein Vater will nicht.

So laß deinen Vater hier, wenn er nicht mit will! Er zog ſie einige Schritte nach der Thüre. Nun erhob ſich ein allgemeines Gemurmel. Der Onkle lachte, der Vater lärmte, und forderte erſt vor allen Dingen ein Leibgedinge, die Mutter behauptete, die Tochter könne nicht ohne Kranz und Atlaskleid kopulirt werden; alle andern redeten auf einmahl: allein William betäubte die Stimmen alle mit ſeinem hellen Tenor, und bath Fanny aufs flehendlichſte ihm zu folgen, und Fanny ſträubte ſich aus allen Kräften.

Endlich ließ William Fannyn fahren, und

ſchwieg, und nach und nach ſchwiegen die andern alle, und erhoben dagegen nun ein lautes Gelächter, das einige Minuten anhielt; nur Fanny und William fanden nichts Lächerliches bey dem Handel.

William ſah finſter um ſich her, und ſagte mit einer ſehr ernſten Stimme: Fanny, du biſt mein Weib; du ſagſt mir, du liebeſt mich über alles. Da ſteht dein Vater, hier ſteh ich! nun wähle! wem willſt du folgen? —

Fanny trat einen Schritt auf ihn zu, und ſagte mit einer ſchönen Stimme zu ihm, ich bin dein! noch einmal wiederhohle ich es: ich bin dein! ich hoffe glücklich in deinen Armen zu leben; allein in meines Vaters Armen habe ich ſchon funfzehn Jahre glücklich gelebt. Ohne meinen Vater wäre ich nicht; ſeine Liebe hat mich tauſendmahl dem Tode entriſſen. William ich bin dir Liebe ſchuldig; allein meinem Vater Gehorſam für ſeine Liebe. Das reitzende Mädchen ſank vor ihrem Vater auf die Knie, und benetzte ſeine Hände mit ihren Thränen.

William ſtarrte mit offenen Augen an die Wand; er ſchien tief nachzudenken. Er fiel nun ſchnell bey Fanny auf die Knie und küßte die andere Hand des Sir Johnſons: vergib mir, Fannys Vater! ſprach er mit vieler Rührung: und wenn mein Vater mir befählе Fanny nie zu heirathen, ich würde ihm gehorſam ſey.

Er ſtand auf, und ſetzte ſich ruhig auf einen Stuhl nieder, und fragte ganz ruhig, wann denn der Paſtor ihnen etwas vorleſen ſollte? Man vertröſtete ihn mit der Beſtimmung einer kurzen Friſt, wenn ſein Vater anders einwilligen würde. Fanny, du biſt gut! rief er auf einmal, nach-

dem er ein wenig nachgesonnen hatte: du bist gut! du liebst mich, und folgst deinem Vater.

Ein Bedienter, der zu Tisch rief, machte dem Gelächter ein Ende, das noch nicht nachgelassen hatte, und von dem nun freylich William nichts begriff. Man setzte sich; und William erkundigte sich nach den Nahmen der vielerley Speisen, die aufgesetzt waren, und aß sehr zufrieden einen Teller mit Gemüse, und schlug alle die andern Speisen aus. Jetzt kam man wieder auf mathematische und physikalische Kenntnisse, und William verrieth so viel gesunde reife Vernunft, daß er alle am Tische für sich einnahm.

Kam man auf andere Dinge, so waren die Fragen, die William that, so zweckmäßig, seine Widerlegung so fest und deutlich, daß ein Arzt, der den Mittag noch gekommen war, nicht aufhören konnte, den Jüngling anzustaunen, und ihn immer tiefer in Gespräche über mancherley Gegenstände zu verwickeln. Auch gab es wohl mit unter etwas zu Lächeln, wenn er auf einmahl die ganze Convenienz mit ein paar Worten über den Haufen warf.

Endlich kam ein Hirschbraten. William fragte Fanny, was ist das? Ein Hirschbraten. Hirsch! wiederhohlte er langsam, auf einmahl sprang er auf und flog zur Thüre hinaus, die Treppe hinab, und den Hof hinunter in das Dorf. Das Wort Hirsch hatte die Idee des Mädchens wieder in seinem Kopfe rege gemacht, dessen Vater durch einen erschossenen Hirsch in die Hände der Justiz gefallen, und von ihm aus ihnen gerettet war. Er hatte keine eigentliche Aufklärung über das Ende des Handels erhalten, und er fürchtete, das etwa die

Justiz mit dem schweren Knüttel sich dennoch der Hütte bemächtigt hätte.

Er stürzte voll Eifer in die Hütte hinein, und traf Mutter und Tochter in den Armen eines Mannes, den sie mit Thränen benetzten. Es war der Vater, der eben von dem Schlupfwinkel, in dem er sich verborgen hatte, zurück gekommen war. Wie William die Stubenthüre geöffnet hatte, so rief die Tochter voll dankbaren Entzücken: da ist er! da ist unser Schutzengel! und flog ihm entgegen. Vater und Mutter wandten sich auf dieses Geschrey um und sanken zu seinen Füssen: der Vater bemächtigte sich einer seiner Hände, und küßte sie, und benetzte sie mit seinen Thränen.

Was ist euch, Kinder? fragte William bestürzt: ich wollte nur sehen, ob die Justiz noch da wäre.

Liebster Herr, liebster Herr! fing der Vater mit einer oft gebrochenen Stimme an; Gott danke es Ihnen; Sie haben mein Weib und dieß unschuldige Kind vom Hungertode gerettet! — Gott, liebster Herr, ich bin kein Dieb! der Hunger hat mich gezwungen. Ich hatte nichts zu leben! bald war die Hütte schon verschuldet; ich lieh mir eine Büchse, ich schoß und wurde ertappt und mußte fliehen. Sehen Sie, heute werden wir zum ersten Mahle wieder warm essen; Miß Fanny hat uns das Essen gesandt.

Fanny? rief William mit einem heitern Lächeln, und trocknete seine thränenvolle Augen. Aber warum arbeitest du denn nicht? du bist ja stark und groß.

Arbeiten? Lieber Gott! Ich habe ein paar gesunde Hände, ich könnte arbeiten; allein eine vier monathliche Krankheit hat mir Brot und Hand-

werkzeug geraubt; mein kleiner Acker iſt verkauft, ich habe nichts als die Hütte.

William ſchlug in die Hände: nichts als die Hütte? warum haſt du es denn nicht Fanny geklagt?

Man darf nicht klagen. Die Herrſchaft leidet keine Bettler! William ſchlug ſein großes Auge voll Thränen mit dem ſchneidenden Blicke des tiefſten Mitleids gen Himmel. Gottheit! ſprach er feyerlich und bückte ſich tief in einer erfurchtsvollen Stellung zu Boden, und ſeine Thränen tropften an die Erde. Kein Brot? keine Arbeit, um Brot zu verdienen. — Wie viel braucheſt du Geld?

Wenn ich zwanzig Pfund hätte, ſo könnte ich meinen Acker zurück kaufen, und ich wäre glücklich.

Hohle mir den, der den Acker gekauft hat. Der Mann ſprang voll Entzücken zu dem Nachbar gegen über, und erſchien einige Minuten darauf mit ihm. Höre du, fing William zu dieſem an: gib ihm ſeinen Acker wieder, ich will dir das Geld wieder geben.

O ja! antwortete der Bauer: ich bekomme zwanzig Pfund.

Gut! die ſollſt du Morgen haben; da ſoll ſie Thomas dir bringen. Nun, arbeite heute auch, guter Mann, daß ihr nicht wieder Hunger leidet.

Morgen? fing jener an: wer ſind Sie denn?

Ich bin William Hillnet.

Lord Hillnets Sohn?

Das bin ich!

Lieber Sir, wollen Sie mir denn wohl ein

acht Zeilen schreiben, daß Sie mir wirklich zwan-
g Pfund schuldig sind.

Wozu? ich kann nicht schreiben!

Nicht schreiben, und Sie wären Sir Hillnet?
er Alte schüttelte bedenklich den Kopf. Wenn ich
is Geld habe, so hat er den Acker! und nun
ng er.

William begriff zwar nicht recht, warum der
Mann seinem Worte nicht glauben wollte; allein
s war nun so. Er ging unmuthig zurück nach Sir
ohnsons Ritterſitze, und wie er ins Zimmer trat,
o ging er auf den Onkle zu, und sagte ihm: On-
e gib mir zwanzig Pfund!

Hundert, mein Lämchen! was willst du da-
it?

Der Menſch, der den Hirsch erschossen hat,
at nichts als eine halbe Hütte; der soll sie haben.
er Onkle gab ihm zwanzig Pfund und nun flog
William in die Hütte zurück, und verbreitete auf
nmahl das unendlichſte Entzücken unter diesen gu-
n Leuten. Sie umringten ihn, sie benetzten seine
ohlthätigen Hände mit ihren Thränen, sie nann-
n ihn tausendmahl ihren Schutzengel. William
ergoß Thränen, er gab dem Vater die Hand.
un arbeite auch! sagte er zu ihm, die Kleine er-
riff er, und gab ihr einen lauten Kuß auf ihre
ischen Lippen, und auf ihre Hand. Ich werde
uch bald wieder sehen! rief er, gab dem kleinen
Mädchen noch einen Kuß, flog zum Hause hinaus,
nd hörte noch hinter sich die Segenswünsche dieſer
eretteten Familie.

Er trat wieder in das Eßzimmer mit Thränen
n den Augen. Er ging heftig auf und nieder, seine
lugen fingen an zu funkeln, man sah es ihm an,

daß große Gedanken in seinem Busen kämpften. Endlich blieb er mitten im Zimmer stehen. Das will ich wissen! Er kehrte wieder zur Thüre. Wohin? rief der Onkle und Fanny sprang auf und ergriff seine Hand.

Laß mich liebe Fanny, ich muß nach Hause! antwortete er seh, ernsthaft; denn sieh, es könnten zu Hillnethouse auch Menschen seyn, unglücklich wie Marys Vater.

Ey nun, das hat ja bis Morgen Zeit! sagte der Onkle.

Hast du schon einmahl dich hungrig niedergelegt? Nein ich kann nicht mehr säumen. Fanny, nein! die Leute müssen essen. Er ging schnell zur Thüre hinaus. In fünf Minuten hatte er seine Pferde gesattelt, und Thomas konnte sich kaum besinnen, daß er fort sollte, da William ihm schon den Steigriemen hielt, und ihm aufsitzen half. Wie Thomas saß, schwang er sich auf, und dahin ging es in vollem Gallope.

Bey Gott! ein Mensch, vor dem ich tiefe Erfurcht habe! sagte der Arzt, und küßte Fanny auf die Wange, und Fanny lächelte dankbar ihm zu, und erzählte mehr von den Zügen des jungen Menschen.

Während des war William im Hillnethouse angekommen: am Ende des Dorfs stieg er vom Pferde, und bath Thomas das Pferd nach Hause zu führen, und er ging in die erste Hütte hinein, und traf die Familie beym Abendessen. Ihr habt! sprach er zufrieden, wie er in die Stube trat. Man stand sogleich auf, und ging dem jungen Herrn entgegen, und er hörte, daß sie zu leben hatten. Ist denn wohl Jemand hier im Dorfe, der Hunger leidet? fragt er den Wirth. Hunger

leidet? Gott lob und unserm guten Lord Hillnet Dank, nein, nicht ein Einziger!

William schlug sein Auge gen Himmel: er ist mein Vater! rief er mit strahlenden Augen. Er ging schnell aus dem Hause, um zu seines Vaters Füßen zu eilen. Vor einer andern Hütte machte ihn ein gellendes Geschrey aufmerksam, er trat hinein. Auf dem Flur flog ihm ein junges Weib entgegen, umfaßte ihn mit dem lauten Geschrey: es ist vorbey! daß Geschrey jagte ihm einen Schauder ab, er trat in die offene Thüre der Stube, und sah auf einem Bette einen Mann liegen, bleich, mit gebrochenen Augen; an seinem Bette standen ein paar weinende Alte, drey schreiende Kinder hatten sich an die Alten festgeklammert.

William fragte eilend: was ist hier? Großer Gott, mein Sohn stirbt! antwortete der alte Mann, und schluchzte. Stirbt? fragte William: stirbt? und drängte sich an das Lager. Er heftete starre Blicke auf den Kranken. Ihn schauderte bey dem Anblicke. Er legte seine Hand auf des Kranken Hand, und sie war naß und kalt? er fragte ihn etwas, und bekam keine Antwort.

Das Röcheln des Kranken wurde stärker: jetzt trat die junge Frau wieder in die Stube, und sah bleich und zitternd nach dem Sterbenden. Anna! rief der Kranke laut und mit gebrochener Stimme. Die Frau sank über das Bett hin, mit lautem furchtbaren Aufschreyen, der Alte bethete, die Mutter wischte dem Sohne den Schweiß von der Stirn, der Kranke zuckte ein paarmahl fürchterlich, streckte sich aus und starb.

Gott hat ihn gegeben! fing der Alte schluchzend an: Gott hat ihn genommen, der Nahme des Herrn sey gelobt! und dabey raufte er sich jam-

mernd die greiſe Haare aus. Frau und Mutter ſchrien, die Kinder ſchrien, und William ſtand da, zitterte, bebte, wurde immer bleicher, und ſank endlich ſinnlos auf den Todten, den er betrachtete.

Er kam wieder zu ſich, und das Zimmer war voll Menſchen; die Alten weinten, die Leiche lag ſchon auf Stroh, die Wittwe rang die Hände und wollte den Troſt nicht hören; den man ihr von allen Seiten zuſprach. Nein, Gott iſt nicht gütig! rief ſie in der Wuth ihres Schmerzes: nein, Gott iſt nicht gütig! da ſtehen drey vaterloſe Waiſen; ich wollte, ſie ſtürben auch! Gott iſt unbarmherzig!

William ſchauderte, und drängte ſich zwiſchen den Menſchen zum Hauſe hinaus. Vor dem Hauſe ſah er mit fallenden Thränen zum Himmel empor, hob beyde Hände auf, und rief halb laut: O weiſe Gottheit, laß mich noch nicht ſtreben! es iſt ſchrecklich, ſterben! und laß Fanny und meinen Vater nicht ſtreben! — ich fühl es, ich fühl es, du haſt mich erhört! Muthig ging er nach Hauſe.

Er flog ſeinem Vater in die Arme mit dem Ausruf: du biſt doch geſund? dir fehlt doch nichts? Er redete den Abend von nichts als von dem Sterbenden, er war den Abend ernſt und feyerlich, und nur mit Mühe erfuhr ſein Vater die Begebenheiten des Jünglings mit Fanny. Am andern Morgen waren die Bilder des Todes wieder ziemlich erloſchen, und jetzt fing Fannys Bild an wieder lebhaft in des Jünglings Seele zu werden. Er entdeckte jetzt ſeinem Vater die heißen Wünſche, Fanny bald ſein Weib nennen zu können, und die Hinderniſſe, welche Sir Johnſon dieſen Wünſchen gemacht hatte.

Lord Hillnet hatte eigentlich nichts gegen dieſe Heirath ſeines Sohnes mit Miß Johnſon, denn

lle Erkundigungen; die er von ihr hatte einziehen
nnen, sprachen sehr zum Lobe ihres schönen Her-
ns; allein er hielt Williams Liebe für das erste
ufwallen des Geschlechtstriebes, und fürchtete den
igendlichen Flattersinn.

William versicherte ihn zwar, daß Fanny ihn
ebe, und daß er Fanny ewig lieben würde, daß
anny gut sey, weil sie es selbst gesagt habe; al-
in sein Vater machte ihm doch zuletzt begreiflich,
ß man sich bey diesem allen so leicht täuschen
nne; er bath ihn so flehentlich, ihm die Gefäl-
gkeit zu erzeigen, und noch eine Zeitlang mit der
erbindung zu warten, daß William es seinem
ater versprach.

Mir soll es lieb seyn, wenn du oft da bist,
illiam! Gott gebe, daß du nicht betrogen wirst!
illiam lächelte und bath seinen Vater, Fanny
bst zu sehen, das er denn auch versprach, und
ar nächstens sie zu sehen.

Die nächsten Paar Tage brachte William da-
it zu, sich selbst in jeder Hütte zu erkundigen,
nicht etwa einer seiner Unterthanen Hunger lit-
, und both sich so innig zum Wohlthäter an, und
igte auch einigen es so thätig, daß er die Liebe
id Bewunderung aller seiner Unterthanen erhielt,
id aller Armen Hoffnung wurde. Er fragte je-
n nach seinem Gewerbe, und bekam tausend neue
deen. Auch zum Prediger ging er, und erkun-
gte sich, ob er zu leben habe, und nach seinem
ewerbe. Der Prediger hatte lange zu thun, dem
ngen Menschen deutlich zu machen, wozu er ei-
ntlich bestimmt sey.

Er ging endlich mit den Worten: nun ich
erde es ja erfahren, ob du die Leute so unterrich-
st, daß du damit ein so reichliches Auskommen

verdienst. Dabey fiel ihm der Sterbende wieder ein? ach, hob er schon in der Hausthüre an: warum tröstetest du denn neulich nicht die Frau, der ihr Mann starb? da hättest du trösten können.

Ich war nicht gerufen.

Gerufen? da war ich eben beym Nachtwächter. Wenn Feuer ist, sagte der mir, so muß ich Lärm machen! Nun, muß man auch denn erst rufen, wenn nun Feuer wird?

Ey, das ist seine Pflicht!

Nun du sagtest mir ja eben, die Unglücklichen zu trösten, wäre deine Pflicht auch! Und höre, wenn ich die Frau hätte trösten können, darum hätt ich deinen ganzen Acker gegeben. Hör, alle die andern im Dorfe wissen doch, was sie zu thun haben, du aber, hier schüttelte er ungläubig mit dem Kopfe; du scheinst das selbst nicht so recht zu wissen. Der Prediger dankte dem Himmel, daß er den unbescheidenen Frager endlich los war.

Zu Hause erkundigte sich dann William bey seinem Vater nach des Predigers Pflichten, und er freute sich auf den andern Tag, da er ja hören würde, wie der Prediger unterrichtete. Den andern Tag ging er in die Kirche, und sein Vater bath ihn vorher, den Prediger nicht zu unterbrechen, wie neulich bey der Kopulation. William versprach es, und nahm seinen Sitz auf dem herrschaftlichen Stuhle der Kanzel gegen über.

Der langsame Gesang des Psalms, den ihm sein Vater vorgelesen hatte, rührte ihn unbeschreiblich. Er vergoß Thränen, und eine tiefe Ehrfurcht rieß ihn unwillkürlich auf die Knie. Jetzt trat der Prediger auf die Kanzel, William erhob sich, wie er den Mann empor kommen sah, und warf neugierige und starre Blicke auf ihn. Dem

Prediger fiel bey Williams Anblick mit einer ängstlichen Glut, die sich in sein Gesicht ergoß, die Copulation ein; er wurde bleich, er zitterte, der Gesang war zu Ende, und der Prediger sah mit starren wilden Blicken auf den Jüngling, und dann auf die Gemeinde.

William sah ihn erblassen, er betrachtete ihn noch stierer, und die Verlegenheit des armen Mannes stieg auf das äußerste. Zitternd fing er doch endlich an; allein jeder Blick, der den Jüngling traf, vernichtete seine Besonnenheit; mit jedem Augenblicke fürchtete er unterbrochen zu werden. Er redete das verwirrteste Zeug, er stammelte, mit jedem Augenblicke vergrößerte sich seine Angst.

Mit einem unbeschreiblich ängstlichen Gesichte sah er endlich auf William und schwieg. Der arme Mann ist krank! sagte William halb laut zu Thomas, der neben ihm stand. Der Prediger hörte es, er nahm die Entschuldigung, und ging wieder die Kanzel hinab, und in der Sakristei konnte er sich nicht enthalten, auf den jungen Menschen, und auf den alten Narren von Lord Hillnet, der ihn so Heydenartig hatte aufwachsen lassen, zu fluchen.

Thomas ging hinab in die Sakristey und versicherte den beschämten Prediger, daß William ihn nicht unterbrechen würde, und nun erschien er wieder und predigte, nahm sich aber doch sehr genau in Acht, daß er nichts vorbrachte, was auf irgend eine Weise zweifelhaft war. Er redete von der Verpflichtung redlich zu leben, um mit Muth sterben zu können, und William flog nach der Predigt in die Sakristey und schloß den Mann in seine Arme, und versicherte ihn, daß er von jetzt an ihn lieben und als seinen Vater ehren würde.

Ein paar Tage darauf flog er wieder nach

Johnsons Landsitze, und fand Niemanden zu Hause; er wanderte unmuthig ein halb Stündchen im Park umher, endlich ging er zu Mary. Er fand die Familie beysammen. Nach einigen Liebkosungen, welche er Maryn mit aller Heftigkeit der Jugend machte, und welche das Mädchen mit einer verschämten Zärtlichkeit annahm, kam es zwischen William und Mary's Vater zu einem ordentlichen Gespräche. Mary's Vater hatte die Kriege in Kanada gegen die Franzosen mitgemacht. Ein Wort gab das andere. William horchte mit aller Anspannung eines Menschen, der einen Zauberer vor sich zu sehen glaubt, und der alte Soldat erzählte mit aller Lebhaftigkeit und alle dem Feuer eines Augenzeugen. So verging der Morgen; und der Alte freute sich herzlich, daß er nun mit den mannigfaltigen Erklärungen der Kriegsinstrumente fertig war; noch mehr aber freute er sich, daß er nun Nachmittag ohne Hinderniß auf die Franzosen losgehen könnte.

William blieb ungenöthigt bey ihnen zum Essen, und die Mutter und Tochter beeiferten sich aus allen Kräften ihren jungen Wohlthäter so gut zu bewirthen, als es ihnen möglich war.

Am Tische saß William bey Mary, und war so froh wie ein Gott; bey jeder Schüssel erzählte der Wirth von dem Leben im Felde, und wundersamen giftigen Schlangen und Thieren! daß William bey aller Kenntniß der Naturgeschichte zehn Mahle gestehen mußte, er wisse noch gar nichts, und seine verwunderungsvolle Freude äußerte sich allemahl durch einen fröhlichen Kuß auf Mary's Lippen.

Nach Tische fing der Alte aufs neue an zu erzählen, von den Wilden, ihrem Skalpiren, ih-

ren Grausamkeiten gegen die Gefangenen, und beschrieb alles das so fürchterlich, daß William sein Gesicht voll Grausen in Mary's Busen drückte, die er auf seinen Schoß gezogen hatte, um die Begebenheiten mit anzuhören.

Während deß war Johnsons Familie zurück gekommen, und auf die Nachricht, daß Sir William da gewesen, wieder weggegangen sey, und daß er sein Pferd auf dem Hofe gelassen habe, flog Fanny einen Augenblick auf ihr Zimmer, und schlich sich dann unbemerkt durch den Garten in das Dorf und in die Gegend, wo Mary's Aeltern wohnten.

Fanny vermuthete den Jüngling da, und hatte sich auch nicht geirrt. Schon von weiten hörte sie seine Stimme: sie gieng leise näher, und wollte ihn überraschen, und sie selbst wurde auf das allerseltsamste überrascht. Sie trat vor das Fenster, und eben verbarg William sein Gesicht, und seinen Schauder bey der Erzählung von geschlachteten und gefressenen Menschen in Mary's Busen. Fanny erstarrte; in Mary's Busen? — Sie sah jetzt wieder hin, und eben drückte William auf die Rosen von Mary's Lippen den zärtlichsten Kuß.

Fanny's Gesicht war bleich, und in dem Augenblicke zerfloß diese Blässe in eine dunkle Röthe. Pfui Fanny! rief jetzt die Wirthinn, die das Mädchen am Fenster erblickte. Fanny? rief William, wo? und Fanny eilte vor dem Fenster vorüber, schnell die Gasse im Dorfe hinab

William flog hinter ihr her. Fanny! Fanny! hier bin ich! Fanny hörte nicht. Er ergriff Fanny bey der Hand. Was wollen Sie, Sir Hilnet? sagte Fanny mit Bitterkeit: Lassen Sie mich! sie wand ihre Hand los, ließ ihn stehen, und ging vorwärts.

William blieb eine Minute auf der Stelle ſtehen, dann flog er aufs neue hinter ihr drein, und ergriff mit dem zärtlichſten Ausrufe: meine liebe Fanny! ihre Hand aufs neue.

Gehen Sie! ich will allein ſeyn! ſagte Fanny heftig, riß ihre Hand los und ging. William ſah ihr ein paar Secunden nach, dann ging er zurück nach Mary's Hauſe. Fanny ſah ſich ſo eben um, wie er in die Thüre ging, ſie biß ſich in die Lippen, und ihr Blut kochte.

William ſetzte ſich wieder auf ſeinen Stuhl, zog Mary auf ſeinen Schoß und ſagte mit einem Blicke auf das Fenſter: nun, fraſſen die Unmenſchen den andern auch? —

Mary's Vater erzählte; allein William ſchauderte nicht mehr, und drückte Mary nicht mehr an ſich. Mitten in der Cataſtrophe ſtand er auf. Laß nur jetzt, ſagte er: morgen ſollſt du wieder erzählen. Er ging unruhig zum Hauſe hinaus und nach Johnſons Landſitze. Fanny verließ ſogleich das Zimmer, wie er hinein trat, riegelte ſich auf ihr Zimmer, und kam den Abend, ohnerachtet alles Bittens und Befehlens, nicht wieder zum Vorſcheine. William begriff nichts von dem Handel: er meinte, Fanny müſſe krank ſeyn.

Am andern Morgen aber, da er ſie ſah, ſie fragte: was hat dir geſtern gefehlt, Fanny? begegnet ihm das Mädchen ſo feindlich kalt, daß es allen, auch dem unbefangenſten Zuſchauer, auffiel. Der Onkle wollte den Verſöhner machen; allein William ſtellte ſich vor Fanny hin, und mit einem Ernſte, der etwas fürchterliches hatte, ſagte er: du biſt auf mich aufgebracht, Fanny! Sprich, was hab ich dir gethan? — Nichts, gar nichts! ſagte

ſagte ſie, doch war ſie ein wenig durch ſeine Stellung in Verwirrung gebracht.

Aber warum biſt du denn böſe auf mich, wenn ich dir nichts gethan habe?

Sie warf den ſchönen Mund auf: hm, hab ich Ihnen Rechenſchaft zu geben?

William ſah ſie mit ſtarren Augen an. Auf einmahl hob er beyde Hände empor, und rief mit lauter Stimme: mein Vater hat Recht! ich bin betrogen! Er warf noch einen mitleidigen Blick auf Fanny, eine Thräne trat in ſein Auge. So ſchön, ſagte er, und ſo falſch! Er drehte ſich um, er ſchluchzte, lebt wohl! rief er, und ging langſam in den Stall, ſein Pferd zu ſatteln.

Der Onkle trat jetzt zu Fanny. Mühmchen, ſprach er: Du biſt eine Närrinn! Fanny weinte, und hielt die Hände vors Geſicht. Er reitet davon, Fanny! fuhr er wieder fort: geh und thue Buſſe! Wahrhaftig, der Burſche zieht das Pferd aus dem Stalle! Komm Fannchen, der Menſch iſt bey Gott kein Fangball nicht!

Fanny ließ ſich halb mit Güte, halb mit Gewalt vor die Thüre ziehen. William trocknete ſich die Augen, und ſtreichelte den Hals ſeines Pferdes. Was hatte ich ihr gethan! ſagte er ſo laut, daß Fanny es hörte.

William! rief Fanny halb laut. Er ſah ſich um, er ſah Fanny vor der Thüre, ſie ſchluchzte in ihr Schnupftuch. William ſprang herzu. Fanny ſtreckte ihm die Hand entgegen, William benetzte die Hand mit ſeinen Thränen.

Leiſe hob der Onkle Fannys andre Hand auf und legte ſie um Williams Hals, und nun warf er das Mädchen in des Jünglings Arme. Ihre Augen hatten ſich noch nicht geſehen, aber ihre

Lippen fanden sich, und in zwey Minuten war die Versöhnung vollendet. Fanny band die Schnur um ein Kopfweh, und William drückte ihr zwischen seinen zwey Händen den Kopf, tausend Mahle, und versicherte sie gewiß, daß das Mittel für Kopfweh gut sey.

Auf einem Spatziergange im Garten aber fing sie dennoch an, ihn sehr ernsthaft auszufragen, was er gestern bey Mary's Vater gemacht habe. Stick, sagte William, hat mir dem Kriege schreckliche Dinge erzählt. Ach, liebe Fanny, gut daß du mich daran erinnerst! das mußt du hören, komm! komm! Er zog sie bey der Hand aus dem Garten.

Beynahe hätte es einen neuen Zank gegeben, weil Fanny von dieser Eile mit Bitterkeit sprach; doch nach einem kleinen Besinnen, sagte sie endlich: gut William, Nachmittag will ich mit dir Mary besuchen.

Nachmittag gingen sie zu Mary. Das reitzende Mädchen lief ihrem Wohlthäter voll Freude in die Arme: o mein bester William! rief sie, und wand sich beschämt von seinen Lippen, wie sie Fanny noch hinter William erblickte. Fanny hatte sich zwar vorgenommen, ganz ruhig Williams Betragen gegen Mary zu behorchen; allein Mary's Ausruf brachte sie vollkommen aus dem Gleichgewichte; sie vergaß, wer William war; sie stand da mit der stolzen höhnischen Miene einer beleidigten Königinn, und Mary zog sich zitternd bis an die Wand des Zimmers.

William sah sich um, und erwartete etwa den Gerichtsdiener zu sehen, der mit seinem Knüttel das arme Mädchen zum Zittern brächte, und er sah, daß Fanny tödtende Blicke auf Mary warf.

Fanny, fing er kopfschüttelnd an: haſt du dein Kopfweh wieder? Komm her, gute Fanny, ſey gut! Er ſetzte ſich und wollte Fanny auf ſeinen Schoß ziehen. Komm, ſetze dich her, auf dieſes Knie, Mary ſoll auf dem andern ſitzen.

Nein, antwortete Fanny mit einer Art Widerwillen; ich habe mit Mary nichts zu theilen. Ich trete ihr den ganzen Sitz ab.

Wie ſonderbar du biſt, Fanny! Warum willſt du hier nicht mit Mary ſitzen?

Ich theile nichts mit einem Mädchen, dem ich Wohlthaten erzeige!

Mary fing bey dieſen Worten an zu weinen; und der Vater ſagte: Wohlthaten annehmen, gnädiges Fräulein, iſt keine Schande; denn ſonſt — der König muß ja Gottes Wohlthaten nehmen.

William ſah von einem auf den andern. Aber ſeyd ihr närriſch? fragte er ungeduldig: ſetze dich, wohin du willſt, Fanny! komm Mary, ſey freundlich! wer hat dir etwas gethan? nun Vater Stick, was ſiehſt du ſo kirſchbraun aus? Fanny, haſt du den Alten beleidigt? Fanny ſtützte einen Ellenbogen in ein Fenſter, ſah hinaus und ſchwieg. Setze dich Stick: und erzähle: Fanny will auch zuhören.

Fräulein Fanny würde es mir nie vergeben, wenn ich mich ſetzte.

Du biſt ein Narr, alter Mann! Indeß Williams Bemühungen, die Erzählung des Alten in den Gang zu bringen, waren vergebens; Fanny ſah nachläſſig zum Fenſter hinaus, und dann verſtohlen auf Mary, welche an der Wand ſtand, und heimlich weinte.

Heute iſt es nichts, Vater Stick, das ſeh ich wohl. Komm Fanny, laß uns gehen; willſt du mit

uns, Mary? — Mary wandte Geschäfte vor, und William verließ mit gerunzelter Stirn die Hütte. Fanny, ich liebe dich, hob er, wie sie im Park waren, zu Fanny an, die neben ihm her ging, und mit einem trüben Auge vor sich auf den Weg blickte: Fanny, ich liebe dich; aber — der alte Mann ist besser wie du.

Und Mary auch, nicht wahr?

Mary? — Mary that dir nichts, und du hast sie zum Weinen gebracht.

O die Thränen kleideten sie! sie war noch einmahl so schön.

Nun das ist wahr, ich habe sie angesehn, die Thränen standen ihr besser, als dir deine gerunzelte Stirn; aber die Thränen thaten dem armen Mädchen weh. Fanny, ihr nennt immer Gott; Gott ist reich und Gott ist gut; du bist auch reich — aber bist du auch gut? Was hat dir das schöne Mädchen gethan?

Die Gesellschaft kam ihnen entgegen, und Fanny schwieg. Williams zärtliche Liebkosungen zerstreuten indeß die Eifersucht bald, die sich in Fannys Herzen empor gehoben hatte, und William schwamm wieder in dem Rausche des Entzückens und der Liebe. Am Abende ritt er ab. Fanny flog durch den Thiergarten, um ihn noch einmahl William zuzurufen, wenn er vorbey käme, sie stellte sich hinter einen Wachholderstrauch und sah den Weg hinab, der durch das Dorf führte, und William kam nicht. Sie harrte noch eine Viertelstunde, und William kam nicht. Ein schwarzer Gedanke stieg in ihrer Seele auf: er ist bey Mary. Sie flog hinter dem Strauche hervor, den Hügel hinab in das Dorf und schon von Weiten sah sie Williams Pferd, das der alte Stick hielt. Der Böſewicht! rief sie, und

lief wild zurück, durch den Park ins Haus auf ihr Zimmer.

William ritt nach Hause in tiefen Gedanken über Fanny, deren sonderbares Betragen ihm nicht entgangen war; er schüttelte oft den Kopf über Fanny, und besonders weil er sich ihr Betragen auf keine Weise erklären konnte. Er erzählte seinem Vater sehr aufrichtig seine kleine Begebenheiten, und bath ihn um eine Auflösung dieser Räthsel.

Sein Vater sah sehr leicht Fannys Launen als Eifersucht, er schwieg aber davon, weil er selbst nicht zu bestimmen wagte, ob sie Recht habe oder Unrecht. Er bath nur seinen Sohn desto inniger, sich nicht zu übereilen.

Fanny saß indeß auf ihrem Zimmer die Augen voll heißer Thränen; auch ihrem Onkle war ihr Betragen aufgefallen, und jetzt bath er sich von Mühmchen eine Erläuterung ihres Maulens mit William aus. Nach vielen Weigerungen that sie denn dem dringenden Oheim ein Geständniß, und machte aus ihrer Furcht den gegründetsten Verdacht, aus ihrem Verdachte die fürchterlichste Gewißheit, daß Sticks Familie einen Anschlag auf den unerfahrnen William gemacht hätte; und bath ihren Onkle flehentlich, die gefährliche Mary auf irgend eine Weise aus dem Spiele zu schaffen.

Die Eifersucht gab ihrer Beredtsamkeit eine so eindringende Stärke, und ihren Vermuthungen einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß selbst der Onkle zuletzt ausrief: Du hast recht, Fanny! das kleine eitle Ding soll fort! dazu kam denn noch, daß der Onkle noch denselben Abend erfuhr, daß Mary's Mutter ihrem Nachbar bey einem Zank, mit William und dem Einflusse, welchen ihre Mary über den Jüngling habe, gedroht

uns, Mary? — Mary wandte S[illegible]
und William verließ mit gerunze[illegible]etzte beyde
Hütte. Fanny, ich liebe dich, b[illegible]eifen lernen,
Park waren, zu Fanny an, [illegible]e Lady wird,
ging, und mit einem trüben [illegible]wahr, wie es
Weg blickte: Fanny, ich [illegible]le erzählt hatte;
alte Mann ist besser wie [illegible]Handel. Der Onkle,
Und Mary auch, [illegible]ner Fanny von Herzen
Mary? — Mar[illegible]n Vermögen wünschte, und
sie zum Weinen ge[illegible]ueberwindung dem alten Stick
O die Thrär[illegible] Jagd, die ihm nächst Fanny
mahl so schön [illegible]Herzen lag, verziehen hatte, und
Nun de[illegible] eines Eingriffes in Fannys Rechte
Thränen st[illegible], war jetzt auf diese Familie aufge-
te Stirr[illegible] Fanny selbst.
Mädch[illegible] hattest wahrhaftig Recht, Fannchen! der
Gott [illegible] einen Anschlag auf William, und Mary
— [illegible] dein Gehege! aber ich will ihnen das Hand-
W[illegible] legen. Er erzählte nun die Aussage des Be-
[illegible], und der armen Fanny schwindelte der
Kopf bey dieser Nachricht, und tausend Plane nach
Rache flogen durch ihren Kopf.

Der alte Stick war ein großer Freund von der Jagd, und alle Jäger bekamen jetzt den geschärften Befehl sehr genau auf Sticks Schritte zu merken, auch Fanny selbst versprach dem Jäger eine Belohnung, der Sticken ertappen würde.

Stick verließ sich auf William, und ging sehr unbehutsam zu Werke. Man ertappte ihn, und nahm ihn sogleich fest; Stick trat mit großer Unerschrockenheit vor seinen Richter! allein die Heftigkeit, mit der man ihn anklagte, die Vergrößerung seines Verbrechens jagten ihm doch sogleich ein Zittern ab. Vergebens berief er sich auf den jungen Hillnet. Man glaubte ihm noch eine Gnade zu erzeigen, wenn man ihn aus dem Kirchspiele verwiese.

'ne Frau und ſeine Tochter drängten ſich
't der Bedienten, die ſie nicht vorzulaſſen
'en, in das Zimmer der Herrſchaft.
'nädigſter Herr, rief die Mutter: ja-
nicht eine unglückliche Familie ins
.r müſſen umkommen im Elende; Gott
.. ſich ja! Erbarmen ſie ſich auch!

Fort Geſindel! fort! rief der Onkle, und wagte es nicht den beyden Flehenden nachzuſehen.

O bitten Sie für uns, ſchönes gnädiges Fräulein! rief die Mutter, und fiel vor Fanny auf die Knie. Fanny betrachtete Mary, die in einer ſehr hübſchen Stellung da ſtand, und die Augen mit ihrer Schürze trocknete. Eben fielen ihr Williams Worte bey: Mary's Thränen ſtanden ihr beſſer als deine gerunzelte Stirn!

Ich kann euch nicht helfen! ſagte die ſanfte Fanny, und wandte kein Auge von Mary ab.

Nicht helfen? O Gott erbarme! mein Kind, meine Mary! nicht helfen! ſo ſollen wir mit Betteln einen Greis ernähren! o mein armer Mann, meine arme Mary!

Jetzt ergriff Mary ihre Mutter unwillig bey der Hand; Komme ſie, Mutter; hier iſt unſer Flehen vergebens! komme ſie, einer wird uns nicht verlaſſen!

Ach von Gott und Menſchen verlaſſen! heulte die Mutter, die Marys Worte nicht gehört hatte.

Nein! von ihm ſind wir nicht verlaſſen! Mutter! trockne ſie ihre Thränen! Er wird, er muß uns helfen.

Mary ſagte dieſe Worte wahrlich in der Gewißheit von dem Edelmuthe Williams, und aus einer Inſtinktartigen Einſicht, daß man ſie hier verdammen *wolle*. Es war der Trotz des Elen-

hatte. Ha! rief die alte Mutter und setzte beyde Arme in die Seite: ihr sollt anders pfeifen lernen, wenn meine Mary — vielleicht noch eine Lady wird.

Es war freylich nicht so ganz wahr, wie es der Domestik dem neugierigen Onkle erzählt hatte; allein etwas war doch an dem Handel. Der Onkle, der William liebte, und seiner Fanny von Herzen Williams Hand und sein Vermögen wünschte, und der nur mit großer Ueberwindung dem alten Stick den Eingriff in seine Jagd, die ihm nächst Fanny am meisten am Herzen lag, verziehen hatte, und ihn noch dazu eines Eingriffes in Fannys Rechte fähig glaubte, war jetzt auf diese Familie aufgebrachter, als Fanny selbst.

Du hattest wahrhaftig Recht, Fannchen! der Alte hat einen Anschlag auf William, und Mary geht in dein Gehege! aber ich will ihnen das Handwerk legen. Er erzählte nun die Aussage des Bedienten, und der armen Fanny schwindelte der Kopf bey dieser Nachricht, und tausend Plane nach Rache flogen durch ihren Kopf.

Der alte Stick war ein großer Freund von der Jagd, und alle Jäger bekamen jetzt den geschärften Befehl sehr genau auf Sticks Schritte zu merken, auch Fanny selbst versprach dem Jäger eine Belohnung, der Sticken ertappen würde.

Stick verließ sich auf William, und ging sehr unbehutsam zu Werke. Man ertappte ihn, und nahm ihn sogleich fest; Stick trat mit großer Unerschrockenheit vor seinen Richter! allein die Heftigkeit, mit der man ihn anklagte, die Vergrößerung seines Verbrechens jagten ihm doch sogleich ein Zittern ab. Vergebens berief er sich auf den jungen Hillnet. Man glaubte ihm noch eine Gnade zu erzeigen, wenn man ihn aus dem Kirchspiele verwiese.

Seine Frau und seine Tochter drängten sich ohnerachtet der Bedienten, die sie nicht vorzulassen Befehl hatten, in das Zimmer der Herrschaft.

O allergnädigster Herr, rief die Mutter: jagen Sie doch nicht eine unglückliche Familie ins Elend! Wir müssen umkommen im Elende; Gott erbarmt sich ja! Erbarmen sie sich auch!

Fort Gesindel! fort! rief der Onkle, und wagte es nicht den beyden Flehenden nachzusehen.

O bitten Sie für uns, schönes gnädiges Fräulein! rief die Mutter, und fiel vor Fanny auf die Knie. Fanny betrachtete Mary, die in einer sehr hübschen Stellung da stand, und die Augen mit ihrer Schürze trocknete. Eben fielen ihr Williams Worte bey: Mary's Thränen standen ihr besser als deine gerunzelte Stirn!

Ich kann euch nicht helfen! sagte die sanfte Fanny, und wandte kein Auge von Mary ab.

Nicht helfen? O Gott erbarme! mein Kind, meine Mary! nicht helfen! so sollen wir mit Betteln einen Greis ernähren! o mein armer Mann, meine arme Mary!

Jetzt ergriff Mary ihre Mutter unwillig bey der Hand: Komme sie, Mutter; hier ist unser Flehen vergebens! komme sie, einer wird uns nicht verlassen!

Ach von Gott und Menschen verlassen! heulte die Mutter, die Marys Worte nicht gehört hatte.

Nein! von ihm sind wir nicht verlassen! Mutter! trockne sie ihre Thränen! Er wird, er muß uns helfen.

Mary sagte diese Worte wahrlich in der Gewißheit von dem Edelmuthe Williams, und aus einer Instinktartigen Einsicht, daß man sie hier verdammen wolle. Es war der Trotz des Elen-

Johnsons Landsitze, und fand Niemanden zu Hause; er wanderte unmuthig ein halb Stündchen im Park umher, endlich ging er zu Mary. Er fand die Familie beysammen. Nach einigen Liebkosungen, welche er Maryn mit aller Heftigkeit der Jugend machte, und welche das Mädchen mit einer verschämten Zärtlichkeit annahm, kam es zwischen William und Mary's Vater zu einem ordentlichen Gespräche. Mary's Vater hatte die Kriege in Kanada gegen die Franzosen mitgemacht. Ein Wort gab das andere. William horchte mit aller Anspannung eines Menschen, der einen Zauberer vor sich zu sehen glaubt, und der alte Soldat erzählte mit aller Lebhaftigkeit und alle dem Feuer eines Augenzeugen. So verging der Morgen; und der Alte freute sich herzlich, daß er nun mit den mannigfaltigen Erklärungen der Kriegsinstrumente fertig war(noch mehr aber freute er sich, daß er nun Nachmittag ohne Hinderniß auf die Franzosen losgehen könnte.

William blieb ungenöthigt bey ihnen zum Essen, und die Mutter und Tochter beeiferten sich aus allen Kräften ihren jungen Wohlthäter so gut zu bewirthen, als es ihnen möglich war.

Am Tische saß William bey Mary, und war so froh wie ein Gott; bey jeder Schüssel erzählte der Wirth von dem Leben im Felde, und wundersamen giftigen Schlangen und Thieren! daß William bey aller Kenntniß der Naturgeschichte zehn Mahle gestehen mußte, er wisse noch gar nichts, und seine verwunderungsvolle Freude äußerte sich allemahl durch einen fröhlichen Kuß auf Mary's Lippen.

Nach Tische fing der Alte aufs neue an zu erzählen, von den Wilden, ihrem Skalpiren, ih-

ren Grausamkeiten gegen die Gefangenen, und beschrieb alles das so fürchterlich, daß William sein Gesicht voll Grausen in Mary's Busen drückte, die er auf seinen Schoß gezogen hatte, um die Begebenheiten mit anzuhören.

Während deß war Johnsons Familie zurück gekommen, und auf die Nachricht, daß Sir William da gewesen, wieder weggegangen sey, und daß er sein Pferd auf dem Hofe gelassen habe, flog Fanny einen Augenblick auf ihr Zimmer, und schlich sich dann unbemerkt durch den Garten in das Dorf und in die Gegend, wo Mary's Aeltern wohnten.

Fanny vermuthete den Jüngling da, und hatte sich auch nicht geirrt. Schon von weiten hörte sie seine Stimme: sie gieng leise näher, und wollte ihn überraschen, und sie selbst wurde auf das allerseltsamste überrascht. Sie trat vor das Fenster, und eben verbarg William sein Gesicht, und seinen Schauder bey der Erzählung von geschlachteten und gefressenen Menschen in Mary's Busen. Fanny erstarrte; in Mary's Busen? — Sie sah jetzt wieder hin, und eben drückte William auf die Rosen von Mary's Lippen den zärtlichsten Kuß.

Fanny's Gesicht war bleich, und in dem Augenblicke zerfloß diese Bläße in eine dunkle Röthe. Myß Fanny! rief jetzt die Wirthinn, die das Mädchen am Fenster erblickte. Fanny? rief William, wo? und Fanny eilte vor dem Fenster vorüber, schnell die Gasse im Dorfe hinab

William flog hinter ihr her. Fanny! Fanny! hier bin ich! Fanny hörte nicht. Er ergriff Fanny bey der Hand. Was wollen Sie, Sir Hillnet? sagte Fanny mit Bitterkeit: Lassen Sie mich! sie wand ihre Hand los, ließ ihn stehen, und ging vorwärts.

William blieb eine Minute auf der Stelle stehen, dann flog er aufs neue hinter ihr drein, und ergriff mit dem zärtlichsten Ausrufe: meine liebe Fanny! ihre Hand aufs neue.

Gehen Sie! ich will allein seyn! sagte Fanny heftig, riß ihre Hand los und ging. William sah ihr ein paar Secunden nach, dann ging er zurück nach Mary's Hause. Fanny sah sich so eben um, wie er in die Thüre ging, sie biß sich in die Lippen, und ihr Blut kochte.

William setzte sich wieder auf seinen Stuhl, zog Mary auf seinen Schoß und sagte mit einem Blicke auf das Fenster: nun, fressen die Unmenschen den andern auch? —

Mary's Vater erzählte; allein William schauderte nicht mehr, und drückte Mary nicht mehr an sich. Mitten in der Catastrophe stand er auf. Laß nur jetzt, sagte er: morgen sollst du wieder erzählen. Er ging unruhig zum Hause hinaus und nach Johnsons Landsitze. Fanny verließ sogleich das Zimmer, wie er hinein trat, riegelte sich auf ihr Zimmer, und kam den Abend, ohnerachtet alles Bittens und Befehlens, nicht wieder zum Vorscheine. William begriff nichts von dem Handel: er meinte, Fanny müsse krank seyn.

Am andern Morgen aber, da er sie sah, sie fragte: was hat dir gestern gefehlt, Fanny? begegnet ihm das Mädchen so feindlich kalt, daß es allen, auch dem unbefangensten Zuschauer, auffiel. Der Onkle wollte den Versöhner machen; allein William stellte sich vor Fanny hin, und mit einem Ernste, der etwas fürchterliches hatte, sagte er: du bist auf mich aufgebracht, Fanny! Sprich, was hab ich dir gethan? — Nichts, gar nichts! sagte

ſagte ſie, doch war ſie ein wenig durch ſeine Stellung in Verwirrung gebracht.

Aber warum biſt du denn böſe auf mich, wenn ich dir nichts gethan habe?

Sie warf den ſchönen Mund auf: hm, hab ich Ihnen Rechenſchaft zu geben?

William ſah ſie mit ſtarren Augen an. Auf einmahl hob er beyde Hände empor, und rief mit lauter Stimme: mein Vater hat Recht! ich bin betrogen! Er warf noch einen mitleidigen Blick auf Fanny, eine Thräne trat in ſein Auge. So ſchön, ſagte er, und ſo falſch! Er drehte ſich um, er ſchluchzte, lebt wohl! rief er, und ging langſam in den Stall, ſein Pferd zu ſatteln.

Der Onkle trat jetzt zu Fanny. Mühmchen, ſprach er: Du biſt eine Närrinn! Fanny weinte, und hielt die Hände vors Geſicht. Er reitet davon, Fanny! fuhr er wieder fort: geh und thue Buſſe! Wahrhaftig, der Burſche zieht das Pferd aus dem Stalle! Komm Fannchen, der Menſch iſt bey Gott kein Fangball nicht!

Fanny ließ ſich halb mit Güte, halb mit Gewalt vor die Thüre ziehen. William trocknete ſich die Augen, und ſtreichelte den Hals ſeines Pferdes. Was hatte ich ihr gethan! ſagte er ſo laut, daß Fanny es hörte.

William! rief Fanny halb laut. Er ſah ſich um, er ſah Fanny vor der Thüre, ſie ſchluchzte in ihr Schnupftuch. William ſprang herzu. Fanny ſtreckte ihm die Hand entgegen, William benetzte die Hand mit ſeinen Thränen.

Leiſe hob der Onkle Fannys andre Hand auf und legte ſie um Williams Hals, und nun warf er das Mädchen in des Jünglings Arme. Ihre Augen hatten ſich noch nicht geſehen, aber ihre

Lippen fanden sich, und in zwey Minuten war die Versöhnung vollendet. Fanny schob die Schuld auf ein Kopfweh, und William drückte ihr zwischen seinen zwey Händen den Kopf hundert Mahle, und versicherte sie geschäftig, daß das Mittel für Kopfweh gut sey.

Auf einem Spaziergange im Garten aber fing sie dennoch an, ihn sehr ernsthaft auszufragen, was er gestern bey Mary's Vater gemacht habe. Stick, sagte William, hat mir vom Kriege schreckliche Dinge erzählt. Ach, liebe Fanny, gut daß du mich daran erinnerst! das mußt du hören, komm! komm! Er zog sie bey der Hand aus dem Garten.

Beynahe hätte es einen neuen Zank gegeben, weil Fanny von dieser Eile mit Bitterkeit sprach; doch nach einem kleinen Besinnen, sagte sie endlich: gut William, Nachmittag will ich mit dir Mary besuchen.

Nachmittag gingen sie zu Mary. Das reitzende Mädchen lief ihrem Wohlthäter voll Freude in die Arme: o mein bester William! rief sie, und wand sich beschämt von seinen Lippen, wie sie Fanny noch hinter William erblickte. Fanny hatte sich zwar vorgenommen, ganz ruhig Williams Betragen gegen Mary zu behorchen; allein Mary's Ausruf brachte sie vollkommen aus dem Gleichgewichte; sie vergaß, wer William war; sie stand da mit der stolzen höhnischen Miene einer beleidigten Königinn, und Mary zog sich zitternd bis an die Wand des Zimmers.

William sah sich um, und erwartete etwa den Gerichtsdiener zu sehen, der mit seinem Knüttel das arme Mädchen zum Zittern brächte, und er sah, daß Fanny tödtende Blicke auf Mary warf.

Fanny, fing er kopfschüttelnd an: haſt du dein Kopfweh wieder? Komm her, gute Fanny, ſey gut! Er ſetzte ſich und wollte Fanny auf ſeinen Schoß ziehen. Komm, ſetze dich her, auf dieſes Knie, Mary ſoll auf dem andern ſitzen.

Nein, antwortete Fanny mit einer Art Widerwillen; ich habe mit Mary nichts zu theilen. Ich trete ihr den ganzen Sitz ab.

Wie ſonderbar du biſt, Fanny! Warum willſt du hier nicht mit Mary ſitzen?

Ich theile nichts mit einem Mädchen, dem ich Wohlthaten erzeige!

Mary fing bey dieſen Worten an zu weinen; und der Vater ſagte: Wohlthaten annehmen, gnädiges Fräulein, iſt keine Schande; denn ſonſt — der König muß ja Gottes Wohlthaten nehmen.

William ſah von einem auf den andern. Aber ſeyd ihr närriſch? fragte er ungeduldig: ſetze dich, wohin du willſt, Fanny! komm Mary, ſey freundlich! wer hat dir etwas gethan? nun Vater Stick, was ſiehſt du ſo kirſchbraun aus? Fanny, haſt du den Alten beleidigt? Fanny ſtützte einen Ellenbogen in ein Fenſter, ſah hinaus und ſchwieg. Setze dich Stick: und erzähle: Fanny will auch zuhören.

Fräulein Fanny würde es mir nie vergeben, wenn ich mich ſetzte.

Du biſt ein Narr, alter Mann! Indeß Williams Bemühungen, die Erzählung des Alten in den Gang zu bringen, waren vergebens; Fanny ſah nachläſſig zum Fenſter hinaus, und dann verſtohlen auf Mary, welche an der Wand ſtand, und heimlich weinte.

Heute iſt es nichts, Vater Stick, das ſeh ich wohl. Komm Fanny, laß uns gehen; willſt du mit

mernd die greiſe Haare aus. Frau und Mutter ſchrien, die Kinder ſchrien, und William ſtand da, zitterte, bebte, wurde immer bleicher, und ſank endlich ſinnlos auf den Todten, den er betrachtete.

Er kam wieder zu ſich, und das Zimmer war voll Menſchen; die Alten weinten, die Leiche lag ſchon auf Stroh, die Wittwe rang die Hände und wollte den Troſt nicht hören; den man ihr von allen Seiten zuſprach. Nein, Gott iſt nicht gütig! rief ſie in der Wuth ihres Schmerzes: nein, Gott iſt nicht gütig! da ſtehen drey vaterloſe Waiſen; ich wollte, ſie ſtürben auch! Gott iſt unbarmherzig!

William ſchauderte, und drängte ſich zwiſchen den Menſchen zum Hauſe hinaus. Vor dem Hauſe ſah er mit fallenden Thränen zum Himmel empor, hob beyde Hände auf, und rief halb laut: O weiſe Gottheit, laß mich noch nicht ſtreben! es iſt ſchrecklich, ſterben! und laß Fanny und meinen Vater nicht ſtreben! — ich fühl es, ich fühl es, du haſt mich erhört! Muthig ging er nach Hauſe.

Er flog ſeinem Vater in die Arme mit dem Ausruf: du biſt doch geſund? dir fehlt doch nichts? Er redete den Abend von nichts als von dem Sterbenden, er war den Abend ernſt und feyerlich, und nur mit Mühe erfuhr ſein Vater die Begebenheiten des Jünglings mit Fanny. Am andern Morgen waren die Bilder des Todes wieder ziemlich erloſchen, und jetzt fing Fannys Bild an wieder lebhaft in des Jünglings Seele zu werden. Er entdeckte jetzt ſeinem Vater die heißen Wünſche, Fanny bald ſein Weib nennen zu können, und die Hinderniſſe, welche Sir Johnſon dieſen Wünſchen gemacht hatte.

Lord Hillnet hatte eigentlich nichts gegen dieſe Heirath ſeines Sohnes mit Miß Johnſon, denn

alle Erkundigungen; die er von ihr hatte einziehen können, sprachen sehr zum Lobe ihres schönen Herzens; allein er hielt Williams Liebe für das erste Aufwallen des Geschlechtstriebes, und fürchtete den jugendlichen Flattersinn.

William versicherte ihn zwar, daß Fanny ihn liebe, und daß er Fanny zwig lieben würde, daß Fanny gut sey, weil sie es selbst gesagt habe; allein sein Vater machte ihm doch zuletzt begreiflich, daß man sich bey diesem allen so leicht täuschen könne; er bath ihn so flehentlich, ihm die Gefälligkeit zu erzeigen, und noch eine Zeitlang mit der Verbindung zu warten, daß William es seinem Vater versprach.

Mir soll es lieb seyn, wenn du oft da bist, William! Gott gebe, daß du nicht betrogen wirst! William lächelte und bath seinen Vater, Fanny selbst zu sehen, das er denn auch versprach, und zwar nächstens sie zu sehen.

Die nächsten Paar Tage brachte William damit zu, sich selbst in jeder Hütte zu erkundigen, ob nicht etwa einer seiner Unterthanen Hunger litte, und both sich so innig zum Wohlthäter an, und zeigte auch einigen es so thätig, daß er die Liebe und Bewunderung aller seiner Unterthanen erhielt, und aller Armen Hoffnung wurde. Er fragte jeden nach seinem Gewerbe, und bekam tausend neue Ideen. Auch zum Prediger ging er, und erkundigte sich, ob er zu leben habe, und nach seinem Gewerbe. Der Prediger hatte lange zu thun, dem jungen Menschen deutlich zu machen, wozu er eigentlich bestimmt sey.

Er ging endlich mit den Worten: nun ich werde es ja erfahren, ob du die Leute so unterrichtest, daß du damit ein so reichliches Auskommen

verdienst. Dabey fiel ihm der Sterbende wieder ein? ach, hob er schon in der Hausthüre an: warum tröstetest du denn neulich nicht die Frau, der ihr Mann starb? da hättest du trösten können.

Ich war nicht gerufen.

Gerufen? da war ich eben beym Nachtwächter. Wenn Feuer ist, sagte der mir, so muß ich Lärm machen! Nun, muß man auch denn erst rufen, wenn nun Feuer wird?

Ey, das ist seine Pflicht!

Nun du sagtest mir ja eben, die Unglücklichen zu trösten, wäre deine Pflicht auch! Und höre, wenn ich die Frau hätte trösten können, darum hätt ich deinen ganzen Acker gegeben. Hör, alle die andern im Dorfe wissen doch, was sie zu thun haben, du aber, hier schüttelte er ungläubig mit dem Kopfe; du scheinst das selbst nicht so recht zu wissen. Der Prediger dankte dem Himmel, daß er den unbescheidenen Frager endlich los war.

Zu Hause erkundigte sich dann William bey seinem Vater nach des Predigers Pflichten, und er freute sich auf den andern Tag, da er ja hören würde, wie der Prediger unterrichtete. Den andern Tag ging er in die Kirche, und sein Vater bath ihn vorher, den Prediger nicht zu unterbrechen, wie neulich bey der Kopulation. William versprach es, und nahm seinen Sitz auf dem herrschaftlichen Stuhle der Kanzel gegen über.

Der langsame Gesang des Psalms, den ihm sein Vater vorgelesen hatte, rührte ihn unbeschreiblich. Er vergoß Thränen, und eine tiefe Ehrfurcht ließ ihn unwillkürlich auf die Knie. Jetzt trat der Prediger auf die Kanzel, William erhob sich, wie er den Mann empor kommen sah, und warf neugierige und starre Blicke auf ihn. Dem

Prediger fiel bey Williams Anblick mit einer ängstlichen Glut, die sich in sein Gesicht ergoß, die Copulation ein; er wurde bleich, er zitterte, der Gesang war zu Ende, und der Prediger sah mit starren wilden Blicken auf den Jüngling, und dann auf die Gemeinde.

William sah ihn erblassen, er betrachtete ihn noch stierer, und die Verlegenheit des armen Mannes stieg auf das äußerste. Zitternd fing er doch endlich an; allein jeder Blick, der den Jüngling traf, vernichtete seine Besonnenheit; mit jedem Augenblicke fürchtete er unterbrochen zu werden. Er redete das verwirrteste Zeug, er stammelte, mit jedem Augenblicke vergrößerte sich seine Angst.

Mit einem unbeschreiblich ängstlichen Gesichte sah er endlich auf William und schwieg. Der arme Mann ist krank! sagte William halb laut zu Thomas, der neben ihm stand. Der Prediger hörte es, er nahm die Entschuldigung, und ging wieder die Kanzel hinab, und in der Sakristei konnte er sich nicht enthalten, auf den jungen Menschen, und auf den alten Narren von Lord Hillnet, der ihn so Heydenartig hatte aufwachsen lassen, zu fluchen.

Thomas ging hinab in die Sakristey und versicherte den beschämten Prediger, daß William ihn nicht unterbrechen würde, und nun erschien er wieder und predigte, nahm sich aber doch sehr genau in Acht, daß er nichts vorbrachte, was auf irgend eine Weise zweifelhaft war. Er redete von der Verpflichtung redlich zu leben, um mit Muth sterben zu können, und William flog nach der Predigt in die Sakristey und schloß den Mann in seine Arme, und versicherte ihn, daß er von jetzt an ihn lieben und als seinen Vater ehren würde.

Ein paar Tage darauf flog er wieder nach

Johnsons Landsitze, und fand Niemanden zu Hause; er wanderte unmuthig ein halb Stündchen im Park umher, endlich ging er zu Mary. Er fand die Familie beysammen. Nach einigen Liebkosungen, welche er Maryn mit aller Heftigkeit der Jugend machte, und welche das Mädchen mit einer verschämten Zärtlichkeit annahm, kam es zwischen William und Mary's Vater zu einem ordentlichen Gespräche. Mary's Vater hatte die Kriege in Kanada gegen die Franzosen mitgemacht. Ein Wort gab das andere. William horchte mit aller Anspannung eines Menschen, der einen Zauberer vor sich zu sehen glaubt, und der alte Soldat erzählte mit aller Lebhaftigkeit und alle dem Feuer eines Augenzeugen. So verging der Morgen; und der Alte freute sich herzlich, daß er nun mit den mannigfaltigen Erklärungen der Kriegsinstrumente fertig war(noch mehr aber freute er sich, daß er nun Nachmittag ohne Hinderniß auf die Franzosen losgehen könnte.

William blieb ungenöthigt bey ihnen zum Essen, und die Mutter und Tochter beeiferten sich aus allen Kräften ihren jungen Wohlthäter so gut zu bewirthen, als es ihnen möglich war.

Am Tische saß William bey Mary, und war so froh wie ein Gott; bey jeder Schüssel erzählte der Wirth von dem Leben im Felde, und wundersamen giftigen Schlangen und Thieren! daß William bey aller Kenntniß der Naturgeschichte zehn Mahle gestehen mußte, er wisse noch gar nichts, und seine verwunderungsvolle Freude äußerte sich allemahl durch einen fröhlichen Kuß auf Mary's Lippen.

Nach Tische fing der Alte aufs neue an zu erzählen, von den Wilden, ihrem Skalpiren, ih-

ren Grauſamkeiten gegen die Gefangenen, und beſchrieb alles das ſo fürchterlich, daß William ſein Geſicht voll Grauſen in Mary's Buſen drückte, die er auf ſeinen Schoß gezogen hatte, um die Begebenheiten mit anzuhören.

Während deß war Johnſons Familie zurück gekommen, und auf die Nachricht, daß Sir William da geweſen, wieder weggegangen ſey, und daß er ſein Pferd auf dem Hofe gelaſſen habe, flog Fanny einen Augenblick auf ihr Zimmer, und ſchlich ſich dann unbemerkt durch den Garten in das Dorf und in die Gegend, wo Mary's Aeltern wohnten.

Fanny vermuthete den Jüngling da, und hatte ſich auch nicht geirrt. Schon von weiten hörte ſie ſeine Stimme: ſie gieng leiſe näher, und wollte ihn überraſchen, und ſie ſelbſt wurde auf das allerſeltſamſte überraſcht. Sie trat vor das Fenſter, und eben verbarg William ſein Geſicht, und ſeinen Schauder bey der Erzählung von geſchlachteten und gefreſſenen Menſchen in Mary's Buſen. Fanny erſtarrte; in Mary's Buſen? — Sie ſah jetzt wieder hin, und eben drückte William auf die Roſen von Mary's Lippen den zärtlichſten Kuß.

Fanny's Geſicht war bleich, und in dem Augenblicke zerfloß dieſe Bläſſe in eine dunkle Röthe. Myß Fanny! rief jetzt die Wirthinn, die das Mädchen am Fenſter erblickte. Fanny? rief William, wo? und Fanny eilte vor dem Fenſter vorüber, ſchnell die Gaſſe im Dorfe hinab

William flog hinter ihr her. Fanny! Fanny! hier bin ich! Fanny hörte nicht. Er ergriff Fanny bey der Hand. Was wollen Sie, Sir Hillnet? ſagte Fanny mit Bitterkeit: laſſen Sie mich! ſie wand ihre Hand los, ließ ihn ſtehen, und ging vorwärts.

William blieb eine Minute auf der Stelle stehen, dann flog er aufs neue hinter ihr drein, und ergriff mit dem zärtlichsten Ausrufe: meine liebe Fanny! ihre Hand aufs neue.

Gehen Sie! ich will allein seyn! sagte Fanny heftig, riß ihre Hand los und ging. William sah ihr ein paar Secunden nach, dann ging er zurück nach Mary's Hause. Fanny sah sich so eben um, wie er in die Thüre ging, sie biß sich in die Lippen, und ihr Blut kochte.

William setzte sich wieder auf seinen Stuhl, zog Mary auf seinen Schoß und sagte mit einem Blicke auf das Fenster: nun, fressen die Unmenschen den andern auch? —

Mary's Vater erzählte; allein William schauderte nicht mehr, und drückte Mary nicht mehr an sich. Mitten in der Catastrophe stand er auf. Laß nur jetzt, sagte er: morgen sollst du wieder erzählen. Er ging unruhig zum Hause hinaus und nach Johnsons Landsitze. Fanny verließ sogleich das Zimmer, wie er hinein trat, riegelte sich auf ihr Zimmer, und kam den Abend, ohnerachtet alles Bittens und Befehlens, nicht wieder zum Vorscheine. William begriff nichts von dem Handel: er meinte, Fanny müsse krank seyn.

Am andern Morgen aber, da er sie sah, sie fragte: was hat dir gestern gefehlt, Fanny? begegnet ihm das Mädchen so feindlich kalt, daß es allen, auch dem unbefangensten Zuschauer, auffiel. Der Onkle wollte den Versöhner machen; allein William stellte sich vor Fanny hin, und mit einem Ernste, der etwas fürchterliches hatte, sagte er: du bist auf mich aufgebracht, Fanny! Sprich, was hab ich dir gethan? — Nichts, gar nichts! sagte

ſagte ſie, doch war ſie ein wenig durch ſeine Stellung in Verwirrung gebracht.

Aber warum biſt du denn böſe auf mich, wenn ich dir nichts gethan habe?

Sie warf den ſchönen Mund auf: hm, hab ich Ihnen Rechenſchaft zu geben?

William ſah ſie mit ſtarren Augen an. Auf einmahl hob er beyde Hände empor, und rief mit lauter Stimme: mein Vater hat Recht! ich bin betrogen! Er warf noch einen mitleidigen Blick auf Fanny, eine Thräne trat in ſein Auge. So ſchön, ſagte er, und ſo falſch! Er drehte ſich um, er ſchluchzte, lebt wohl! rief er, und ging langſam in den Stall, ſein Pferd zu ſatteln.

Der Onkle trat jetzt zu Fanny. Mühmchen, ſprach er: Du biſt eine Närrinn! Fanny weinte, und hielt die Hände vors Geſicht. Er reitet davon, Fanny! fuhr er wieder fort: geh und thue Buſſe! Wahrhaftig, der Burſche zieht das Pferd aus dem Stalle! Komm Fannchen, der Menſch iſt bey Gott kein Fangball nicht!

Fanny ließ ſich halb mit Güte, halb mit Gewalt vor die Thüre ziehen. William trocknete ſich die Augen, und ſtreichelte den Hals ſeines Pferdes. Was hatte ich ihr gethan! ſagte er ſo laut, daß Fanny es hörte.

William! rief Fanny halb laut. Er ſah ſich um, er ſah Fanny vor der Thüre, ſie ſchluchzte in ihr Schnupftuch. William ſprang herzu. Fanny ſtreckte ihm die Hand entgegen, William benetzte die Hand mit ſeinen Thränen.

Leiſe hob der Onkle Fannys andre Hand auf und legte ſie um Williams Hals, und nun warf er das Mädchen in des Jünglings Arme. Ihre Augen hatten ſich noch nicht geſehen, aber ihre

Lippen fanden sich, und in zwey Minuten war die Versöhnung vollendet. Fanny schob die Schuld auf ein Kopfweh, und William drückte ihr zwischen seinen zwey Händen den Kopf hundert Mahle, und versicherte sie geschäftig, daß das Mittel für Kopfweh gut sey.

Auf einem Spatziergange im Garten aber fing sie dennoch an, ihn sehr ernsthaft auszufragen, was er gestern bey Mary's Vater gemacht habe. Stick, sagte William, hat mir vom Kriege schreckliche Dinge erzählt. Ach, liebe Fanny, gut daß du mich daran erinnerst! das mußt du hören, komm! komm! Er zog sie bey der Hand aus dem Garten.

Beynahe hätte es einen neuen Zank gegeben, weil Fanny von dieser Eile mit Bitterkeit sprach; doch nach einem kleinen Besinnen, sagte sie endlich: gut William, Nachmittag will ich mit dir Mary besuchen.

Nachmittag gingen sie zu Mary. Das reitzende Mädchen lief ihrem Wohlthäter voll Freude in die Arme: o mein bester William! rief sie, und wand sich beschämt von seinen Lippen, wie sie Fanny noch hinter William erblickte. Fanny hatte sich zwar vorgenommen, ganz ruhig Williams Betragen gegen Mary zu behorchen; allein Mary's Ausruf brachte sie vollkommen aus dem Gleichgewichte; sie vergaß, wer William war; sie stand da mit der stolzen höhnischen Miene einer beleidigten Königinn, und Mary zog sich zitternd bis an die Wand des Zimmers.

William sah sich um, und erwartete etwa den Gerichtsdiener zu sehen, der mit seinem Knüttel das arme Mädchen zum Zittern brächte, und er sah, daß Fanny tödtende Blicke auf Mary warf.

Fanny, fing er kopfschüttelnd an: haſt du dein Kopfweh wieder? Komm her, gute Fanny, ſey gut! Er ſetzte ſich und wollte Fanny auf ſeinen Schoß ziehen. Komm, ſetze dich her, auf dieſes Knie, Mary ſoll auf dem andern ſitzen.

Nein, antwortete Fanny mit einer Art Widerwillen; ich habe mit Mary nichts zu theilen. Ich trete ihr den ganzen Sitz ab.

Wie ſonderbar du biſt, Fanny! Warum willſt du hier nicht mit Mary ſitzen?

Ich theile nichts mit einem Mädchen, dem ich Wohlthaten erzeige!

Mary fing bey dieſen Worten an zu weinen; und der Vater ſagte: Wohlthaten annehmen, gnädiges Fräulein, iſt keine Schande; denn ſonſt — der König muß ja Gottes Wohlthaten nehmen.

William ſah von einem auf den andern. Aber ſeyd ihr närriſch? fragte er ungeduldig: ſetze dich, wohin du willſt, Fanny! komm Mary, ſey freundlich! wer hat dir etwas gethan? nun Vater Stick, was ſiehſt du ſo kirſchbraun aus? Fanny, haſt du den Alten beleidigt? Fanny ſtützte einen Ellenbogen in ein Fenſter, ſah hinaus und ſchwieg. Setze dich Stick: und erzähle: Fanny will auch zuhören.

Fräulein Fanny würde es mir nie vergeben, wenn ich mich ſetzte.

Du biſt ein Narr, alter Mann! Indeß Williams Bemühungen, die Erzählung des Alten in den Gang zu bringen, waren vergebens; Fanny ſah nachläſſig zum Fenſter hinaus, und dann verſtohlen auf Mary, welche an der Wand ſtand, und heimlich weinte.

Heute iſt es nichts, Vater Stick, das ſeh ich wohl. Komm Fanny, laß uns gehen; willſt du mit

uns, Mary? — Mary wandte Geschäfte vor, und William verließ mit gerunzelter Stirn die Hütte. Fanny, ich liebe dich, hob er, wie sie im Park waren, zu Fanny an, die neben ihm her ging, und mit einem trüben Auge vor sich auf den Weg blickte: Fanny, ich liebe dich; aber — der alte Mann ist besser wie du.

Und Mary auch, nicht wahr?

Mary? — Mary that dir nichts, und du hast sie zum Weinen gebracht.

O die Thränen kleideten sie! sie war noch einmahl so schön.

Nun das ist wahr, ich habe sie angesehn, die Thränen standen ihr besser, als dir deine gerunzelte Stirn; aber die Thränen thaten dem armen Mädchen weh. Fanny, ihr nennt immer Gott; Gott ist reich und Gott ist gut; du bist auch reich — aber bist du auch gut? Was hat dir das schöne Mädchen gethan?

Die Gesellschaft kam ihnen entgegen, und Fanny schwieg. Williams zärtliche Liebkosungen zerstreuten indeß die Eifersucht bald, die sich in Fannys Herzen empor gehoben hatte, und William schwamm wieder in dem Rausche des Entzückens und der Liebe. Am Abende ritt er ab. Fanny flog durch den Thiergarten, um ihn noch einmahl William zuzurufen, wenn er vorbey käme, sie stellte sich hinter einen Wachholderstrauch und sah den Weg hinab, der durch das Dorf führte, und William kam nicht. Sie harrte noch eine Viertelstunde, und William kam nicht. Ein schwarzer Gedanke stieg in ihrer Seele auf: er ist bey Mary. Sie flog hinter dem Strauche hervor, den Hügel hinab in das Dorf und schon von Weiten sah sie Williams Pferd, das der alte Stick hielt. Der Böſewicht! rief sie, und

lief wild zurück, durch den Park ins Haus auf ihr Zimmer.

William ritt nach Hause in tiefen Gedanken über Fanny, deren sonderbares Betragen ihm nicht entgangen war; er schüttelte oft den Kopf über Fanny, und besonders weil er sich ihr Betragen auf keine Weise erklären konnte. Er erzählte seinem Vater sehr aufrichtig seine kleine Begebenheiten, und bath ihn um eine Auflösung dieser Räthsel.

Sein Vater sah sehr leicht Fannys Launen als Eifersucht, er schwieg aber davon, weil er selbst nicht zu bestimmen wagte, ob sie Recht habe oder Unrecht. Er bath nur seinen Sohn desto inniger, sich nicht zu übereilen.

Fanny saß indeß auf ihrem Zimmer die Augen voll heißer Thränen; auch ihrem Onkle war ihr Betragen aufgefallen, und jetzt bath er sich von Mühmchen eine Erläuterung ihres Maulens mit William aus. Nach vielen Weigerungen that sie denn dem dringenden Oheim ein Geständniß, und machte aus ihrer Furcht den gegründetsten Verdacht, aus ihrem Verdachte die fürchterlichste Gewißheit, daß Sticks Familie einen Anschlag auf den unerfahrnen William gemacht hätte; und bath ihren Onkle flehentlich, die gefährliche Mary auf irgend eine Weise aus dem Spiele zu schaffen.

Die Eifersucht gab ihrer Beredtsamkeit eine so eindringende Stärke, und ihren Vermuthungen einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß selbst der Onkle zuletzt ausrief: Du hast recht, Fanny! das kleine eitle Ding soll fort! dazu kam denn noch, daß der Onkle noch denselben Abend erfuhr, daß Mary's Mutter ihrem Nachbar bey einem Zank, mit William und dem Einflusse, welchen ihre Mary über den Jüngling habe, gedroht

hatte. Ha! rief die alte Mutter und setzte beyde Arme in die Seite: ihr sollt anders pfeifen lernen, wenn meine Mary — vielleicht noch eine Lady wird.

Es war freylich nicht so ganz wahr, wie es der Domestik dem neugierigen Onkle erzählt hatte; allein etwas war doch an dem Handel. Der Onkle, der William liebte, und seiner Fanny von Herzen Williams Hand und sein Vermögen wünschte, und der nur mit großer Ueberwindung dem alten Stick den Eingriff in seine Jagd, die ihm nächst Fanny am meisten am Herzen lag, verziehen hatte, und ihn noch dazu eines Eingriffes in Fannys Rechte fähig glaubte, war jetzt auf diese Familie aufgebrachter, als Fanny selbst.

Du hattest wahrhaftig Recht, Fannchen! der Alte hat einen Anschlag auf William, und Mary geht in dein Gehege! aber ich will ihnen das Handwerk legen. Er erzählte nun die Aussage des Bedienten, und der armen Fanny schwindelte der Kopf bey dieser Nachricht, und tausend Plane nach Rache flogen durch ihren Kopf.

Der alte Stick war ein großer Freund von der Jagd, und alle Jäger bekamen jetzt den geschärften Befehl sehr genau auf Sticks Schritte zu merken, auch Fanny selbst versprach dem Jäger eine Belohnung, der Sticken ertappen würde.

Stick verließ sich auf William, und ging sehr unbehutsam zu Werke. Man ertappte ihn, und nahm ihn sogleich fest; Stick trat mit großer Unerschrockenheit vor seinen Richter! allein die Heftigkeit, mit der man ihn anklagte, die Vergrößerung seines Verbrechens jagten ihm doch sogleich ein Zittern ab. Vergebens berief er sich auf den jungen Hillnet. Man glaubte ihm noch eine Gnade zu erzeigen, wenn man ihn aus dem Kirchspiele verwiese.

Seine Frau und seine Tochter drängten sich ohnerachtet der Bedienten, die sie nicht vorzulassen Befehl hatten, in das Zimmer der Herrschaft.

O allergnädigster Herr, rief die Mutter: jagen Sie doch nicht eine unglückliche Familie ins Elend! Wir müssen umkommen im Elende; Gott erbarmt sich ja! Erbarmen sie sich auch!

Fort Gesindel! fort! rief der Onkle, und wagte es nicht den beyden Flehenden nachzusehen.

O bitten Sie für uns, schönes gnädiges Fräulein! rief die Mutter, und fiel vor Fanny auf die Knie. Fanny betrachtete Mary, die in einer sehr hübschen Stellung da stand, und die Augen mit ihrer Schürze trocknete. Eben fielen ihr Williams Worte bey: Mary's Thränen standen ihr besser als deine gerunzelte Stirn!

Ich kann euch nicht helfen! sagte die sanfte Fanny, und wandte kein Auge von Mary ab.

Nicht helfen? O Gott erbarme! mein Kind, meine Mary! nicht helfen! so sollen wir mit Betteln einen Greis ernähren! o mein armer Mann, meine arme Mary!

Jetzt ergriff Mary ihre Mutter unwillig bey der Hand: Komme sie, Mutter; hier ist unser Flehen vergebens! komme sie, *einer* wird uns nicht verlassen!

Ach von Gott und Menschen verlassen! heulte die Mutter, die Marys Worte nicht gehört hatte.

Nein! von *ihm* sind wir nicht verlassen! Mutter! trockne sie ihre Thränen! *Er* wird, *er* muß uns helfen.

Mary sagte diese Worte wahrlich in der Gewißheit von dem Edelmuthe Williams, und aus einer Instinktartigen Einsicht, daß man sie hier verdammen *wolle*. Es war der Trotz des Elen-

des, der noch eine Hülfe weiß, mit dem ſie die Worte ſprach!

So? rief Fanny mit einem leichten Anſtoß von unmuthigen Lachen: du kannſt dich irren, albernes Mädchen! Mary erröthete, Fanny ſchien ein Lächeln auf ihren Lippen zu bemerken, und ſie glühete vor Zorn und Eiferſucht. Sie flog zu ihrem Onkle, und flüſterte ihm ein paar Worte ins Ohr; der Onkle runzelte die Stirn, und ſchien zu überlegen.

Er ließ Mutter und Tochter abführen, allein im Hauſe unter der Aufſicht der Gerichtsdiener bleiben. Nun ließ er ſich nach dem Werth des Stickſchen Vermögens erkundigen. Er gab dem alten Stick ſo viel Geld, als ſeine Hütte und Acker werth waren, und nun ließ er alle drey, ohne weiter auf ihr Flehen zu hören, durch Gerichtsdiener aus dem Kirchſpiele bringen, mit der Warnung, ſich nie wieder unter irgend einem Vorwande in dem Kirchſpiele finden zu laſſen, wenn er nicht die ſtrengſte Ahndung leiden wollte.

Hm! ſagte der Onkle mit gerunzelter Stirn und verlegener Miene: der Schurke hat ſeine Hütte bezahlt bekommen, er mag ſich eine neue kaufen! das Mädchen iſt meiner Seele hübſch zum küſſen!

Fanny machte ein paar dicke Lippen: ein eitles ſtolzes Ding! das meinetwegen immer hätte bleiben mögen, wenn der alte Wilddieb dieſe Strafe nicht verdient hätte.

Fanny, ſo will ich ſie wieder rufen laſſen! ſagte der Onkle ein wenig böſe: der Henker über die ewigen Winkelzüge! Nun, ſey nur ruhig. Ich habe ſchon dafür geſorgt, daß die kleine mit den friſchen Lippen, und mit den vertrakten Augen dir nicht gefährlich ſeyn ſoll.

Und wirklich hatte der Onkle auch vorsichtig genug dafür gesorgt, daß der alte Stick nicht etwa seine Zuflucht zu William nehmen möchte. Der eine Gerichtsdiener, welcher die Familie begleitete, hatte dreyßig Meilen von dem Landsitze eine Hütte und einen kleinen Acker; unterweges sprach er mit Stick von dieser Hütte, und machte ihm diese Idee so angenehm, daß Stick mit ihm ging, um Hütte und Acker zu besehen. Sie wurden des Handels eins, weil der Gerichtsdiener Befehl hatte, wenig Umstände zu machen, und Stick nahm den zwölften Tag Besitz von seiner neuen Hütte, richtete sich ein, und nach ein paar Tagen hatte er Johnson und William unter seinen Geschäften vergessen, und wenn Mary nicht zuweilen von William gesprochen hätte, so würde sein Nahme gar nicht mehr genannt worden seyn.

Während dieses Ungewitter der Eifersucht über Mary's Haupte empor zog, und endlich sich wieder verzogen hatte, wurde William zu Hause immer bekannter mit seinen Unterthanen, und mit den Pflichten eines guten Herrn. Er war auf dem Felde bey den Pflügern, bey den Hirten, in Höfen bey den Mättern, in den Gärten bey den Kindern: er war überall, und überall die helfende Gottheit.

Lord Hillnet beschäftigte ihn unaufhörlich mit den Handlungen der Wohlthätigkeit; kein Tag, keine Stunde ging hin, daß nicht William den Dank von ein paar liebevollen Thränen, oder wenigstens eines herzlichen Händedrucks empfing. Er lernte sich nach und nach immer mehr in die Verhältnisse schicken, ohne an der Energie seines Herzens: oder der Geradheit seines Verstandes etwas zu verlieren. Einige Besuche, die Lord Hillnet erhielt, und die er in Gesellschaft seines Sohnes er-

wiederte, ſtillten die Neugierde der umwohnenden Edelleute, und füllten ſie mit Achtung gegen dieſen Sohn der Natur.

Er ſah viele Frauenzimmer: allein Fanny blieb die Königinn ſeines Herzens, ob er gleich manchem Mädchen ſagte, du biſt faſt ſo ſchön als meine Fanny. Endlich kam der Tag, da er ſie wieder ſehen ſollte. Er jagte nach Johnſons Gute, und Fanny war entzückt, wie ſie ihn wieder ſah, und ſo wieder ſah; eine gewiſſe Artigkeit, die mehr eine Güte ſeines Herzens war, als erlernte Konvenienz, und die jetzt ſichtbar wurde, weil jetzt nicht mehr ſo viele Gegenſtände ſeine Neugierde reitzten, die ihn oft in die Farbe des Kindiſchen hüllte; eine heitere Offenheit; eine edle Freymüthigkeit, die an einen feinen Stolz grenzte, weil er jetzt ſeiner eigenen Güte und Vortrefflichkeit durch Vergleichung ſeiner ſelbſt mit andern, gewahr geworden war; ſein richtiger Verſtand, der jetzt erſt ſichtbar wurde, weil er jetzt nicht mehr ſo vielen Anlaß fand, unwiſſend zu ſcheinen, und eine große Menge von Witz, der noch durch ſeine Naivität, und durch ſeine Natürlichkeit erregt wurde, zogen jegliches Herz ihm entgegen.

Nach den erſten Entzückungen, nach den erſten Geſprächen, fragte er nach Stick und Mary. Fanny ſagte ihm, ganz freundlich aber nachläßig, daß Stick mit ſeiner Familie das Dorf verlaſſen und ſich weit von hier vortheilhaft angekauft habe. Schade, ſagte er: Mary war ein ſchönes Mädchen, und gut, gut, Fanny, wie die Sonne! ich liebte ſie von ganzem Herzen.

Fanny hatte Mühe eine finſtere Miene in ein erzwungenes Lächeln zu begraben. So jung Mary *auch noch war*, ſo böſe war ſie! hob Fanny an:

du kennſt ſie nicht. Das alberne Ding hat ſchon Liebhaber!

Nun, Fanny, ſagte William! einen Liebhaber haſt du auch. Fanny erröthete, und William wollte ihr das Blut von den Wangen küſſen. Er fing noch ein paar Mahl von der ſchönen Mary zu reden an, fragte nach ihrem Wohnorte, und Fanny legte ihn vielleicht ein paar hundert Meilen weiter als er wirklich entfernt war. Jetzt erzählte er, daß ſein Vater ihm nächſtens die erſte Stadt zeigen werde, und daß er auch nächſtens kommen werde, Fanny zu ſehen.

Das geſchah denn auch bald drauf. Lord Hillnet hielt vor dem Park, und ſtieg mit William aus, der ihn den kürzern Weg durch den Park nach dem Hauſe führen wollte. Sie wurden nicht bemerkt, weder im Garten, noch im Hauſe, und William öffnete die Thüre zu dem Wohnzimmer, und führte ſeinen Vater hinein.

Die Familie erhob ſich, um dem Fremden entgegen zu gehen: aus Williams Augen blitzte das triumphirendſte Entzücken, er eilte raſch auf Fanny los, er umarmte ſie, und nun führte er ſie mit dem lauten Geſchrey: das iſt meine Fanny, Vater! zu Lord Hillnet. Sieh Vater, ſieh! ſprach er und ſah lächelnd in ſeine Augen, und dann wieder mit einem beyfälligen Kopfnicken auf Fanny; ſieh, das iſt Fanny! iſt ſie nicht ſchön wie eine Blume? O ſieh einmahl die ſchönen freundlichen Augen! Fanny, zeig doch einmahl meinem Vater deine Augen.

Das arme Mädchen ſtand in einer ſchönen Verwirrung vor dem edlen Alten da, und konnte die Augen nicht in die Höhe ſchlagen; ſie wollte etwas ſagen, und ſie bewegte die Lippen nur.

Und gut iſt ſie! Vater, gut iſt ſie, wie ich

fuhr der entzückte Jüngling fort: sie wird dir es versprechen, daß sie, wenn sie Mutter wird —

O Gott! sagte Fanny in der Angst: schweigen Sie —

Ich habe sie schlafen sehen, Vater! da war sie schön, du weißt es Onkle. Und so fuhr er fort, die Vollkommenheiten Fannys durch einander zu preisen, daß weder Fannys Aeltern, noch der Onkle, noch Lord Hillnet selbst etwas sagen konnten.

Lord Hillnet nahm Fanny bey der Hand: Fanny, sagte er mit einem edlen Tone: William ist ein edler Jüngling, unverdorben und kräftig wie die Natur, die ihn erzogen hat! Fanny, du mußt sehr edel seyn, wenn du des Jünglings Herz besitzen willst; und bist du gut, aus vollem Herzen, dann meinen Vaterkuß und meinen Vatersegen! Er küßte das Mädchen auf ihre Lippen, und sie schluchzte laut, sie küßte des Lords Hand, sie wollte reden, man hörte nichts als das Wort, Vater!

Jetzt wurde das Gespräch allgemeiner, und der Lord Hillnet hatte einen so edlen imponirenden Stolz bey seinem einfachen Wesen, daß selbst der fröhliche Onkle ernsthaft war, und seiner witzigen Laune Gewalt anthat. Wie die jungen Leute entfernt waren, so hob Lord Hillnet von selbst von dem Verhältnisse Williams mit Fanny an.

Der Onkle meinte, daß man es nicht lange mehr verschieben sollte, die beyden jungen Leute glücklich zu machen; auch Fannys Vater fand keine Schierigkeiten dabey; allein desto mehr Lord Hillnet. Meine Herren, sagte er, ich bin auf keine Weise Willens mich den Wünschen meines Williams zu widersetzen. Er ist ein freyer Mensch, allein er ist auch ein Mensch: er kann sich täuschen.

r kann das für Liebe halten, was nicht mehr iſt, ls der Inſtinkt des Geſchlechts. Mit Fanny kann s eben ſo ſeyn; mich dünkt, wir zögern noch, amit wir nicht zwey Herzen an einander ſchmie- en, die ſich elend ſtatt glücklich machen. Und ſoll h Ihnen die Wahrheit ſagen? ich glaube meinen Villiam zu kennen. Er muß ſchlechter werden als : iſt, um ſich in den Armen einer Engländerinn, uch der beſten, der edelſten unter ihnen, glücklich t fühlen.

Fanny iſt die Krone der Engländerinnen, Mylord, ſagte der Oheim.

Die Natur geht ihren Weg und ich habe ichts einzuwenden! antwortete Lord Hillnet; ich abe vielleicht Unrecht gethan, daß ich ſie das Herz es Jünglings ſo edel, ſo einzig, bilden ließ. chon einmahl habe ich in der argloſen, Miß- auen freyen Bruſt des Jünglings einen Argwohn gen Fannys Güte gefunden, und — es muß icht oft ſo kommen. Sie wagen ihr Kind, Sir ohnſon, wenn Sie es den Armen meines Wil- ams übergeben. Er würde ſein Weib ohne Um- ände verlaſſen, wenn ſie es einmahl nicht ver- ente, ſein Weib zu ſeyn.

Sollen das Umwege ſeyn, Mylord, Ihre ißbilligung dieſer Verbindung zu beweiſen? frag- Sir Johnſon.

Mit Nichten! Ich fürchte keinen Menſchen, und he alſo nie Umwege. Ein junges Mädchen hat er gewohnt, Mary, nach der Beſchreibung mei- s Williams, ein reitzendes unſchuldiges Geſchöpf. ie iſt nicht mehr hier?

Eben ſo aufrichtig, wie Sie, Mylord, bin), ſagte der Onkle, und trat auf Lord Hillnet zu: r haben dieſe Mary weggeſchafft.

Meines Williams Neigung schien sich zwischen den beyden Mädchen zu theilen.

Eben deßwegen haben wir sie weggeschafft.

Eben deßwegen hätten sie das Mädchen hier lassen sollen. Sie war der Probierstein von Williams Liebe gegen Fanny.

Wie aber, wenn Mary gesiegt hätte, oder würde auch da William seinen Willen gehabt haben?

Ich würde ein paar Jahre seine Verbindung mit ihr hingehalten haben, und wenn er sie dann noch geliebt hätte, so wäre sie sein Weib, und nach meinem Tode Lady Hillnet geworden.

Sie spaßen —

Ich spaße nie, wenn von meines Sohnes ganzer Glückseligkeit die Rede ist, und eben dieß ist der volle Beweis, daß ich gegen die Verbindung meines Sohnes mit Fanny nichts habe. Die Tochter eines Hirten würde mir eben so lieb seyn, wenn sie William liebte, als die Tochter des Königs. Glauben Sie mir, ich habe in meinem Thale vergessen, daß es einen andern Rang unter den Menschen gibt, als den die Tugend gibt. Ich werde nie meinen Sohn hindern glücklich zu werden; allein ich werde seine Schritte so leiten, daß er mit Gewißheit sagen kann: ich bin glücklich.

Und nun erklärte ihnen Lord Hillnet, daß er seinen Sohn erst jetzt in die Welt einführen wolle. Er soll mit mir nach London, er soll alle Stände, alle Verhältnisse des Menschen kennen lernen, um endlich in seinem glücklichen Thale, das ihn gebildet hat, die Ruhe, die Wahrheit, und die Freyheit wieder zu suchen, die dort allein wohnt. Findet er kein Geschöpf, mit dem er glücklicher zu werden denkt als mit Fanny; und hat er in ihrer Nähe erst ein Jahr gelebt, und er bittet ihr dann

noch seine Hand, so soll sie mir gesegnet seyn, als die Königinn auf meinen Gütern, als meine Tochter, so will ich in ihrer Gesellschaft den Himmel finden, weil sie ihn meinen William schenkte.

Man sah sehr leicht die Vernunft des Plans von Lord Hillnet, und man willigte von beyden Seiten ein, die Verbindung der beyden jungen Leute noch einige Jahre aufzuschieben.

Während daß alles dieses unter den Alten verhandelt wurde, erzählte auch William mit mancherley, bald fröhlichen, bald betrübten Ausrufungen seiner Fanny, daß er sie nur auf sechs Monthe verlassen müsse. Ich gehe mit meinem Vater nach London.

Fanny glaubte es nicht, dann vergoß sie Thränen, dann beklagten sie beyde ihr Unglück, dann bath sie ihn, ihr treu zu seyn, und William verstand sie nicht, und ließ sich erklären, was treu seyn hieße, und versprach ihr, daß er sie sicher tausendmahl mehr lieben würde, als alle Londner Mädchen. Und schreib mir alle Tage, liebster William, oder ich werde vor Kummer sterben! sagte Fanny, und William sagte traurig: schreiben? das kann ich nicht? lehre es mich!

Das glaubte Fanny wieder nicht, und schämte sich ein wenig, und bath ihn das ja Niemanden zu sagen, und Willkam bath sie, es ihn zu lehren, und beyde liefen nun aufs Fannys Zimmer. Man legte einen Bogen Papier zu recht. Fanny mahlte ihm ein A vor, und William mahlte es nach; allein das dauerte nicht lange, Fanny mußte ihn erst buchstabiren lehren, und da sie ihm jede Sylbe, die er recht buchstabirte, mit einem Kusse bezahlte, so war William nach zwey Stunden um die Kunst

des Buchſtabirens reicher, und Fannys Lippen roth, wie eine Roſe, und heiß wie Feuer.

Da ging es an ein Schreiben. Nach einer Viertelſtunde ſchrieb William Fannys Nahmen aufs Papier, und Fanny ſprang mit dem Papier laut jauchzend auf dem Zimmer umher, daß den Alten unter ihnen bange wurde, wie ſie das heftige Springen hörten. Man kam herauf, und fand den Lehrer und den Schüler, beyde, durch die Liebe, zu lehren und zu lernen gleich fertig, und alſo das Mittel durch die Liebe ſchon erfunden und ausgeführt, über welches ſie ſich unten die Köpfe zerbrochen hatten, nähmlich wie man zwiſchen beyden jungen Leuten eine Art von Zuſammenhang erhalten wolle.

Die Alten traten nun hinzu, und halfen dem Unterrichte nach, und am andern Tage ſaßen William und Fanny beyde getrennt durch eine ſpaniſche Wand, und ſchrieben ſich kleine Briefe, die ſie ſich über die ſpaniſche Wand einander zuwarfen, und welche die zärtlichſten Liebesverſicherungen enthielten, die denn gewöhnlich Fanny hinter der Wand hervorzogen, um William die Belohnung dafür durch den heißeſten Kuß zu geben.

Die wenigen Tage: die ſie noch bey einander blieben, füllten ſie mit Küſſen und dem vertraulichſten Geſpräche, und wenn auch nun Fanny bey den Bildern, die William ihr von ihren Kindern machte, ihm nicht mehr den Mund zuhielt, ſondern wohl gar ihn umfaßte und an ihre Bruſt mit einer unbekannten Sehnſucht drückte, ſo antwortete ſie doch nie wörtlich darauf Man muß ihm was zu Gute halten! dachte ſie, und dennoch, wenn er einmahl lange nicht davon geredet hatte, ſo kam er gewiß dann wieder drauf, weil Fanny daran

gedacht hatte. Konnte er ihre Gedanken errathen, oder leitete sie das Gespräch so, daß er auf das Bild der Kinder kommen mußte; sie erröthete, weil sie es selbst nicht gewiß wußte, ob nicht das letzte Schuld daran sey.

Endlich war die Scheidestunde da, William lag in Fannys Armen, und konnte sich nicht los winden. Leb wohl William! Leb wohl Fanny! riefen sie beyde, umarmten sich aufs neue, schluchzten, sagten wieder Lebewohl, bis endlich der Onkle das Mädchen aus Williams Armen riß und ihr drohte, sie ins Haus zu führen. William sprang zu Pferde, und langsam und unter rinnenden Thränen verließ er das geliebte Dorf, wo Fanny wohnte.

Man packte den Wagen, und nun ging es die Nacht noch nach London zu. Nach dreyen Tagen waren sie beyde, Vater und Sohn, in diesem Sammelplatze der größten Reichthümer, und des ärmsten Mangels, der höchsten Wollust, und des schauderhaftesten Elends, der höchsten Filosofie, und des dummsten Aberglaubens, der heroischsten Tugenden, und der fürchterlichsten Laster.

Die ersten Stunden war William nicht vom Fenster wegzubringen; die unzähligen Menschen, welche sich auf den Gassen hin und wieder drängten, das Getümmel, das Rollen der Karossen, die hohen und prächtigen Häuser waren ihm ein neues und unterhaltendes Schauspiel. Er stürzte sich mit dem alten Thomas in das Getümmel hinein, und er versicherte Thomas verschiednemahl: das ist hier schön! Allein wie seine Neugierde erst befriedigt war, so fiel es ihm doch sehr unangenehm auf! daß er überall von dem Steinhaufen eingeschlossen war, und er trieb seinen Vater, der noch den Tag in ein Privathaus ziehen wollte, das

Haus zu nehmen, dem das Prädikat mit einem großen Garten in der Anzeige beygefügt war.

Lord Hillnet besah es, miethete es, und sie fuhren dahin ab. Du, hast einen Garten an deinem Hause? war Williams erste Frage an die neue Wirthinn. Ich mag nicht länger zwischen diesen Steinen leben. Freyes Feld, liebe Wirthinn!

Nun, Sir, Sie werden bey meinem Garten das freye Feld nicht vermissen! sagte die Wirthinn und führte ihn durch einen dunkeln Gang in den Garten. — Du hast wohl nie ein freyes Feld gesehen? fragte William, wie er den Garten sah.

Die Wirthinn lächelte bey der Frage, und legte ihre Hand auf Williams Aermel: nun, lieber Sir, wie gefällts? —

Ach, das ist noch schlimmer, als gar kein Garten. Die Bäume sind gerade wie die Menschen hier, abgezehrt und halb verdorrt! Die Wirthinn machte eine empfindliche Miene. Nun laß nur, sagte William gutherzig: du bist nicht Schuld daran! es mag ein hübscher Londner Garten seyn! ich werde ihn auch vielleicht noch lieb gewinnen.

William war übler Laune, und wurde es von Tage zu Tage immer mehr, je mehr er mit London, und je näher er mit seinen Einwohnern bekannt wurde. Gewöhnlich standen ihm Thränen in den Augen, wenn er von einem seiner Streifzüge zurückkam, die er theils unter der Aufsicht Thomas, oder seines Vaters, oder eines alten Freundes seines Vaters, Drawburm, eines Seeofficiers, unternahm, denn überall sah er Elend, dem er nicht abhelfen, Jammer, den er nicht lindern, und Thränen, die er nicht trocknen konnte.

Er erklärte schlechthin die Hälfte der Londner *für Narren*, die andere Hälfte für Böswichter,

und erzählte dagegen dem alten Drawburn von seinem Park, von Fanny, von seinem Thal mit einem Entzücken, das den Alten oft anſteckte.

Drawburn, der eine väterliche Liebe zu dem Jünglinge bekam, wurde bald ſein Schatten. Er ließ ihm ſeinen Willen; nur gab er ihm hie und da einen Wink ſich zu hüthen; denn ſchon ein paarmahl hatten einige Betrieger den gutherzigen Jüngling tüchtig angeführt.

Bald war William mit den Wohnungen des Elendes, und des Jammers, mit Londons Gefängniſſen bekannt; allein ſo reichlich ſein Vater ſeine Börſe gefüllt hatte, ſo reichte ſie dennoch nicht zu, ſeinem menſchlichen Gefühle halb Genugthuung zu geben.

Sein Vater ſagte ihm, wie er aufs neue Geld forderte: William, du wirſt mich zum Bettler machen, wenn du ſo wohlthätig biſt. Er gab ihm wieder eine Summe Geldes, und William ſtanden die Augen voll Thränen.

Hör guter Drawburn, laß mich lieber das Elend nicht mehr ſehen; ich darf nicht mehr ſo oft von meinem Vater fordern!

Drawburn aber, der geheime Maßregeln von Lord Hillnet hatte, führte heute den jungen Menſchen in den Fleet. Auf dem Wege dahin erzählte er William von der Einrichtung dieſes Hauſes, von dem mannigfaltigen Elende in ſeinen Mauern, und nach zwey Stunden war William ſchon wieder ganz geldlos, und hatte dafür zwey in Verzweiflung verſinkende Familien losgekauft.

Er durchſtrich mit ihm dieſe Straßen voll Elend, und William ſchluchzte, daß er keine Guinee mehr zu geben hatte. Sie trafen endlich noch

auf einen Unglücklichen, der im Elende verſunken war. Seine Frau, ſeine Kinder lagen um ihn her, und wiederhohlten ſeine Klagen: und vermehrten ſein Leiden. Vierzig Pfund war ſeine Schuld. William flog in des Unglücklichen Arme, tröſtete ihn; er griff hundertmahl in die Taſchen, ſie waren leer. Er zog Drawburn aus dem Zimmer; nein ich kann es nicht mehr anſehen, rief er: nein! denn ich kann nicht helfen! Nein, ich muß fort aus London!

Sie giengen nach Hauſe. Guter Drawburn, mein Vater muß mir noch einmahl dieſe vierzig Pfund geben. Er muß! Er flog auf ſeines Vaters Zimmer; ſein Vater war ausgefahren, und wollte erſt Abends wieder da ſeyn. Wo Geld hernehmen? William ſtand da und ſann lange, und die Thränen rollten ihm über die Wangen; auf einmahl rief er aus: ich werde mein Pferd verkaufen; ſieh ich kann zu Fuß gehen, und der Unglückliche wird wieder glücklich!

Drawburn drückte den Jüngling an ſein Herz. Drawburn hatte einen Bekannten, der es kaufen würde. Man ging zu ihm: William forderte vierzig Pfund! der Käufer both dreyßig; William bath ihn mit Thränen, ihm vierzig Pfund zu geben. Gib ſie mir, ſagte er: gib ſie mir! hilf einen Unglücklichen vom Elende retten.

William erhielt vierzig Pfund, und nun flog er in das Gefängniß, und nach einer halben Stunde war die Familie frey, zu Williams Füſſen, in ſeinen Armen, an ſeinen Lippen. Er weinte mit ihnen, er jauchzte, daß ſie frey waren. Die härteſten Einwohner des Fleets vergoſſen Thränen; wie ſie erfuhren, daß William dieſer Familie fremd war.

William war ein Verſchwender geweſen; er

hatte den Werth des Geldes kennen gelernt, und William war jetzt ein Geitziger. Einen Morgen kam ein Kaufmann zu Lord Hillnet: Lord Hillnet besah einige Kostbarkeiten: diese Uhr wäre ein schönes Andenken für Fanny, William! sagte Lord Hillnet. William verschlang die Uhr mit seinen Blicken. Man hatte dafür gesorgt, daß sie sehr in die Augen fiel.

Für Fanny? sagte William: und fragte nach dem Preise. William hatte die Uhr in den Händen, seine Blicke hingen starr auf ihr. Für Fanny, sagte er zweymahl halblaut und lächelte.

Nachläßig sagte Drawburn, ich will heute einen alten Bekannten im Fleet besuchen, und sehen, was ihn dahin gebracht hat.

Im Fleet? sagte William, und gab die Uhr dem Kaufmanne langsam zurück, ohne die Augen davon zu lassen. Der Kaufmann ließ die Uhr um einen guten Preis; allein William seufzte laut auf: nein, ich kann sie nicht kaufen!

Der Vater wandte sich von ihm, schlug die naſſen Augen gen Himmel, und seufzte: Gott die sey Dank! Drawburn ging zu Lord Hillnet, drückte ihm die Hand, und flüsterte: du bist der glücklichste Mensch! — William besah die Kostbarkeiten, seufzte, und kaufte nichts.

Dabey wandte er seine Abendstunden an, um an Fanny zu schreiben: er schrieb ihr alle seine kleinen Begebenheiten und auch diesen Vorfall. Liebste Fanny, schrieb er: die Uhr war schön, sehr schön; ich, liebe Fanny, ich hätte sie dir gern geschickt; aber wenn ein Kind wieder in die Arme seines Vaters fliegt, oder ein Weib wieder den Mann an ihre Brust drückt, den ich loskaufe; nein, alle Uh-

ren in der Welt ſind nicht einer ſolchen Freuden-Thräne werth.

So war ein Monath hingegangen, und William verwünſchte tauſendmahl in einem Tage London; denn immer noch waren Unglückliche die Menge da, und er — ſagte zu ſeinem Vater: lieber Vater, wenn ich die Londner Gefängniſſe je wieder vergeſſe, ſo werde ich glücklich werden. Ich wollte, ich hätte London nicht geſehen; denn ich werde unglücklich ſeyn, ſo oft ich daran gedenke!

Eines Tages ging er mit Drawburn durch die Stadt. Eine alte Frau hielt William an: lieber junger Herr, wollten Sie nicht die Güte haben, und einem armen Frauenzimmer auf eine halbe Stunde einen Beſuch machen? William ſah Drawburn von der Seite an, und dieſer ſagte zu der Alten: Sie kommt Unrecht, Mütterchen! das iſt kein Fiſch für Sie. Ich komme ganz recht, antwortete die Alte, wenn dieſer junge Herr ein Sohn von Lord Hillnet iſt, — und wenn ſie wollen, Herr Officier, ſo kommen Sie mit mir. Es iſt eine kranke Dame, die den jungen Herrn zu ſprechen wünſcht.

Die Alte ging voran, und beyde folgten ihr. Die Alte trat in ein Haus, und ging eine Treppe hinan, öffnete eine Thüre, und ließ die beyden in ein Zimmer treten. Hier ſaß ein Frauenzimmer, bleich und abgezehrt in einem Krankenſtuhle; eine ſchnelle Röthe flog über ihr blaſſes Geſicht, da ſie William ſah: ſie hielt ihr Tuch vor die Augen, und man hörte ſie ſchluchzen.

Man ſchwieg ein paar Secunden; Madam, fing endlich Drawburn an, Sie haben den jungen *Menſchen zu* ſprechen verlangt.

Ja, hob die Kranke mit einem ſichtbaren Be-

ſtreben ruhig zu ſcheinen an: und ich wünſchte den jungen Menſchen einige Augenblicke allein zu ſprechen: Sie würden mich verbinden, wenn Sie, mein Herr, mir die Freude machten.

Drawburn verbeugte ſich und ging hinaus.

Sie ſind Lord Hillnets Sohn? und heißen William?

Ja! das bin ich! — Du — Sie ſind krank liebe Frau —

Höre William — ich hatte einen Sohn — ich habe ihn verloren — Gott! Gott! — Sir, wollen Sie wohl einer Sterbenden die Gefälligkeit erzeigen, und ſie zuweilen beſuchen! — O William! Sie erinnern mich an meinen Sohn — er hieß auch William! Iſt dein Vater — iſt Ihr Vater glücklich? —

O nenne mich nur du! ich will dich auch ſo nennen! Du biſt unglücklich?

Sehr! ſehr unglücklich! Iſt dein Vater glücklich?

Mein Vater — ſehr glücklich! Aber kann ich dir helfen, liebe Frau?

Haſt du nie von deiner Mutter gehört?

Von meiner Mutter? Haſt du ſie gekannt? Nein — Du biſt ſo ſonderbar — mein Vater hat nie von meiner Mutter geredet — haſt du ſie etwa gekannt? — William näherte ſich ihr voll Neugierde. Die Frau reichte ihm die Hand, er drückte ihre Hand an ſeinen Mund, ſie zog ihn zu ſich und umarmte ihn, und benetzte ihn mit ihren Thränen. Gott! rief ſie: mein Sohn, mein William! den Troſt hat mir Gott noch gegeben vor meinem Tode. Ich bin deine Mutter!

Du meine Mutter? ſchrie William voll Erſtaunen und Neugierde: meines Vaters Frau? — Allein *warum* biſt du nicht bey deinem Manne?

Mylord! sprach die Frau mit groſser Bewegung: Sie kommen — Sie brach ab, sie konnte vor Schluchzen nicht weiter.

Sie hoffen doch keine Vergebung? fragte Lord Hillnet finster.

Ja, die hofft sie! schrie William: Vatter, dieser Schoß hat mir das Leben gegeben, diese Brust hat es mir erhalten, diese Hände haben mich getragen. O Aeltern, ihr lebt beyde vereinigt in mir, und ihr wollt getrennt leben. O Vatter, das ist meine Mutter! Vergib um deines Sohnes William willen!

Gott, wo bin ich? rief die Mutter, und warf starre Blicke auf ihren Sohn, sank rasch zu Williams Füssen und umfaßte seine Knie: nein vergib mir nicht! Ich bin dennoch glücklich, denn dieser Jüngling ist mein Sohn! rief sie zum Himmel hinauf weinend. William faßte sie in seine Arme, sie legte ihren Kopf auf ihres Sohnes Schulter, und benetzte seine Wange mit ihren Thränen. William wandte sein Auge mit Ernste auf seinen Vater: Vater, sagte er feyerlich; meine Mutter ist gut. Ich danke dem Allmächtigen, daß ich sie gefunden habe; soll ich diese Stunde verwünschen, weil dein Herz kalt ist gegen die Tugend?

Lord Hillnet schlug das Auge gen Himmel. Er trat auf Lady Hillnet zu, er nahm ihre Hand, er sah sie an, er zitterte, er verbarg sein Gesicht auf Williams anderer Schulter, und sagte langsam: ich vergebe dir, Mary! — William schlug seine beyden Arme um die theuren Aeltern, und an der Brust des Sohnes fanden die Lippen der Aeltern sich zum ersten Mahle wieder. Sie sanken stumm einer in des andern Arme; — besorge meinen Wagen, William!

William war wie ein Pfeil zur Thüre hinaus,

und nun nahm Lord Hillnet die Gefallene in seine Arme, und vergab ihr, und nach einigen Erklärungen über seinen Sohn, und über Lady künftiges Betragen gegen ihn, die er ihr in der Kürze gab, war der Wagen da, und Lord Hillnet führte seine Frau nach Hause.

Kein Mensch konnte auf der ganzen Erde sich glücklicher fühlen, als William; er sah mit brennenden Augen auf seine Aeltern, und jeder freundliche Blick, den der Lord auf seine Frau warf, wurden ihm von William mit dem Bezeigen seiner Ehrerbiethung belohnt; allein es war noch eine größere Freude für William bestimmt, die er kurze Zeit nach der Wiedervereinigung seiner Aeltern erhielt.

Er war mit Drawborn wieder im Fleet, er stand auf dem großen Hofe, und sprach mit einem Paar der Bewohner des Fleets. Auf einmahl erhob sich an dem Eingange desselben ein großes Geschrey. William wandte seine Augen dahin, woher das Geschrey erscholl. Ein Gerichtsdiener erschien mit einem wohlgekleideten Mädchen, und zerrte es bey der Hand durch das Thor auf den Hof. Nebenher ging ein junger reichgekleideter Mann, der mit dem Mädchen eifrig zu reden schien. O Gott, retten Sie mich! rief das Mädchen mit einem Accente des vollsten Jammers.

Laß sie los! sagte der junge Mann zum Gerichtsdiener. Der Gerichtsdiener ließ ihre Hand fahren. Ich will dich retten; sieh, hier ist eine Banknote; allein nur auf die Bedingung. William war schon nahe hinzu getreten; allein man konnte daß Gesicht der Unglücklichen nicht sehen. Der Flor von ihrer Haube bedeckte es. Sie faltete beyde Hände, ließ den Kopf auf die Brust niedersinken, als

ob ſie ſich bedächte. Auf einmahl ſchrie ſie laut, und wie in Verzweiflung: Gott, Hülfe! Hülfe! und hob beyde Arme gen Himmel.

Beſinne dich nicht lang, Mädchen! in fünf Minuten iſt es zu ſpät! ſagte der junge Mann.

Böſewicht! ſchrie das junge Mädchen; Böſewicht! du biſt es! du machſt mich unglücklich: Meinſt du, ich weiß es nicht? Du abſcheulicher Menſch.

Führe ſie fort! Wir wollen dich ſchon zahm machen, ſagte der junge Menſch und lächelte. Der Gerichtsdiener ergriff das Mädchen. Hülfe! Hülfe! ſchrie die Unglückliche. Jetzt ſprang William wie ein Blitz herzu: Halt! halt! wer iſt das Mädchen.

Das Mädchen warf einen Blick auf William: William! William! ſchrie ſie; und warf ſich in ſeine Arme. Es war Mary. William ſchrie, jauchzte, umarmte ſie, küßte ſie, und rief immer dazwiſchen; Mary! liebſte Mary!

Der Gerichtsdiener wollte ſie aus Williams Armen reißen; allein wer darf dem Löwen ſeine Jungen rauben? William faßte ihn vor die Bruſt und rannte ihn ſo kräftig hintenüber, daß er niederſank; allein in eben dem Augenblicke zog der junge Mann Mary aus ſeinen Armen. William umſchlang Mary aufs neue, und es würde zu einer Fauſtbataille gekommen ſeyn, wenn Drawburn ſich nicht ins Mittel geſchlagen hätte. William legte bey dem Aufſeher des Fleets eine Summe nieder, und Mary war frey. Sie ſank voll Entzücken in Williams Arme, und rief jetzt mit dem triumphirenden Tone des Entzückens: mein Retter!

Der Haufen, der um ſie her ſtand, klatſchte in die Hände, und es fehlte nicht viel, man hätte

den jungen Herrn, der mit einer einfältigen Miene das schöne Mädchen betrachtete, gesteinigt.

William sah von allen dem nichts, er hatte seine Mary im Arm, er hatte genug zu thun, sie zu fragen, woher es käme, was sie ins Gefängniß brächte. So unter beständigen Küssen, und Fragen trug er sie in den Wagen, und im Wagen hatte er sie auf seinem Schoße, umarmte sie so fest, als ob man sie ihm hätte rauben wollen, und so trug er sie aus dem Wagen die Treppe hinauf, in das Zimmer seines Vaters; hier setzte er sie nieder und rief: Vater, ich habe meine Mary auch wiedergefunden! dieß ist sie! Nun haben wir jeder eine Mary!

Anfangs wußte Lord Hillnet nicht, wer die Mary war, die ihm gebracht wurde, auch ließ sich anfangs wenig von den beyden jungen Leuten erfahren. William schwamm in Entzücken, seine Mary zu haben, und Mary, frey zu seyn.

Nach und nach kam denn folgendes heraus: Mary lebte bey ihrem Vater, und in der Nähe hat Lord Mortimer ein Gut. Mortimer sieht das reitzende Mädchen, und seine wollüstige Begierde erwacht. Er verfolgte sie auf jedem Schritte, er wandte Versprechung, Geschenke, Ueberredungen und Liebkosungen an, das unschuldige Mädchen zu verführen, und Mary hat Stärke oder Unschuld genug, allem diesem zu widerstehen, und da die Verfolgungen des Lords nicht aufhörten, klagt sie es ihrem Vater. Der alte Stick droht dem Lord, und sein militärischer Trotz gibt seinen Drohungen das gehörige Gewicht. Der Lord nicht gewohnt, seinen Lüsten etwas zu versagen, brütet eine neue List aus, diese fleckenlose Blume brechen zu können.

Eine vornehme Dame hält vor Stücks Haus

unter einem Vorwande; ſie ſteigt ab, ſie ſieht Mary, ſich ſpricht mit ihr, ſie bittet ſie endlich mit ihr nach London zu gehen, und verſpricht als Mutter für ſie zu ſorgen. Die Aeltern willigen ein, und Mary muß gegen ihren Willen der Dame folgen, und in London verwandelt ſich die Dame in Lords Mortimers Kupplerinn.

Mary ohne Hülfe, ohne Bekanntſchaft, ſo jung, ſo furchtſam, hat auch hier den Muth, ſich allem zu widerſetzen, was dieſe beyden Elenden erfinden, ſie zu verführen. Einige Verſuche zu entſpinnen, beſtimmen die beyden Ungeheuer, die letzte Miene ſpringen zu laſſen. Mary's Wirthinn kommt an einem Morgen zu Mary. Gut, meine Tugendhafte, ſagt ſie, ich bin es müde ihre Aufſeherinn zu ſeyn. Sie können gehen, wohin Sie wollen.

Mary wirft ſich ihr zu Füßen, packt ihre Kleider und Wäſche ein, und frägt nach dem Wagen. Der iſt da! ſagte die Kupplerinn: nur bezahlen Sie mir erſt vierzig Pfund für Miethe und Nahrung. Mary erſchrickt, ſie hat kein Geld, ſie bittet, ſie verſpricht, und die Kuppelerinn geht kalt hinaus.

Mit einem Worte, nach einer Viertelſtunde iſt die arme Mary arretirt, und nach der Wohnung des Bailif gebracht. Man ſetzet ihre Fantaſie durch die Erzählung von den Schrecken des Gefängniſſes in Bewegung. Natürlich erſcheint hier Lord Mortimer, erbiethet ſich für Mary die Schuld zu bezahlen, wenn ſie ſeine Geliebte ſeyn wolle.

Alle Ueberredungen halfen nicht, denn ſie verſteht es kaum, was man ihr vorredet, ſie ſtößt *nur den* wollüſtigen Lord von ſich, ſpeyt ihn an,

und gibt ihm jetzt erst die deutlichsten Zeichen der allerwürthendsten Abneigung.

Der Bailif setzt sich mit Mary in den Wagen, und sie wurde durch William gerettet.

Bey dieser Erzählung staunte Niemand so als William. Er hörte, daß Lord Mortimer Mary liebe, und sie doch unglücklich machen wollte. Ein unauflösliches Räthsel für William.

Sie hat sollen seine Geliebte seyn, aber nicht seine Frau! sagte Drawburn.

Und was ist dabey böses? fragte William.

Das entehrt ein Mädchen, und die Kinder auch, wenn sie als Geliebte Mutter wird, sagte der Lord.

Aber — wenn Mary Mutter werden soll, so muß sie doch nothwendig erst Frau seyn! sagte William: ihr seyd wunderbare Menschen! Genug er begriff nicht eigentlich, was Lord Mortimers Absicht mit Mary gewesen sey, bis ihm sein Vater in Mary's Abwesenheit den ganzen Handel erklärte, und nun gerieth der junge Mensch in eine unbeschreibliche Wuth, auf Lord Mortimer.

Diese ganze Begebenheit schrieb der aufrichtige William seiner Fanny mit allen Entzückungen, die sein Herz empfand. Seine Briefe handelten von nichts als von Mary, und dem Glücke, das Mädchen in seinen Armen zu haben. Fanny knitterte den Brief zwischen ihren Händen, und es kostete ihr drey volle Tage, ehe sie sich entschließen konnte, ihm zu antworten.

Nach einigen Tagen ward Lord Hillnet mit seinem originellen Sohne zu Lord Brawn gebethen, und er nahm die Invite an. Hillnet und sein Sohn stiegen aus dem Wagen, wurden auf das Besuchzimmer geführt, und der erste Gegenstand, auf

den Williams Auge fiel, war der junge Lord Mortimer, Mary's Verfolger.

William hatte sogleich Augen und Ohren für alles andre verloren, außer für Mortimer. Mortimer erröthete doch ein wenig, wie er Mary's Befreyer erblickte, und Williams Blicke, worin nichts weniger als guter Wille für ihm lag, setzten ihn doch in Verlegenheit; allein er wandte sich nachläßig zu einem schönen Mädchen, mit dem er schon vorher geredet hatte, und setzte das Gespräch mit allem Interesse fort.

William näherte sich diesem Mädchen. Schönes Mädchen, fing er sehr freundlich an: nehmen sie sich vor diesem Niederträchtigen in Acht! Man denke, was diese Worte für eine Wirkung auf die Gesellschaft machte. Mortimer wurde blaß und roth, er wollte etwas sagen, er vermochte die Lippen nicht zu öffnen. Jeder redete mit seinem Nachbar etwas unbedeutendes, und einige von feinerm Gefühle vollen Unsinn, um nur nicht zu thun, als ob sie gehört hätten, was William sagte.

Mortimer wandte sich endlich an Lord Hillnet, und sagte ihm feuerroth: Mylord, sonst läßt man die Narren einsperren, statt sie in Gesellschaft zu bringen.

Mein Sohn ist ganz vernünftig; nur ein wenig zu aufrichtig, wie Sie, Mylord, eben gehört haben, sagte Lord Hillnet.

Nun so sollten Sie ihn unter den Bauern lassen, wohin er gehört!

Mylord, antwortete Hillnet: wollen Sie erlauben, daß mein Sohn eine Geschichte aus dem Fleet erzählt; Sie sollen wenigstens hören, daß er *erzählen* kann, wie ein feiner Mensch.

Mortimer ward blaß, und schwieg, und Lord Hill-

Hillnet bath für seinen Sohn um Verzeihung, und das Verhältniß wurde wieder so ganz gut hergestellt.

Mortimer zog den jungen Hillnet in ein Fenster und flüsterte ihm etwas zu, und William antwortete laut: in Hyde Parke? und was soll ich da?

Mich todtschießen, wenn Sie können! rief Lord Mortimer, durch Williams Kälte aus aller Fassung gebracht.

Sie sind ein Thor! antwortete William: verdient haben Sie es; allein ich bin kein Scharfrichter! lassen Sie sich einsperren!

Bey dem großen Gott, das geht zu weit! rief Mortimer, und ballte beyde Fäuste. Man that wieder, als habe man nichts gehört. Mortimer ging hinab in den Garten, um sich zu erhohlen. Hillnet sah durch das Fenster den jungen wüthenden Mann. Er wandte das Gespräch auf das Pistolenschießen, und wettete mit einem Lord, auf eine gewisse Weite ein bestimmtes Ziel nicht zu verfehlen.

Es wurden Pistolen gebracht. Man ging hinab in den Garten, man steckte das Ziel, man schoß, man fehlte, man traf. Mehrere aus der Gesellschaft schossen; endlich nahm auch William das Pistol, und traf wohl zehnmahl hinter einander, zu großen Schrecken des Lord Mortimers, das Ziel.

Lord Hillnet ging zu Mortimer: ich dächte Mylord, Sie ließen es meinem Sohne frey hingehen, und nähmen ihn nicht mit in den Hyde Park. Sie sehen, er trifft so gut mit dem Pistol, als mit Worten! Lord Mortimer ging nach Hause, und überall, wo er William antreffen konnte, fehlte er. William sah ihn in London nicht wieder.

William lebte nun einige Tage mit Mary sehr glücklich, und seine Briefe an Fanny waren voll von Freude, voll hoher Wonne, und die arme Fanny saß da und weinte bey jedem Briefe die heißesten Thränen; sie gab den Jüngling schon verloren, sie verwünschte Mary, sie verwünschte den alten Lord, der dem Mädchen erlaubte, Williams Liebkosungen zu theilen, sie verwünschte wohl gar William selbst.

William wurde mit jedem Tage abgeschliffener, nur seine vertrautesten Freunde beehrte er noch mit seinem vertraulichen Du. Seine Kenntnisse nahmen von Tage zu Tage zu. Er las jetzt, und mit einem großen Enthusiasmus alle historische Werke, und alle Reisebeschreibungen. Sein Benehmen wurde jetzt so edel, er hatte so viel festes in dem Ton seiner Stimme, in seinen Augen blitzte der allerunerschrockenste Muth, seine Bewegungen waren so groß, daß er überall jetzt Ehrfurcht erregte, wo er erschien, und selbst flogen ihm oft die sehnsuchtsvollsten Wünsche der edelsten Mädchen entgegen.

Er behielt nichts aus seiner Thal-Erziehung übrig als das allerfeinste und reitzbarste Gefühl des allerkleinsten Unrechts, eine tiefe Liebe gegen alles Gute, und den entscheidensten Haß gegen alles Böse, und gegen allen Zwang.

William brachte nach einigen Wochen Mary zu ihren Aeltern zurück, die unendlich erfreut waren, Mary aus den Klauen des Lasters gerettet zu sehen. Man überhäufte den Retter der Familie mit den dankbarsten und ehrfurchtsvollsten Aeußerungen, und der alte Stick — er wußte selbst nicht, wie es kam — konnte jetzt bey weitem nicht so vertraut *mit William* schwatzen, als er sonst gekonnt hatte.

William verließ Mary mit den Versicherun-

gen seiner ewigen und unveränderlichen Liebe, und bath sie, sich in jeder Noth nur an ihn zu wenden. Glaube mir, liebe Mary, alles was ich vermag, ist dein! Mary hatte durch den Umgang mit der edlen Familie des Lords Hillnet selbst eine Art von Feinheit und edlem Benehmen bekommen. Es war nicht mehr, die unschuldige, naive, unwissende Mary, welche den Knaben William an ihr Herz drückte, es war Mary, durch Unglück, durch Erfahrung mit der Welt bekannt, die jetzt sogar Feinheit genug hatte, statt Liebe ihrem Beschützer nur ihre Ehrerbiethung zu versichern. Mary war ein feines Stadtmädchen geworden. William gab Mary eine Summe Geldes, welche ihr hinlängliche Mittel gab, in der vorigen Weise fortzuleben.

William kehrte nach London zurück und unter Lektüre, Briefschreiben an Fanny, und dem Studieren der Geschichte war seine Zeit getheilt. Er lachte über die Narrheiten der Welt, ohne jetzt mehr den Sonderling zu machen. Hillnets Bekannte sagten: da sieht man, wie London die Menschen formirt! der junge Mensch war ein roher Stein; er darf noch ein Jahr hier seyn, und der Stein ist brilliantirt!

So waren die sechs Monathe verflossen; nun machte sein Vater noch eine Reise durch England und Schottland, und nach dieser Reise, die ebenfalls ein paar Monathe dauerte, kamen sie endlich spät im Herbste wieder in Hillnethouse an. Sogleich warf sich William zu Pferde, und jagte zu Fanny. Fanny sah ihn vom Pferde springen, und sie erkannte ihn nicht, er flog die Stufen vor der Hausthüre herauf, sie erkannte ihn noch nicht; er öffnete die Thüre des Zimmers, er lief auf Fanny *ein, und sie kannte* ihn noch nicht, sie sah ihn be-

fremdet an; meine Fanny! rief er: Gott, William! schrie sie und warf sich in seine Arme.

William, wie hast du dich verändert! sagte sie, und schob ihn mit der Hand von sich, um ihn zu betrachten, und dann sank sie wieder an seine Brust, und rief: mein William! William wandte sich an die Aeltern Fannys, dann an den Onkle, dem er freudig die Hand both. Der Onkle wollte einen lustigen Einfall sagen, er gab ihn halb, denn William sah ihn starr an.

Verdammt! rief der Onkle: er sieht so verdammt majestätisch aus, daß der Witz nicht einmahl fort will. Fanny hatte William geliebt, jetzt bethete sie ihn an; sie konnte ihre Blicke nicht von seinem Auge wenden, sie betrachtete starr seine Lippen, wenn er redete, und verhörte darüber, was er sagte, und sah er sie an, so sank ihr Auge; sie fühlte ihr Inneres auf einmahl verwandelt; sie konnte nicht mehr mit der tändelnden Vertraulichkeit mit ihm scherzen; sie fühlte seine Superiorität. Sie hatte sich vorgenommen ihn tüchtig wegen Mary mitzunehmen, mit ihm wenigstens ein paar Stunden zu maulen, bis er verspräche ganz und gar Mary aufzugeben; allein sie hatte das Herz nicht einmahl Mary zu nennen. Wenn William ihr die Hand küßte, so fühlte sie sich dadurch geehrt, sie sah umher, ob man es auch bemerkt hatte, und wie mehr Gesellschaft sich sammelte, so verglich sie ihn mit allen jungen Männern, und in ihrem Auge sprach der Triumph, er ist der schönste, und der edelste der Männer.

Am andern Tage war zwar die alte Vertraulichkeit wieder unter ihnen hergestellt; allein sie hatten die Rollen vertauscht. William lenkte jetzt Fanny, so wie sie sonst William gelenkt hatte.

Man kam auf Mary zu reden, William floß in Lobeserhebungen über, und so weh diese dem Herzen der armen Fanny thaten, so hatte sie doch nicht den Muth etwas dazu zu sagen: sie wandte nur das Gesicht ab, und drückte eine Thräne aus ihrem Auge.

Er zeigte ihr sogar einen Brief von Mary, der sehr artig geschrieben war, und der dem armen Mädchen das Herz durchbohrte. Sie fand in diesem Briefe so heiße Versicherungen einer ewigen Freundschaft, einen so vertraulichen Ton mit William, daß ihr Auge dennoch finster wurde. Sie ging hinaus und weinte eine Stunde, und wahrhaftig mit dem kummervollsten Gefühle.

Lord Hillnet hohlte endlich seinen Sohn von Johnsons wieder ab. Man sprach von der Verbindung der jungen Leute, und Lord Hillnet war jetzt selbst der Meinung, daß man nun ohne Gefahr bald darauf denken könnte; wenn man den jungen Leuten nur noch einige Zeit erlaubte, sich vollkommen kennen zu lernen.

Ich liebe Fanny wie mich selbst! sagte William, und ich hoffe, ich werde sie glücklich machen. Mehr wie mein Leben lieb ich ihn! sagte Fanny; und ich werde glücklich seyn, wenn ich auch mit ihm das drückendste Elend theilen müßte! Lord Hillnet lächelte, und William legte seine Hand auf Fannys Herz, und sagte: wenn dieses Herz nur die Hälfte von dem fühlt, was diese Lippen sagen, so werde ich glücklich seyn! Sey nur gut, Fanny, sey nur gut, wenn du Wort halten willst.

William reisete mit seinem Vater ab, und Fanny mußte wieder auf einen Monath Abschied nehmen, weil Lord Hillnet noch eine Reise mit *William in die* Bergwerke vornehmen wollte.

Fanny zählte jeden Tag von dieſen vier Wochen, ihr Herz ſchlug ſehnſuchtsvoll dem Augenblicke entgegen, der ſie mit William vereinigen ſollte; ſie bekam von ihrem Onkle den neuen Nahmen, Mühmchen Traumbild; denn das arme Mädchen träumte wo ſie ging und ſtand, antwortete immer verkehrt auf alles, was man ſie fragte, ſah ihrem Onkle ſtarr ins Geſicht, lächelte, und antwortete kein Wort.

In dieſen ſüßen Träumen figurirte auch Mary, und gewöhnlich in einer Hauptrolle. Fanny machte ſie zu einer Buhlerinn, deren Netze aber, welche ſie William legte, von ihren Reitzen ſchnell zerriſſen wurden. Die arme Mary kam bey dieſen Träumen immer am Ende ſchlecht weg. William verließ ſie zuletzt, um in Fannys Armen ein Glück ohne Maß zu finden.

Durch dieſe Träumereyen aber wurde Fannys ganze Neugierde rege gemacht, Mary zu ſehen; dieſe Neugierde wuchs ſo heftig, daß ſie ſich endlich über alle Bedenklichkeiten, die ſie dabey haben konnte, hinwegſetzte. Sie fuhr einen Morgen nach dem Dorfe, wo Stick wohnte. Sie kam an. Sie hatte ſich einen Vorwand erfunden, mit Anſtand zu ihnen gehen zu können. Sie öffnete ein Zimmer, und ſah an einem Tiſche ein Frauenzimmer ſitzen, welches ſchrieb. Es war Mary. Mary ſtand auf, und trat mit einem edlen Anſtande auf Fanny zu, und empfing ſie ſehr artig und beſcheiden.

Mary war noch mehr, als Fanny erwartet hatte. In einem beſcheidenen aber ſehr geſchmackvollen Anzuge, ſchön wie eine Grazie ſtand ſie da, und Fanny hatte ihre ganze Rolle vergeſſen. Eine *Demüthigung* für Mary ließ der armen Fanny auf

die Lippen, und sie ärgerte sich noch mehr, weil ihr Mary's Anstand den Muth nahm, sie heraus zu sagen.

Sie wohnen ja sehr artig, Myß Mary! sagte sie endlich mit einem spitzigen Tone. Sir Hillnet ist so freundschaftlich für meine Bequemlichkeit zu sorgen. Er nennt mich seine Freundinn —

So? sehr spitz.

Und ich glaube es zu verdienen, daß er mich so nennt.

Warum nicht? Sie sind ja schön genug?

Schön? ich glaube, Sir Hillnet legt gewiß nicht darauf einen so hohen Werth, daß er einer Larve seine Freundschaft schenkte.

So sprachen die beyden Mädchen, verbeugten sich dabey tief gegen einander, und beyder Wangen glühten. Fanny fühlte, daß eine Erzählung von dieser Art Gesprächs bey William eine sehr ungünstige Wirkung haben könnte; sie lenkte also ein, und nahm sich so zusammen, daß Mary am Ende mit Myß Fanny sehr zufrieden war, und sie schieden sehr freundschaftlich auseinander.

Auf dem Rückwege aber senkte Fannys geschäftige Fantasie tausend Dornen in ihr Herz. Sie lag still hinten an den Polstern des Wagens, und sann geschäftig drauf, sich selbst zu martern. Sie hatte Mary erklärt, daß sie Williams Frau würde. Mary hatte gelächelt, und mit einem spöttischen Tone so? geantwortet. Mary hatte kurz vor dem Abschiede gesagt: wenn ich William nur noch einmahl sprechen könnte vor der Hochzeit! Aus diesen Kleinigkeiten setzte sich Fanny das abenteuerlichste Gemählde zusammen.

Sie lächelte, wie ich ihr sagte, er heirathet mich. Wahrhaftig, als wenn sie sagen wollte:

ſo weit iſts noch nicht! und wie ſie nun endlich überzeugt wurde, ſo wünſchte ſie ihn noch einmahl vor unſrer Hochzeit zu ſprechen. Warum? warum gerade vor unſrer Hochzeit? doch wahrhaftig aus keinem andern Grunde, als weil die Buhlerinn glaubt, ihn noch wankend zu machen.

Es iſt wahr, gelächelt hatte Mary, und bloß ſo? geantwortet; allein auf keine Weiſe ſpöttiſch, ſondern aus voller herzlicher Freude. Sie hatte ſich überredet, daß William ſie liebe. Mary war eben ſo gut Mädchen als Fanny. Wenn er ihr erzählte: Fanny wird meine Frau! ſo wußte ſie zwar nicht, was ſie davon denken ſollte: indeß ſie beruhigte ſich dennoch wieder bey dem Gedanken: er liebt mich; denn ſie ſah ja ſeine Entzückungen, wenn ſie in ſeinen Armen lag, ſie fühlte ja, wie heiß ſeine Küſſe waren, welche er ihr auf ihre Lippen drückte. Sie fühlte ſich durch ſeine Liebe geehrt; allein ein ſonderbares Etwas hielt ſie kalt gegen ihn. Sie mogte ſich prüfen wie ſie wollte, ſo lief dieſes ſonderbare Etwas darauf hinaus: ſie fühlte ſich ſeiner nicht werth. Sie war zwar entſchloſſen ihm ihre Hand zu geben, wenn er ſie fordern ſollte, und in dieſer Rückſicht nahm ſie ihre Zeit in London für ihre Bildung wahr. Sie ließ nicht eine Minute dahin gehen, ohne nicht etwas für den Wunſch zu thun mit Anſtand als die Gemahlinn des Sir Hillnets erſcheinen zu können.

In dieſem Gedanken wurde ſie noch mehr beſtärkt, da William, wie er ſie wieder zu ihrem Vater gebracht hatte, für alles ſorgte, was zu einem bequemen Leben gehört. Indeß es war mehr Dankbarkeit als Liebe, was ſie gegen ihn fühlte, und davon wurde ſie ſehr bald überzeugt. Sie ſah hier bey ihrem Vater den Sohn des Predigers

dieſes Dorfs. Der junge Menſch zeigte Mary gleich bey den erſten Blicken, wie groß der Eindruck geweſen war, welchen ſie auf ihn gemacht hatte. Von Blicken kam es zu Händedrücken, von Händedrücken zu Worten: der junge Hyde entdeckte ſeufzend und mit Thränen Mary, daß er nicht ohne ihren Beſitz leben könne. Die arme Mary antwortete nichts, nur ein paar Thränen traten ihr in die Augen, und ſie drückte dem jungen Hyde die Hand ein wenig, wie ſie die ihrige losmachte.

Hyde folgte ihr überall, und überall verſicherte er Mary ſeine heißeſte Liebe; Mary konnte die Hand nicht verſchenken, die ſie als Williams Eigenthum betrachtete; ihr Herz fühlte ſie, mit einem tiefen Seufzer, war ſchon das Eigenthum des liebenden Hyde.

Wie ihr nun Fanny erklärte, daß ſie Braut von William ſey, ſo fiel ihr der ſchwere Stein ihres Kummers vom Herzen. Sie konnte nun dem jungen Hyde ſagen: ich liebe Sie. Dieſer Gedanke ſchuf das Lächeln auf ihre Lippen, und zerſtreute ſie ſo, daß ſie nichts mehr antwortete, als das zweydeutige So?

Wie Fanny von ihr ging, entfuhr Mary auch der Wunſch, doch noch einmahl vor ſeiner Hochzeit ihren großmüthigen William zu ſprechen, denn jetzt konnte ſie es ihm entdecken: William, ich liebe den jungen Hyde, und konnte ihn bitten, dem jungen Menſchen eine Stelle zu verſchaffen, die ihm und ſeiner Mary und ein paar Kindern Brot gäbe; denn, dachte Mary, nach der Hochzeit, Fannys Mann? ſollte der wohl ſo großmüthig ſeyn als er jetzt iſt?

Mary, ſo bald Fanny fort war, ging ſogleich mit ihrem Strickſtrumpf ein wenig ins Gebüſch, den

Lieblingsort des jungen Hyde. Sie traf ihn hier, eine schöne Röthe stieg auf ihre Wangen, wie sie ihn erblickte. Er küßte ihre Hand, er seufzte, er betrachtete sie mit nassen Augen, und Mary seufzte wieder, und betrachtete ihn mit Lächeln. Hyde sah ihr zärtlich ins Auge. Dem Blicke konnte Mary nicht widerstehen. Hyde! seufzte sie: Mary! er, und nach fünf Minuten lag er schon in Marys Armen, und erntete von ihren Lippen die ersten furchtsamen Küsse der Liebe.

Während daß Mary die ganze Gluth der Liebe in Hydis Armen genoß, zerriß die wüthendste Eifersucht der armen Fanny Herz. Sie machte tausend Plane, Mary zu entfernen, und keiner war möglich. Weinend stieg sie aus dem Wagen, sie war den Abend unleidlich, und der Onkle schlich um sie her, und fragte bald dieß bald jenes, und bekam kurze Antworten.

Endlich stahl er ihr dennoch ihr Vertrauen. Glauben Sie mir, liebster Onkle, sagte Fanny weinend: das Mädchen macht mich unglücklich. Ich wollte mein ganzes Vermögen darum geben, daß sie verheirathet wäre!

Hm, Kind! sagte der Onkle! wir wollen sie verheirathen, und Fanny fiel ihrem Onkle um den Hals, und erstickte ihn fast mit ihren Küssen, und der ganze Plan wurde ausgearbeitet. Der Onkle hatte eins seiner Güter einem jungen hübschen Manne verpachtet, der jetzt auf Freyers Füssen ging. Er ließ ihn kommen. Hören Sie, Loyd, wollen Sie ein hübsches Mädchen, ein gebildetes, ein gutes Mädchen mit 400 Pfund heirathen, so schlagen Sie ein. Loyd schlug ein, und reisete den andern Tag schon mit einem Briefe von dem Onkle, in welchem er Mary eine Aussteuer von vierhundert

Pfund verſprach, wenn ſie den Ueberbringer des Briefs heirathen wollte, zu Stick ab.

Loyd ſah Mary, und war voll Entzücken. Er übergab dem alten Stick ſeinen Brief, und der alte Stick fiel dem jungen Mann um den Hals, wie er den Brief geleſen hatte. Mary ſah die Ceremonie und lächelte, allein ihr Lächeln verſchwand, und eine Todtenblaſſe ergoß ſich über ihr Geſicht, da Stick ihr den Loyd als ihren künftigen Mann vorſtellte.

Ich will mich bedenken! ſtotterte Mary endlich.

Was bedenken? rief der Alte: ſchlag ein, gib ihm einen Kuß: ſo iſt es engliſche Sitte! Loyd hielt ſeine Hand hin, aber Mary bewegte ſich nicht. Ihr Vater redete auf gut ſoldatiſch, Loyd rechnete ſein Vermögen ihr vor, und bey jedem hundert Pfund wurde Stick noch ſoldatiſcher; endlich mußte Mary ſelbſt Loyd zu ihrem Fürſprecher erbitten. Das half. Loyd meinte, Mary würde ſich wohl beſinnen, und Stick, ſie ſollte ſich beſinnen, und die arme Mary weinte.

Noch denſelben Tag nahm Mary einen Augenblick wahr, eben da ihr Vater abweſend war und erklärte mit großem Ernſt dem Herrn Loyd, daß ſie lieber ſterben als ſeine Frau werden wolle; allein Loyd hielt ſich an des Vaters Verſprechen, und an des Onkels Erbiethen, die ſchöne Mary auszuſtatten. Er ließ ſeine Hoffnung nicht ſinken, und er that, wie der Vater wieder heimkam, noch einmahl den Antrag und erhielt von dem alten Stick das feyerlichſte Verſprechen mit einem kräftigen Fluche beſiegelt.

Man wollte Mary überreden, der Vater wandte Bitten, Drohungen, Flüche eins ums andere

an, allein Mary ſetzte dem Alten ſo viel Mitleid erregende Tiraden, ſo ſchöne Thränen, und zur rechten Zeit ein ſo lautes Geſchrey entgegen, daß der alte Stick ſchon anfing zu wanken, und mit einem ſo geh zum Teufel! den Handel beendigen wollte. Loyd meinte; ſie ſolle es beſchlafen, und dabey blieb es.

Stick begleitete ſeinen künftigen Schwiegerſohn zu Fannys Onkle, um hier das Nähere zu hören, und die Sache wegen der vierhundert Pfund Mitgabe in Richtigkeit zu bringen. Man erzählte dem Onkle, daß Mary nicht wolle. Sie muß wollen! rief Fanny dazwiſchen! Er iſt Vater, Stick er muß ihr durch den Sinn fahren. Ich lege noch zweyhundert Pfund Ausſteuer zu, wenn er von hier bis acht Tagen Marys Jawort erhält.

Ein Wort ein Mann, gnädiges Fräulein, daß das Mädchen die Gnade nicht erkennen will!

Schäm er ſich Stick, er iſt Soldat geweſen, und er kann nicht einmahl ſeine Tochter zwingen.

Fanny redete ſo eifrig auf dem alten Stick ein, und wußte ſo geſchickt ſeine Kriegsthaten als Beweggründe anzuführen, daß Stick ſchwur: Sie ſollen glauben, Fräulein Fanny, ich bin vor den Franzoſen gelaufen, wenn nicht zwiſchen hier und acht Tagen Mary Loyds Frau iſt, und ſo ging er wieder heim.

Er trat in das Zimmer mit einer gerunzelten Stirn, er warf ſeine Flinte in eine Ecke, Mary ſaß da und weinte. Er harrte, Mary ſollte anfangen; allein Mary ſchwieg.

Biſt du vernünftig, Mary? fragte er.

Ich kann ihn nicht nehmen, und zwingen Sie *mich, ſo weiß ich was ich zu thun habe.*

Drohen willſt du Puppchen? Er faßte Mary

bey der Hand und führte sie auf eine Dachkammer. er stieß sie hinein, und rief ihr nach: hier bleibst du bey Wasser und Brot, bis du sagst: ich will Loyds Frau seyn.

Mary warf sich auf ein Bette, sie schluchzte, sie wollte verzweifeln, sie kannte ihren Vater. Stick kam selten so weit, daß er seiner Mary etwas zu Leide that; allein sein Wort hielt er auch äusserst strenge, auch, nach seiner eigenen Behauptung, wenn er Unrecht hatte; denn, sagte er: man muß bey Autorität bleiben.

Hyde kam zu Sticks und hörte sehr derb die Geschichte Marys erzählen, und durfte es nicht einmahl wagen, eine Vorbitte für Mary einzulegen; allein wie der alte Stick sich niedergelegt hatte, gab er der lieben Gefangenen seine Gegenwart durch Husten zu erkennen. Mary öffnete das Fenster, und bath den Geliebten um Papier, Feder und Tinte.

Hyde brachte es, und brachte auch Licht. Mary schrieb einen Brief an Fannys Onkle, worin sie ihm bey allem was heilig war, anflehete, sie nicht ins Unglück zu stürzen. Hyde besorgte den Brief, und den dritten Tag brachte Loyd Antwort.

Stick gab Mary den Zettel mit den Worten hinein: du sitzt hier, und wenn du neunzig Jahre hier alt werden sollst. Loyd ist unten, willst du seine Frau werden?

Nein, antwortete Mary: Lieber sterben! und sie öffnete den Zettel. Fanny hatte ihn geschrieben. Sie sagte ihr ganz trocken, sie müsse den jungen Loyd heirathen, und sie würde ihrem Vater nie den Rath geben, der eigensinnigen Mary wegen eine so gute Parthie aus den Händen zu lassen.

Wo ist William? rief sie dreymahl in den

Uebermaße ihres Schmerzens. Sie ſetzte ſich ſogleich nieder und ſchrieb ihm in dieſer bittern Stunde des Grams und des Zorns dieſe paar Worte.

„Von allen Menſchen verlaſſen wendet ſich die unglückliche, mit der Verzweiflung ringende Mary, an den beſten der Menſchen, an William Hillnet. Zweymahl haſt du mich gerettet, rette mich zum drittenmahle aus den Händen der Grauſamen, die ſich verſchworen haben, mich für meine Lebenszeit elend zu machen. Mary Stick.“

Sie warf dieſen Zettel ihrem Hyde hinab, und er verſiegelte ihn, und ſandte ihn ſogleich nach Hillnethouſe; allein William war noch nicht zurück. Endlich kam er an, er ſtieg nicht aus, ſondern er fuhr ſogleich zu Fanny. Er flog in ihre Arme, mit dem lauten triumphirenden Geſchrey: Du biſt mein! Fanny! du biſt mein! Wann du willſt. Heute! Morgen! wann du willſt! mein Vater iſt bereit! — O meine geliebte Fanny!

Fanny lag mit dem wollüſtigſten Gefühle an der Bruſt des ſchönen Jünglings, und ſchmeckte in dieſer engen Umarmung ſchon voraus das Glück ihrer künftigen Tage. William war in dem Taumel der höchſten Wonne. Er erzählte dem entzückten Mädchen, daß er endlich ſeinen Vater beredet habe, ſeine Einwilligung in ihre Verbindung zu geben. Sein Vater würde Morgen ſelbſt kommen, und ſeiner Tochter, ſeiner Fanny den väterlichen Segen geben.

Er ſaß bey Fanny bis Mitternacht, und träumte mit ihr von den ſeligen Tagen der Zukunft, Fanny belohnte ihm jeden Traum mit ſehr wirklichen und liebevollen Küſſen, und am andern Morgen fiel ſie aus den Armen ihres Vaters in die Arme ihrer Mutter, und rief: o wie glücklich werde ich ſeyn!

Man hoffte auf Lord Hillnet, und um zehn Uhr ſchon war er da.

William und Fanny eilten beyde einander umſchlungen an den Wagen. Der Lord ſtieg aus, und drückte die beyden Glücklichen an die Bruſt: o meine Kinder! rief er mit thränenden Augen: Gott, der Allerhöchſte ſegne euch, und gebe euch Tugend und Weisheit! Fanny noch einmahl frag' ich dich, hier unter dem heiligen Gewölbe des Himmels: Haſt du ein Herz für William? Biſt du gütig? Biſt du menſchlich? Mädchen, du wirſt das glücklichſte Weib ſeyn, wenn du gut biſt! aber — Gott gebe es, Gott gebe es!

Ich bin gut, ich werde gut werden! rief Fanny tief gerührt und ſchluchzte an der Bruſt des alten Lords.

Während des gab ein Domeſtik, der zu Pferde mit dem Lord gekommen war, William Marys Billet. Von wem? fragte William. Ein Fremder hat es abgegeben!

William erbrach das Billet, las, wurde blaß. Was iſt dir, beſter William? fragte Fanny voll Schrecken. Nichts, liebſte Fanny, als ich ſoll eine Unglückliche retten. Kann ich dir ein beſſeres Hochzeitgeſchenk bringen, als eine gerettete Unglückliche? — Vater, du gibſt mir deinen Wagen auf heute. Morgen bin ich wieder hier.

William! rief Fanny erſchrocken! heute? das hätte ja Zeit!

Rettung hat nie Zeit, liebſte Fanny. Er ſchloß ſie in ſeine Arme, er drückte ſeine Lippen auf ihre. Bis Morgen, Fanny! und ſo bald ich aus dem Wagen trete, gehen wir an den Altar. Vater, tröſte Fanny. Der Vater nahm ſie unter den Arm, und führte ſie hinein. William ſprang in den Wa-

gen, ſagte dem Kutſcher nach Holyſtone, und dahin gings in vollem Gallope.

Der Wagen hielt vor Sticks Hauſe, William ſprang aus dem Wagen, und riß die Thüre des Zimmers auf. Wo iſt Mary? rief er voll Ungeduld. Stick, dem es nicht ſo ganz ruhig bey dieſer Frage in der Bruſt wurde, wollte anfangen zu erzählen. Wo iſt Mary? wo iſt ſie? dieſe Frage unterbrach ſeine Erzählung bey jedem dritten Worte. Oben! ſagte Stick, und William war ſchon die Treppe hinan. Mary, wo biſt du? Dieſe Stimme drang zu Marys Ohren. William! rief ſie, und ſchrie laut: Gott lob! Gott lob!

Oeffne die Thüre, Mary!

Ich kann nicht, ich bin eingeſperrt!

Eingeſperrt? All ſein Blut trat in ſeine Wangen. Er wollte eben die Thüre einwerfen, als Stick mit dem Schlüſſel erſchien, die Thüre öffnete ſich und Mary lag in Williams Armen. Entzückungen von beyden Seiten. Mary ging mit William die Treppe hinab, und der alte Stick folgte ihnen geduldig nach.

Eingeſperrt? — und warum liebſte Mary? wer hat dich eingeſperrt? Stick, was hat dir Mary leides gethan? Stick, Stick, ich habe dich lieb gehabt, aber was hat Mary gethan?

Lieber Sir, ſie hat mir es auch zu bunt gemacht. Gott weiß, wie lieb ich das Mädchen ſonſt habe —

Aber was haſt du denn verbrochen, Mary?

Mary fing an zu erzählen, wie man ihr Loyds Hand habe aufzwingen wollen, wie ihr Vater ſie eingeſperrt habe, wie ſie da verlaſſen von allen Menſchen fruchtloſe Thränen vergoſſen, und unnütze Klagen ausgeſtoſſen habe.

Man

Man kann denken, welche Wirkung diese Erzählung auf William machte, der nichts, nichts feuriger haßte, als den Zwang in diesem Puncte. Er fiel nun auch über den alten Stick mit einer Heftigkeit der Vorwürfe her, deren er sich bis jetzt noch nicht bewußt gewesen war.

Stick fing an sich zu entschuldigen; allein der Jüngling entkräftete alle Entschuldigungen. Nein, Stick, sagte er zuletzt: du bist nicht werth, Marys Vater zu heißen, du hast sie wie ein Irokese behandelt.

Stick hielt dem Jünglinge die Hand hin: Bey Gottt, Sir, das dürfte mir kein andrer sagen als Sie, Sir William! da schlagen Sie ein, und halten Sie mich für einen Christen! William schlug ein, und küßte den alten Mann auf den Mund. Auch, fuhr Stick fort: wäre ich wohl nicht so hart gegen Mary gewesen, wenn man mich nicht aufgehetzt hätte.

Aufgehetzt? fragte William; und wer? wer hat dich aufgehetzt?

Myß Fanny!

William sprang zwey Schritte zurück, und sah starr dem alten Stick in die Augen, und fragte noch einmahl und auffahrend: wer? wer?

Myß Fanny Johnson.

Stick, ich bitte dich, du weißt nicht, was du sagst! Aufgehetzt? dich? gegen Mary? sie einzusperren? große Schweißtropfen hingen auf Williams Stirn

Stick erzählte nun die Begebenheit, und William setzte sich und legte sein Gesicht in beyde Hände, und schluchzte. Plötzlich sprang er auf, und rief: nein, Stick! du irrst! das kann Fanny nicht! *das kann sie nicht.*

Mary reichte indeß Fannys Billet dem Jünglinge hin: er las es, er glühete, er zitterte Mary, das hat dir Fanny geschrieben? er hohlte einen tiefen Seufzer, er schlug die Augen an die Decke, und ging hinaus.

Nach einer Stunde kam er von einem melancholischen Spatziergange wieder zurück, und hatt noch immer Fannys Billet in Händen. Es setzt sich zu Mary nieder, er drückte ihre Hand: arm Unglückliche, von nun an soll kein Mensch dich wieder verfolgen! Von jetzt an bist du mein Eigenthum

Eben hatte Mary schon den Mund geöffnet um dem edlen Jünglinge ihre Liebe zu Hyde z gestehen, und diese Worte entlockten ihr eine Schauer, und verschloß ihre Lippen wieder. Si mußte ihm nun die Begebenheit im Zusammenhan ge erzählen, und immer rief er mit Händeringe dazwischen: armes, armes Mädchen, womit hat test du Fanny beleidigt? arme Unschuldige, wa hattest du denn ihr gethan? Werde ich denn nich einen Menschen finden, der gut ist, der ein mensch lich Herz hat? Was hatte das arme Mädchen di gethan, Fanny, daß du sie so verfolgtest? Nein es ist vorbey! es ist vorbey!

Unter diesen Ausrufungen verging der Abend Mary wollte Fanny entschuldigen. Nein, Mary sagte dazu kein Wort! Er legte die Hand auf Herz, und ein paar große Thränen rollten über se ne Wangen. Dieses Herz entschuldigt sie mehr wi du. Nein, Mary, du hattest ihr nichts gethan du warest unschuldig, und sie wollte dich auf L benslang unglücklich machen, und sie wußte es, w sehr ich dich liebte.

Eben das, sagte Mary: daß du mich liebte

— aus Liebe zu dir, William wollte sie mich zwingen Loyd meine Hand zu geben.

Aus Liebe zu mir, einen Unschuldigen unglücklich machen? O du höchste erbarmende Gottheit, gib ihr ein menschliches Herz!

Er ging mit thränenden Augen, und kein Schlummer bedeckte die Nacht sein Auge. Am andern Morgen war er schon vor der Sonne auf. Er weckte Mary, nun komm, Mary, von jetzt an meine Mary! Erst sollen die grausamen Menschen zu mir, ehe ihre Schläge dich treffen sollen! Mary stand und weinte abgewandt von ihm. Mehr als zehnmahl wollte sie sich zu ihm wenden, sie streckte schon den Arm aus, sie öffnete schon die Lippen, zu reden, sie beugte schon die Knie, um sich vor ihm nieder zu werfen; allein William sah mit finstrer Stirn durch das Fenster an den Himmel, und Thränen rollten dabey über seine Wangen, und das benahm der armen Mary den Muth, sich ihm zu entdecken.

Die Pferde waren vorgehängt, immer ängstlicher ward Mary, sie lief ans Fenster, sie lief an die Thüre, sie drückte William die Hände; und William fühlte es nicht. Er hob sie in den Wagen, und setzte sich zu ihr. Der alte Stick wünschte glückliche Reise. Mary lehnte sich aus dem Fenster und sah in die Gegend, wo Hyde wohnte, und William schüttelte den Kopf und murmelte: Gott, so boshaft! und dahin flog der Wagen.

Ein gröſseres Schrecken hat wohl nicht leicht Jemand gehabt, als Fanny, da sie an den Wagenschlag stürzte, und Mary bey William sitzen sah. Sie wollte eben William ausschreyen, und die Lippen blieben so geöffnet, ohne daß ein Ton hervor kam. Ein Bedienter öffnete den Schlag.

und Mary zögerte mit dem Herausſteigen. William betrachtete Fanny mit ſtarren Blicken, ohne eine Bewegung zum Ausſteigen zu machen. Die Aeltern, die vor der Thüre ſtanden, befürchteten ein Unglück, und eilten jetzt alle zum Wagen.

Fanny las in Williams Augen ſeinen Unwillen, ſie zitterte, ſie ward blaß, ſie wollte reden, und vermogte kein Wort hervorzubringen. Mary weinte, und William verſicherte ihr ſeinen Schutz, und ſeine Liebe mit den innigſten Betheurungen.

Lord Hillnet hob endlich Mary aus dem Wagen. William kam endlich auch heraus. Der Onkle war verlegen, Fanny ſtand da wie eine Bildſäule, Mary ſchluchzte jetzt laut, und drängte ſich an William, William tröſtete Mary, und ſah von der Seite mit einem naſſen Auge nach Fanny.

Lord Hillnet ſchüttelte den Kopf, und bot Fanny den Arm mit den Worten: komm, meine Tochter! Fanny ſah ihn ſtarr an, und ließ ſich von ihm ins Haus ziehen, William zog Mary ebenfalls in das Haus, der Vater fragte den Onkle; was gibts denn, lieber Schwager?

Teufeleyen! antwortete der hitzig: dumme Streiche! da hat der Teufel das Mädchen immer zu Fannys Geiſſel!

Endlich war man denn allerſeits im Zimmer. Fanny lehnte ſich zitternd und blaß an einen Schrank, und ſah zum Boden, ſchlug einen ſchnellen Blick auf William, und traf ſein Auge ſie, ſo wandte ſie es wieder nieder. William hatte Mary an der Hand, und ſchlug ſtarre Blicke auf Fanny, dann an die Decke. Mary verbarg ihr Geſicht in ein Schnupftuch, der Onkle ſtieß einen Hund, der an ihm hinaufſprang mit dem Fuße, und rief: geh zum Teufel, Beſtie! Lord Hillnet hatte ſich in

ein Fenſter gelehnt und betrachtete ſeinen Sohn, und Fannys Aeltern ſahen ſich verlegen an. Jedes fühlte, es ſey nicht alles, wie es ſollte, ohne eigentlich zu wiſſen, was? —

Endlich fing William mit einer ſanften Stimme an, und hielt noch immer Marys Hand feſt: Fanny, ich habe dich geliebt, — ich liebe dich noch, wie mich ſelbſt; rede, Fanny, was hatte dir dieſes unſchuldige Mädchen gethan, daß du ſie verderben wollteſt?

Mary ſchluchzte jetzt laut auf. Weine nicht, Mary, fuhr William zu Mary fort: weine nicht, meine ſchöne Mary, du biſt unter dem Schutz deines Williams! bey Gott, deines Williams!

Deines Williams? ſchrie jetzt Fanny, und wurde roth wie eine Fackel: deines Williams? wie Buhlerinn, du wagſt, es —

Mary drängte ſich an William, und William rief laut: ſey ohne Furcht, Mary! Mary! ſey ohne Furcht, ich ſchütze dich! Fanny ſprang an die Thüre. Nein, Fanny, rief William: nein! geh nicht Fanny! — Sprich, was that dir dieſe unſchuldige Seele zu Leide?

Fanny riß ihre Hand aus Williams Hand, und ſah ihn wüthend an: ſoll ich ihr etwa huldigen; dem elenden Mädchen? was willſt du von mir?

Wie? iſt das Fanny? rief William mit entſetzlicher Stimme, und flog zu ſeinem Vater, ſank vor ihm in der Betäubung nieder, und benetzte ſeine Knie mit Thränen, und ſchluchzte: ich bin betrogen!

Lord Hillner hob ihn auf. Er drückte ihn an ſeine Bruſt, und ſagte: William ein Richter muß ruhig ſeyn! Erhohle dich! vielleicht iſt Fanny unſchuldig.

Unschuldig? sieh, welche Blicke sie auf die gute Mary schleudert. Vater, eingesperrt hatten sie Mary, und Fanny hatte den Vater gegen sein eigenes Kind aufgehetzt; den Vater gegen sein Kind! O großer Gott! das hat Fanny gethan! — O Fanny! er wandte sich mit sanfter Stimme an Fanny: — O Fanny, fühlst du das Unrecht, das du meiner lieben Mary gethan hast?

Meiner lieben Mary! die Worte setzten Fanny ausser sich. Sie sah Mary von der Seite fürchterlich an, und auf einmahl rief sie heftig der armen Mary zu: fort, du Elende, fort! verlaß mein Haus!

William hob beyde Arme mit einem lauten Geschrey auf, sprang auf Mary zu, umarmte sie, hob sie auf, und trug sie hinaus. William! schrien alle hinter ihm drein. William, mein William! rief Fanny jetzt mit fürchterlicher Angst; allein der Jüngling war betäubt zum hören, er warf Mary in den Wagen. Die Pferde standen noch vor dem Wagen, weil Mary nach Hillnethouse sollte. William stieg ein, warf sich Mary in die Arme, rief: nach Hillnethouse! und der Wagen rollte davon, eben, wie Fanny laut schreyend auf den Hof sprang, um William zu halten.

Fanny stürzte sich jetzt wieder in das Zimmer, und rief: ich habe ihn verloren! Man sah sich einander verlegen an, man fragte: was ist denn? wie ist das zugegangen? Niemand wußte es recht, wan war betäubt, der Onkle ging im Zimmer umher und pfiff aus Leibeskräften vor lauter Wuth, Lord Hillnet gestand, daß er von der ganzen Begebenheit nicht die Hälfte verstehe, und daß er am besten thun würde, wenn er nach Hillnethouse ginge,

um sich Licht darüber zu verschaffen. Er ging dahin ab, und versprach der Familie Nachricht zu geben.

Während deß war William schon mit Mary in Hillnethouse angekommen. Er zwang sich ruhig zu seyn, er wies Mary ein Zimmer an. Sieh hier, liebe Mary, hier hast du die schönste Aussicht. Er öffnete ein Fenster, verschloß es wieder ehe Mary einen Blick herausgethan hatte, und warf sich dann trostlos auf einen Stuhl. Hier wollen wir glücklich seyn! sagte er jetzt freundlich: nein, es ist auf ewig vorbey! rief er nun wieder.

Mary betrachtete ihn eben so trostlos als er war. Sie dachte an Hyde, und wünschte recht sehnlich Williams Aussöhnung mit Fanny; allein sie sah wohl, daß es jetzt noch zu stürmisch in Williams Kopfe war, um diese Vorstellung ertragen zu können. Mary schwieg und hoffte, und William wollte verzweifeln.

Wie Lord Hillnet zurück kam, so stellte er zuerst ein förmliches Examen sowohl mit William als auch mit Mary an, und nun sah er denn bestimmt, daß die Eifersucht Fannys auf Mary diese Trennung der jungen Leute verursacht habe. Er machte William mit dieser Seite der Liebe bekannt; allein William behauptete, daß auch die Eifersucht bey guten Menschen die Farbe des Guten haben müßte, und doch hörte er mit inniger Freude, daß sein Vater Fanny vertheidigte. Zwar konnte er nur nicht begreifen, wie Fanny die arme Mary habe unglücklich machen wollen; allein er folgte doch dem Rathe seines Vaters und seiner Mary und hauptsächlich der Stimme seines eigenen Herzens, die alle drey Fanny für weit unschuldiger erklärten, als er sie selbst zu halten schien.

Je ruhiger William wurde, und je lauter

wieder die Liebe zu Fanny sprach, um desto fröhlicher wurde auch Mary wieder. Williams Verbindung mit Fanny war auch das Ziel ihrer Wünsche; ja sie hätte sogar jetzt schon William ihre Liebe zu Hyde gestanden, wenn nicht eine kleine Eitelkeit sie zurück gehalten hätte.

Sie hatte Fannys Partey genommen, sie gab sich die allersinnlichste Mühe, die Neigung des Jünglings zu Fanny wieder anzufachen, sie erhob ihre Reitze, sie sprach immer mit der zärtlichsten Achtung von der natürlichen Güte ihres Herzens, sie bekannte, daß sie an Fannys Stelle vielleicht noch weiter gegangen seyn würde; und alles dieses ließ ihr so natürlich, daß selbst Lord Hillnet ihre Großmuth bewunderte, und William sie jetzt nicht anders nannte, als meine edle Mary!

Mary empfand sehr wohl, daß ihre Großmuth ziemlich eigennützig war; allein sie konnte es auf keine Weise über sich erhalten, das zu gestehen. Der Lord nannte sie meine edle Tochter, William bethete sie an, Lady Hillnet sagte: sie wäre ohne Beyspiel. Es war zu viel verlangt, das Lob einer ganzen so edlen Familie aufzugeben. Sie schwieg, und ertrug geduldig die Entfernung von dem geliebten Hyde, dem sie doch aber in einem kleinem Briefe, die heiligsten Versicherungen ihrer Liebe gab.

Indeß William that keinen Schritt zur Versöhnung, und wenn Mary ihm deßwegen anlag, so antwortete er: Geduld, liebe Mary; ich werde ja sehen, ob mich Fanny wirklich liebt. Er hatte bey sich wenigstens das beschlossen, den ersten Schritt zur Wiederversöhnung nicht zu thun. Es ist eine Probe ihrer Liebe, mein Vater! sagte er zu Lord

Hillnet, und zugleich eine Warnung für die Zukunft.

Das dauerte denn doch der armen sehnenden Mary zu lange. Sie setzte sich einen Tag nieder, und schrieb an Fanny einen Brief, worin sie ihr sagte, daß William sie noch eben so heiß liebte als sonst. Er hat beschlossen, schrieb sie: Sie Ihrem Herzen und Ihrer Liebe zu überlassen, und er glaubt, daß diese Sie endlich wieder an sein Herz zurück führen werden. Wenn Sie, gnädiges Fräulein, nur einmahl den edlen Jüngling sehen sollten, wie er nach diesem Augenblicke so sehnlich seufzte, worin er wieder zum erstenmahle von den Lippen seiner Fanny den Nahmen, mein William! hören wird, Sie würden jede Bedenklichkeit vergessen, und den Augenblick beschleunigen, der Sie wieder mit dem besten und edelsten der Männer vereinigt.

Fanny erhielt diesen Brief, sie las ihn, sie schrie vor Freuden auf, sie wäre jetzt Mary um den Hals gefallen, wenn sie da gewesen wäre; er gab ihren Hoffnungen neues Leben, und erfüllte ihre Träume wieder mit Scenen der Liebe und des Entzückens. Indeß nach und nach wurde ihre Fantasie ruhiger, und Fanny überlegte: Mary hatte den Brief geschrieben; schon etwas saures, der verhaßten Mary diese entzückende Nachricht verdanken zu müssen. Man vermuthete geheime Absichten, Schlingen, Fallstricke bey diesem Briefe; denn er kam aus Marys Händen.

Fanny saß, und sann, den Brief in der Hand, und überlegte. Ja, gewiß! Mary hat den Brief schreiben müssen! William kann nicht länger ohne mich leben: das falsche Mädchen würde sich wohl gehütet haben, mir diese Freude zu machen, wenn

wieder die Liebe zu Fanny sprach, um desto fröhlicher wurde auch Mary wieder. Williams Verbindung mit Fanny war auch das Ziel ihrer Wünsche; ja sie hätte sogar jetzt schon William ihre Liebe zu Hyde gestanden, wenn nicht eine kleine Eitelkeit sie zurück gehalten hätte.

Sie hatte Fannys Partey genommen, sie gab sich die allersinnlichste Mühe, die Neigung des Jünglings zu Fanny wieder anzufachen, sie erhob ihre Reitze, sie sprach immer mit der zärtlichsten Achtung von der natürlichen Güte ihres Herzens, sie bekannte, daß sie an Fannys Stelle vielleicht noch weiter gegangen seyn würde; und alles dieses ließ ihr so natürlich, daß selbst Lord Hillnet ihre Großmuth bewunderte, und William sie jetzt nicht anders nannte, als meine edle Mary!

Mary empfand sehr wohl, daß ihre Großmuth ziemlich eigennützig war; allein sie konnte es auf keine Weise über sich erhalten, das zu gestehen. Der Lord nannte sie meine edle Tochter, William bethete sie an, Lady Hillnet sagte: sie wäre ohne Beyspiel. Es war zu viel verlangt, das Lob einer ganzen so edlen Familie aufzugeben. Sie schwieg, und ertrug geduldig die Entfernung von dem geliebten Hyde, dem sie doch aber in einem kleinem Briefe, die heiligsten Versicherungen ihrer Liebe gab.

Indeß William that keinen Schritt zur Versöhnung, und wenn Mary ihm deßwegen anlag, so antwortete er: Geduld, liebe Mary; ich werde ja sehen, ob mich Fanny wirklich liebt. Er hatte bey sich wenigstens das beschlossen, den ersten Schritt zur Wiederversöhnung nicht zu thun. Es ist eine Probe ihrer Liebe, mein Vater! sagte er zu Lord

Hillnet, und zugleich eine Warnung für die Zukunft.

Das dauerte denn doch der armen sehnenden Mary zu lange. Sie setzte sich einen Tag nieder, und schrieb an Fanny einen Brief, worin sie ihr sagte, daß William sie noch eben so heiß liebte als sonst. Er hat beschlossen, schrieb sie: Sie Ihrem Herzen und Ihrer Liebe zu überlassen, und er glaubt, daß diese Sie endlich wieder an sein Herz zurück führen werden. Wenn Sie, gnädiges Fräulein, nur einmahl den edlen Jüngling sehen sollten, wie er nach diesem Augenblicke so sehnlich seufzte, worin er wieder zum erstenmahle von den Lippen seiner Fanny den Nahmen, mein William! hören wird, Sie würden jede Bedenklichkeit vergessen, und den Augenblick beschleunigen, der Sie wieder mit dem besten und edelsten der Männer vereinigt.

Fanny erhielt diesen Brief, sie las ihn, sie schrie vor Freuden auf, sie wäre jetzt Mary um den Hals gefallen, wenn sie da gewesen wäre; er gab ihren Hoffnungen neues Leben, und erfüllte ihre Träume wieder mit Scenen der Liebe und des Entzückens. Indeß nach und nach wurde ihre Fantasie ruhiger, und Fanny überlegte: Mary hatte den Brief geschrieben; schon etwas saures, der verhaßten Mary diese entzückende Nachricht verdanken zu müssen. Man vermuthete geheime Absichten, Schlingen, Fallstricke bey diesem Briefe; denn er kam aus Marys Händen.

Fanny saß, und sann, den Brief in der Hand, und überlegte. Ja, gewiß! Mary hat den Brief schreiben müssen! William kann nicht länger ohne mich leben: das falsche Mädchen würde sich wohl gehüthet haben, mir diese Freude zu machen, wenn

sie nicht gewußt hätte. Also William wünschte wieder ausgesöhnt zu seyn, und er will nur den ersten Schritt nicht thun. Sie lächelte, wie sie das dachte: Sie versank in neue Träume, worin sie den armen William mit einer beynahe unerschütterlichen Unerbittlichkeit quälte; er lag vor ihr auf den Knien, und sie vergab ihm erst nach vielen Bitten und Flehen, und jetzt dachte sie wieder darauf, wie sie eine Zusammenkunft mit William veranstalten könnte.

Sie schloß ihn schon wieder an ihre Brust, sie hatte ihm schon vergeben, sie war wieder seine geliebte Fanny; aber doch — ein wenig Strafe hatte er verdient! — den er that ja durch diesen Brief wieder den ersten Schritt zur Aussöhnung.

Fannys Thränen waren getrocknet, zum erstenmahl erschien sie mit einem heitern Gesicht, und nahm wieder Antheil am Gespräch und sogar am Scherz.

Indeß je mehr sie überlegte, desto gewisser fand sie es, daß der Brief von William herrühre. Sie fühlte sich dadurch geschmeichelt, diese Empfindung that ihr wohl, sie sann darauf sie zu verlängern. O daß der Mensch nie mit dem Triumphe zufrieden ist, den ihm das Geschick, oder seine eigene Eitelkeit verschafft! die arme Fanny! sie beschloß den zurückkehrenden Jüngling zuerst zu bestrafen, er sollte sehr theuer den Versöhnungskuß sich erkaufen.

Der Plan war gemacht. Seit acht Tagen war Lord Russel, Obrist bey den englischen Truppen bey Johnsons, ein sehr edler Mann, der die größte Hälfte seines Lebens in Ostindien zugebracht hatte. Er sah Fanny, und ihre trauernde schmachtende *Schönheit*, der Zug von Melancholie in ihren

blauen schönen Augen hatte Anfangs sein Mitleiden, und endlich seine Liebe erregt. Es kam auf Fanny nur an, und sie konnte den reichen edlen Obristen zu ihren Füssen sehen. Lord Russel hatte schon sehr bestimmt sowohl mit Fannys Aeltern, als auch mit Fanny selbst, von seinen Absichten gesprochen.

Sehen Sie, liebes Kind, sagte er zu ihr: alles was ich habe, biethe ich Ihnen an. Es ist nicht viel; ein redliches Herz, eine ungeheuchelte Liebe, ein bequemes Leben, und eine Gefälligkeit, die so lange ausdauren wird wie mein Leben, weil ich das Opfer kenne, was Sie mir bringen, wenn Sie einem vierzigjährigen Manne ihre Hand geben!

Fanny hätte vielleicht dem Obristen Hoffnungen gemacht, wenn sie hätte vermuthen können, ihrem William Verdruß dadurch zu machen: allein William that nicht als ob sie lebe, und sie schlug Russels Hand aus. Jetzt aber, da William wieder zu ihren Füssen lag, war Lord Russel nicht mehr so unbedeutend. Fanny fing an freundlicher mit dem Soldaten zu reden, und ließ sich von ihm seine Feldzüge erzählen, ließ sich von ihm Indiens Gebräuche beschreiben, ging an seinem Arme im Park umher, und wußte alles so fein zu lenken, daß man wie von selbst auf den Einfall kam, Lord Hillnet auf eine Jagd-Parthie zu besuchen.

Das geschah, William fand grosses Behagen an Russel, und Russel konnte nicht aufhören Fanny den Abend bey ihrer Zurückkunft von William zu erzählen. Man lud nun ganz natürlich Lord Hillnet mit seinem Sohne ein, und Fanny lauerte mit einer ängstlichen Begierde auf die Zurückkunft des Bothen. Sie ging ihm weit aus dem

Park entgegen, und fragte: werden sie kommen? und glühte vor Freuden, wie der Bothe ja sagte.

Fanny wankte den Abend beständig zwischen den Anzügen, die sie den andern Tag wählen wollte; sehr prächtig oder sehr simpel! Die Nacht that sie kein Auge zu. Am andern Morgen war es noch schlimmer, schon hatte sie einmahl das Haar aufgethürmt, und jetzt riß sie es wieder herab, und ließ es frey um ihre Schultern hängen. Die Stühle hingen alle voll Atlas Kleider, und doch zog sie zuletzt das simpelste Kleid an, das sie hatte. Sie besteckte es indeß mit vielen Bändern, und um das Haar flochte sie Perlen, und steckte eine grosse Menge Federn auf.

Er soll doch sehen, daß ich ihn vergessen habe! sie steckte lachend noch ein paar Federn dazu. Sie machte vor dem Spiegel kalte nachläßige Mienen, freute sich, daß sie ihr so gut geriethen, und wenn sie den Hufschlag von einem Pferde hörte, so zitterte sie, so war sie roth wie eine Fackel, so flog sie auf ihrem Zimmer vom Spiegel zum Fenster, vom Fenster zum Spiegel. Sie warf ein Kleid von diesem Stuhle auf jenen, sie flog im Zimmer umher, und da sie wieder Pferde kommen hörte, riß sie mechanisch die Federn aus dem Haare, und warf sie schnell unter den Tisch.

Es waren ein paar Reisende, die vorüber ritten; sie hohlte die Federn wieder hervor, und statt, wie sie Anfangs willens war, sie wieder aufzustecken, hatte sie auch sogar die Perlenschnur abgenommen, und ihr Haar hing wild und natürlich um ihre Schultern. In dem Augenblick sah sie Lord Hillnet auf dem Hofe. Sie flog tief in das Zimmer vom Fenster zurück. Sie wollte er-

ſticken; ihre Bruſt hob ſich hoch empor, ſie ſtemmte ſich gegen die Thüre, als ob Jemand ſie aufdrängen wollte, und riß ſich alle Bänder von ihrer Kleidung und warf ſie auf den Boden. Nun horchte ſie, hörte nichts.

Hinunter gehen! ſie öffnete zehnmahl die Thüre, und machte ſie leiſe wieder zu, ſie wäre ſchwerlich den Vormittag hinunter gekommen, wenn nicht ein Domeſtik ſie gerufen hätte. Sie fühlte es deutlich, daß ſie im Geſichte glühen mußte, wie ſie die Treppe hinunter ſchlich. Mit Zittern ergriff ſie den Schlüſſel der Thüre, und ſie ſchauderte, wie jemand innwärts die Thüre öffnete.

Sie trat hinein ohne das Auge aufzuſchlagen, ſie verbeugte ſich tief. Sieh da, meine gute Fanny! ſagte Lord Hillnet; Fanny ſchlug das Auge auf und William war nicht da. Sie ſetzte ſich, und ſah auf die Thüre, ſie ſchenkte Thee ein, und goß über alle Taſſen, denn ſie ſah auf die Thüre, ſie verbrannte ſich ſelbſt die Finger, denn ſie ſah auf die Thüre, und William kam nicht, weil er nicht mitgekommen war.

Stick war nach Hillnethouſe gekommen, um Mary zu beſuchen, und war den Morgen nicht wohl geworden, und William war zu Hauſe geblieben, um Mary zu tröſten, die den Tod ihres Vaters befürchtete. Armes Mädchen! Fanny flog nach dieſer Nachricht auf ihr Zimmer, da ſetzte ſie ſich hin und ſchluchzte und verwünſchte Mary in den Abgrund der Hölle. Mary! nur immer Mary!

Gut! rief ſie und ſtand ſtolz auf: gut! Sie ging hinab. Lord Hillnet redete ſie an; allein Fanny hatte nun für Lord Ruſſel Augen und Ohren, und wenn ſie mit Lord Hillnet ſprach, ſo war es nur um Ruſſel zu loben; o ein ſehr edler, ein ſehr

fürtrefflicher Mann! O sie sollten ihn kennen Mylord, wie natürlich und wie fein zugleich Lord Russel ist. Ich habe nie einen Mann gesehen, der in allem Betrachte so vollkommen ist, als Russel!

Beym Spatzirengehen hing sie an Russels Arme, als ob sie fest an ihn gebaut wär, und sie versicherte Lord Hillnet, eh er zu Pferde stieg, daß sie, so lange Russel da bliebe, sich unendlich glücklich halten würde. Mit diesem Triumphe ging Fanny auf ihr Zimmer, und ein Strom von Thränen, der wider ihren Willen aus ihren Augen brach, hemmte das Lachen, zu dem sie sich eben zwang.

Lord Hillnet hatte den Tag über sehr oft den Kopf geschüttelt. Das Bestreben Fannys, Russel zu gefallen, war so angelegentlich, daß es der alte Lord für Ernst nahm; auf dem Rückwege dankte er fast dem Himmel, daß die Verbindung Fannys mit William abgebrochen war. Er bezüchtigte Fanny des allergrößten Leichtsinns; denn einmahl nur hate sie ihn gefragt, was macht denn William? und ohne auf die Antwort zu hören, wandte sie sich zu Russel. Und wenn es auch Verstellung wäre — der alte Lord schüttelte den Kopf.

Er kam nach Hause, und Williams erste heftige Frage war: was macht Fanny? denkt sie meiner noch? liebt sie mich noch? Lord Hillnet erzählte seinem William Fannys Benehmen, und William ließ seinen Kopf auf die Brust hängen, und sagte kein Wort dazu. Ich glaube, sagte Lord Hillnet, Fanny hat dich nie geliebt! Ich glaube es auch! sagte William, und wollte lächeln; allein Thränen strömten aus seinen Augen, und er fiel seinem Vater um den Hals, drückte sein nasses Gesicht an seins und verließ das Zimmer.

Mary ging William nach, und bath ihn ruhig zu seyn. Glaube mir, lieber William, Fanny liebt dich noch!

Wie Mary? liebt mich? mich? Fanny?

Mary traf ziemlich genau den ganzen Plan Fannys. Nein, liebe Mary, hob William wieder an: ich will lieber, daß mich Fanny nicht mehr liebt, als daß sie mich betriegt. Sie will mir Verdruß machen, meinst du? Sie will mich eifersüchtig machen? Nein, liebe Mary, ich wollte nicht, daß ihr Herz dieser Betriegereyen fähig wäre. Laß mich, laß mich allein! ich bitte dich!

William ging mit einer unbeschreiblichen Unruhe umher, er sah nicht, wem er glauben sollte, seinem Vater, oder Mary. Am andern Morgen, eh' jemand aufgestanden war, saß William schon zu Pferde, und flog zu Fanny. Der Onkle empfing ihn mit einem lauten Freudengeschrey. Willkommen, willkommen! willkommen Herzens Junge! tausendmahl willkommen!

Fanny warf die Decke von sich, mit einem Sprunge war sie aus dem Bette und am Fenster, und ihr Ohr hatte sie nicht betrogen: es war wirklich William. Fanny gafte durch die Fensterscheiben hinab; schade, ihr Onkle verbarg ihr sein Gesicht. Sie sah bloß seine Hand und seinen Arm, und ihr Herz pochte hörbar, sie warf sich in ihre Kleider, sie wußte nicht, was sie that, sie flog zu ihrem Zimmer hinaus, sie wollte die Treppe hinab ihm in die Arme, und auf der ersten Stuffe sah sie, daß sie auch nicht einmahl die leichteste Kleidung über der Brust hatte.

Eben so schnell eilte sie zurück, riegelte hinter sich ab, und fing sich an besser anzukleiden; *während des Ankleidens* fielen ihr unvermerkt der

gestrige Tag, Williams Aussenbleiben und Mary wieder ein, und — sie fühlte ihre Liebe wieder durch den Wunsch nach Rache verdrängt. Sie zog sich vollkommen an, und wollte nun hinab gehen. Sie wußte selbst noch nicht, wie sie sich betragen wollte; eben wollte sie schon zum Zimmer hinein, da sah sie durch die offenstehende Gartenthüre in dem grossen Gange, den Lord Russel, und sie flog in den Garten, hing sich in Russels Arm, und ging unter ängstlichen Herzpochen mit dem Lord auf und nieder.

Williams erste Frage war, wo ist Fanny? der Onkle versicherte ihn, noch in den Federn. Nach dem ersten Komplimente, wiederhohlte William seine Frage; der Onkle gab ihm einen Wink, und William schlich mit dem leichtfertigen Alten Trepp auf, um Fanny noch einmahl im Bette zu überraschen.

Allein sie war schon fort, und der Onkle legte die Hand ins Bett, und rief: William! komm her, fühle, eben muß sie erst aufgestanden seyn, das Bett ist noch warm. William legte seine Hand in das Bett, und da er sie nicht wieder zurückzog (er stand mit den schönsten Bildern seiner Fantasie vor dem Bette) so rief ihm der Onkle zu: nun zum Henker, William, was machst du denn?

Ich fühle, ob das Bett noch warm ist, antwortete der Jüngling gutherzig, der Onkle zog ihn vom Bette weg, und schleppte ihn die Treppe wieder hinab. William erblickte sie im Garten im Arme Russels. Da ist sie! sagte er und zeigte mit einem Finger in den Garten, und war blaß: da ist sie, sie ist bey Russel.

Fanny hörte hinter sich eine Stimme, und *lachte laut*, über etwas, das Russel sagte, und schwieg.

schmiegte sich noch vertraulicher in seinen Arm. Wie sie sich umdrehten, so sahen sie den Onkle, der sich alle Mühe gab, den jungen Menschen die Stufen hinab in den Garten zu schleppen.

Fanny, hier ist William! rief der Onkle und hielt William fest. Fanny erröthete nicht, denn sie glühete schon, wie sie William hinter sich sprechen hörte; allein sie zitterte, sie wollte eilen, und doch blieb sie am Arme des Lords und aus ihrem Gange wurde ein ängstliches Trippeln. William kam jetzt die Stuffen herab, und Fanny und Russel entgegen.

Wie befinden Sie sich, Sir Hillnet? fragte Fanny im höchsten Grade verwirrt, und ohne auf die Antwort zu warten, fragte sie sogleich ihren Onkle nach einer Kleinigkeit. William war sehr ernst, und hatte Ursach es zu seyn. Wie er kam, hatte er ebenfalls an Fannys Kammerfenster, wo hinauf er sehr genau blickte, ihren Arm und ihre Hand gesehen, nur ihr Gesicht wurde ihm ebenfalls von dem Onkle verdeckt. Er glaubte sie also noch oben auf ihrem Zimmer zu finden, und fand sie am Arm von Lord Russel, da sie doch wußte, er war im Hause. Was bedurfte William mehr, um seinem Vater Recht zu geben?

Sie liebt Russel! dachte er, und weiter hatte er keinen Gedanken. So standen beyde Liebende vor einander, ohne ein Wort mit einander zu reden, bis ein lautes Gelächter des Onkles sie aus ihren Träumen weckte. Man ging hinein. William redete ernsthaft und finster mit Russel, und mit dem Vater Fannys, und der Onkle las seinem Mühmchen die Epistel über ihre Kälte.

Seyn Sie doch ruhig, lieber Onkle, ich sie-

he Ihnen dafür, es soll alles gut gehen! laſſen Sie mich nur!

Mädchen, William iſt ein Mann, den du nicht foppen darfſt! Verdirb nicht den ganzen Handel, und bitte um gut Wetter!

Laſſen Sie mich, ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden ſeyn. Fanny wandte ſich zu Ruſſel und William; ihr Lächeln, mit dem ſie Ruſſeln anſah, war ſo ſüß, und heftete ſie ihren Blick auf William, ſo ging wenigſtens in dieſer kleinen Bewegung der Augen die Hälfte dieſes ſüßen Lächelns verloren. William war finſter, aber nicht unruhig; und dieſe Kälte war es, was Fanny ärgerte. Sie legte im Geſpräch ihre Hand auf Ruſſels Hand, und William behielt eben die Miene, die er vorher hatte. Er ſchien Ruſſel eben ſo lieb zu haben, als ſie ihn ſelbſt hatte, ja, er übertraf ſie noch an Aufmerkſamkeit gegen die Erzählungen Ruſſels.

Fanny ging in Garten, und ließ es in einer Wendung des Geſprächs merken, daß ſie dahin ginge. Sie hoffte auf William, und hatte ſich nicht betrogen. Er kam. Fanny fragte ihn, warum er geſtern nicht mit ſeinem Vater gekommen ſey, und William erzählte, daß er, um Mary zu tröſten, hätte zu Hauſe bleiben müſſen.

Um Mary! ſagte Fanny, warf die Lippen auf, und ging in der Allee vorwärts. Wie gefällt ihnen Ruſſel, Sir Hillnet?

William ſagte, daß er ihn wie ſeinen Vater liebe. Sehen Sie, liebe Fanny, ich habe nun die Menſchen kennen gelernt, und ich habe wenig gefunden, die ich auf ewig an mich zu knüpfen wünſchte; allein unter dieſe wenigen gehört Ruſſel.

Und die andern? fragte Fanny.

Die andern? liebe Fanny! Mein Vater, Mary, meine Mutter, Drawburn, mein alter Thomas, und — eine Thräne fiel aus seinem Auge — aber das ist nun vorbey!

Fanny zitterte und schwieg. Glauben Sie denn, fing sie nach einer Pause an: daß Mary Sie liebt?

William legte seine Hand auf sein Herz und sprach feyerlich: Fanny, Mary liebt mich, denn ich liebe sie von Herzen, und wenn du wüßtest, wie gut Mary ist; wie sie dich vertheidigt. —

Mich vertheidigt? hm! die Ehre ist überflüssig: sagte Fanny spitz: gegen wen denn vertheidigt? gegen Sie doch nicht? die Mühe konnte sie sparen. Ich verlange nichts von Menschen, bey denen ich durch eine Mary vertheidigt werden muß.

Fanny! sagte William warnend.

Fanny lenkte ein, und wandte das Gespräch wieder auf Russel. Ich bin ihm herzlich gut, sagte sie: und er liebt mich gewiß sehr treu. William wurde unruhig, und Fanny triumphirte. Er hat um meine Hand angehalten! fuhr sie dem Anschein nach bloß erzählend fort.

Und du, Fanny? fragte William bestürzt.

Nun hab ich ihn! dachte Fanny. Er ist ein sehr edler Mann! sagte sie.

Bey Gott! das ist er! antwortete William, und drehete sich ab.

Ich würde ein glückliches Weib werden, wenn ich ihn heirathete; wenigstens würde ich Mary nicht nöthig haben, meine Vorsprecherinn zu seyn.

Nein! sagte William, und schlug das große Auge erst gen Himmel: Ja, Sie würden ein glückliches Weib werden, denn Sie lieben ihn, Miß Johnson! das *sprach er, und schnell* drehete er sich um, und ging.

William! rief die bestürzte Fanny, aber vor schneller Angst so leise, daß er es nicht hören konnte. Er eilte in das Haus, und Thränen flossen von seinen Wangen. Fanny hörte noch sein Schluchzen. Sie eilte ihm nach. William, rief sie: lieber William! und streckte ihre Hand nach der seinigen aus. William drehte sich um. Liebe Fanny, sagte er leise und gerührt; er drückte einen Kuß auf ihren Mund: er ist besser als ich! Laß das! Mary soll mein Weib seyn.

Fanny erstarrte. Mary? rief sie, Mary? dein Weib? so geh Bösewicht! William ging, und Fanny blieb noch einige Zeit im Garten, und rang die Hände, und schluchzte, und wollte einen Bedienten zu William schicken, noch einmahl zu ihr zu kommen. Sie konnte zu keinem Entschluß kommen, sie hauchte zehnmahl auf ihr Schnupftuch, um die Augen zu trocknen, und immer flossen neue und heißere Thränen. So konnte sie nicht hinweggehen, so konnte sie nicht einmahl einen Bedienten rufen, sie blieb allein, in der fürchterlichsten Angst, daß William wegreisen möchte.

William trat in das Zimmer, seine Augen waren noch naß. Man sah ihn an, und schwieg. Der Onkle lächelte und flüsterte: o über die Weiber! William ging zu Russel, und nahm der Gelegenheit wahr, mit ihm allein zu kommen.

Nicht wahr, Mylord, Sie lieben Fanny?

Der Lord sah ihn groß an: ja lieber Hillnet, ich liebe das Mädchen.

Sie haben um ihre Hand angehalten?

Ja, das hab ich!

O Mylord, machen Sie Fanny glücklich! *das sprach* er, und umarmte ihn mit Thränen.

Lord Russel erstaunte: glücklich? lieber Hill

ıet; Sie ſchwärmen! Ich vermuthe, daß Fanny chon verſagt iſt. — Lieber Hiknet, wie kommen Sie dazu?

Eben hat mir Fanny geſagt, daß ſie ein glückliches Weib in Ihren Armen werden würde.

Das hat Fanny Ihnen geſagt? — Ihnen? — William, du biſt gegen alle Menſchen aufrichtig; ſollteſt du es allein gegen mich nicht ſeyn? Das hätte Fanny Ihnen geſagt? Ihnen? Ich habe vermuthet, daß Sie ſelbſt Miß Fanny heirathen würden.

Ich? Mylord, ich heirathe Mary Stick! Fanny hat mir eben geſagt, was ich Ihnen jetzt wieder geſagt habe. Liebſter Ruſſel, mache Fanny glücklich.

Ruſſel umarmte den Jüngling, und flog hinaus in den Garten. Hier ging Fanny noch auf und nieder, eben ſo weit beruhigt, daß ſie hineingehen wollte. Ruſſel eilte auf ſie ein: o liebſte Fanny, rief er: und drückte ihre Hand an ſeine Lippen: o theuerſtes Mädchen, Verzeihung, wenn ich Ihnen mein Entzücken nicht verbergen kann! Eben hat mich eine Nachricht von William zu dem glücklichſten Menſchen auf Erden gemacht! Sie hoffen in meinen Armen ein glückliches Weib zu werden, o bey allem, was heilig iſt, mein einziges Beſtreben ſoll es ſeyn, allen ihren Wünſchen zuvor zu kommen; ihr Glück ſoll nur mein Glück ſeyn.

Fanny wurde todtenbleich bey dieſer Anrede. Sie wollte etwas ſagen, allein ſie war ſchlechterdings unvermögend ein Wort zu ſprechen, ſie ſchwankte, ihre Knie hatten nicht mehr die Kraft ſie zu tragen, und Ruſſel führte ſie unter der Hand

lichſten Beſorgniß ins Haus. Fanny war auſſer ſich, ſie ſah nicht mehr, ſie hörte kein Wort von dem, was Ruſſel ihr ſagte.

Er führte ſie in das Zimmer zu ihrem Vater; hier, Sir Johnſon, ſagte er, und Freudenthränen quollen aus ſeinen Augen; hier bringe ich Ihnen Fanny; eben hat ſie mir die Verſicherung gegeben, daß ich der glücklichſte Mann in England ſeyn ſoll. Segnen Sie uns, mein Vater.

Man machte große Augen. Der Onkle warf einen Blick auf William, der ſtand im Fenſter, bleich wie Kalk; er ſah auf Fanny, dieſe hielt ſich an Lord Ruſſel, ſah ſtarr vor ſich hin, und ſchien auſſer ſich. William ſprang jetzt auf, wie ihn der Onkle noch einmahl anſah, reichte ihm ſtumm die Hand, war zum Zimmer hinaus, zu Pferde, und nach einer Viertelſtunde des fürchterlichſten Gallops kam er in Hillnethouſe an.

Da reitet William hin! rief der Onkle, und Fanny endigte jetzt die Scene mit einem fürchterlichen Aufgeſchrey, ſie ſank in Ruſſels Arme, und wurde zu Bette gebracht. Die arme Fanny war wie zernichtet, ſie lag in ihrem Bette, ſah ſtarr an die Decke, und wußte nicht was ſie wollte. Sie antwortete auf alle die tauſend Fragen ihres Onkles, wie das gekommen ſey, nicht ein Wort. Sie flehete nur mit Thränen ihn an, ſie allein zu laſſen, und der Onkle ging endlich unter dem Gebrumme: die eigenſinnige Seele! ſo gehts, wenn man nicht folgt.

Williams Zuſtand war nicht weniger ſchrecklich. Er flog in ſeines Vaters Zimmer, und Lord Hillnet war mit Mary ſpatzieren gegangen. Nun *ging er mit* großen Schritten im Garten auf und *nieder, und* fühlte den ganzen Verluſt des gleich-

ten Mädchens mit dem tiefſten Schmerze. Er ging die Hände über die Bruſt gekreuzt, den Kopf auf die Bruſt niederhängend, und Thränen rollten über ſeine Wangen. Fanny, ſprach er oft, und ſtand ſtill: was hab ich dir gethan? Nichts war ihm gewiſſer, als daß ſie Ruſſel liebte. Er fiel darauf, warum ſie Ruſſel mehr liebe als ihn; er fand tauſend gute Eigenſchaften an dem edlen Lord, die ihm mangelten. Er fühlte bloß, daß er unglücklich war, ohne irgend eine Spur von Haß gegen Fanny oder Ruſſel zu fühlen. Er baute ein luftiges Gebäude von Träumen auf, Fannys Liebe wieder zu erobern, und mit dem edlen Lord durch Tugend und Liebe um Fannys Herz zu ringen. Dieſe Träume waren ihm ſo ſüß, daß er, wie er ſeines Vaters Stimme hörte, zur Hinterthüre des Gartens hinaus auf das Feld ſchlich, um dieſen quälend ſüßen Träumen ungeſtört nachhängen zu können. Nein, ich habe ſie verloren! rief er endlich, und nun ſah er, daß er im naſſen Graſe, tief unter einem Strauche, ſchon von dem tiefen Abenddunkel umhüllt, ſaß. Er hatte Mühe ſich nach Hauſe zu finden.

Nun floh er zu ſeinem Vater, er ſank an ſeine Bruſt. Ach es iſt vorbey! rief er: Fanny wird Ruſſels Frau.

Wie, William? das iſt nicht, das kann nicht ſeyn!

Ach, Vater, wann werd' ich glücklich werden? Ach, Mary, ich bin ſehr, ſehr unglücklich! Sie hat mir es ſelbſt geſagt.

Iſt es möglich? rief Lord Hillnet: nun bey Gott, ſo iſt ſie jedes Verbrechens fähig, wenn ſie dich ſo betriegen konnte.

Betriegen? ich ſage dir ja, ſie hat es mir

selbst gesagt. Und nun erzählte er den Vorfall mit den rührendsten Klagen.

Eifersucht! nichts als Eifersucht! rief Mary; sey ruhig, William, Fanny liebt dich! Böser Mensch, wie hast du mich erschreckt. Auch Lord Hillnet und seine Frau waren Marys Meinung.

Aber, hob William aufs neue an; ich sage euch, Fanny hat mir selbst, mir, sie selbst, erklärt, daß sie in Lord Russels Armen ein glückliches Weib seyn würde.

Allein er hatte alle Stimmen gegen sich. Nun, sprach er endlich; und lächelte sehr freundlich: ich will es wünschen, daß ihr dießmahl Recht habt, ob ich gleich nicht begreifen kann, warum mich Fanny betriegen sollte. Er verfiel bey diesen Worten in ein tiefes Nachsinnen. Und muß mich denn Fanny betriegen? dieses Herz, das so treu, so ohne falsch liebt? betriegen? Mary glaubte, daß eine solche Betriegerey nicht viel auf sich habe. — ach Vater, daß mich Fanny betriegen muß! Und wenn — wenn ich sie nun verlöre, Vater, wo werde ich endlich einen Menschen finden, der mich nicht zum Opfer, zum grausamsten Opfer seiner Erziehung, und der Sitten macht, die ich nicht kenne, und von denen ich nichts begreife. Wer weiß, ob du nicht dieses Herz zum Elende gebildet hast, Vater — denn es thut mir unendlich weh, daß mich Fanny betriegen muß. Thränen drangen aus seinen Augen bey diesen Worten. Er ging hinaus, nach ein paar Minuten kam er wieder herein, und sagte tiefsinnig, und mit weicher Stimme: ich will es erwarten, Lord Russel ist ein sehr edler Mann! Jetzt umschlang William Mary, und fragte sie mit einem zärtlichen Blicke: nicht wahr

Mary, du würdeſt mich nicht betriegen! wenn du mich liebteſt? —

Fanny kämpfte die Nacht durch mit den allerſeltſamſten Entwürfen: Bald wollte ſie den Obriſten ihre Hand geben, um ſich am William zu rächen, bald wollte ſie nach Hillnethouſe, um ſich dem beleidigten Jünglinge zu Füßen zu werfen. Sie war in einer immerwährenden unſtäten Unruhe. Sie ſchämte ſich vor Lord Ruſſel zu erſcheinen. Was ſollte ſie ihm antworten, dem Manne, der die unbegrenzteſte Achtung verdiente? Sie wurde über und über roth, wenn ſie daran dachte. Ihm ſagen, ſie hätte mit William geſcherzt, wie ſie ihm ſagte; ich werde in Ruſſels Armen ein ſehr glückliches Weib ſeyn? oder ihm ſagen, ſie hätte William mit Lord Ruſſels Liebe krönen wollen? Ach was ſoll ich dem edlen Manne antworten? rief ſie und weinte laut, und leiſe ſeufzte ſie; wenn er doch mitten in ſeinem Indien wäre!

Am andern Morgen ließ man ſich nach ihrer Geſundheit erkundigen, und ſie antwortete, daß ſie heute noch nicht erſcheinen könnte. Sie ſah nun wohl, daß der Handel ſchnell entſchieden werden mußte. Sie ergriff die Feder und ſchrieb an William:

„Wenn Sie, Sir Hillnet, Fanny je geliebt haben, wenn Ihr Herz noch jetzt die Empfindungen für Fanny hegt, von denen Sie ſelbſt ſonſt ſagten, daß ſie ewig ſeyn würden; o William, Lord Ruſſel ſteht in dem unglücklichen Irrthume, daß ich ihn liebe! Eine Erklärung von Dir, daß Du mich liebſt, kann nur dem unſeligen Mißverſtändniſſe ein Ende machen, in welches Du ſelbſt den *edlen Lord geſetzt* haſt. Ich hoffe auf Dich, auf *Deine Liebe*, ich rechne auf Dein Herz. Ich liebe

Dich! erkenne das Opfer, das ein Mädchen mit diesem Geständniße Dir bringt, und komm, komm heute noch. Ich erwarte Dich. Ich bin ewig deine Fanny Johnson.“

William erhielt den Brief früh. Er öffnete ein Fenster und rief einem Bedienten zu, zu sattteln. Man sattelte, und während des ging William im Zimmer auf und nieder, und überlas den Brief, und studierte jedes Wort. Hierauf ging er zu seinem Vater mit dem Briefe in der Hand. Du hast Recht gehabt, Vater, hob er an: Fanny hat mich gestern getäuscht. Da lies! der Vater las und fragte ihn, was er thun wolle. Ich verstehe den Brief nicht, vielleicht ist es eine neue Betriegerey. Das Geständniß, das sie mich liebt, nennt sie ein Opfer, das sie mir bringt! — Lieber Vater, ich liebe Fanny, und mir ist es die höchste Wollust, wenn ich es ihr sagen kann, wenn ich es der ganzen Welt sagen könnte, ich liebe Fanny.

Nun so reite hin, und sage das, und sage Lord Russel, daß du Fanny liebst, und daß sie dich liebt.

Gestern sagte ich ihm, ich würde Mary heirathen, er würde mich auch für einen Betrieger halten. — Vater, mir fällt etwas ein. — Ich wollte, ich liebte Fanny nicht, unterbrach er sich auf einmahl selbst: und Fanny liebte Lord Russel!

Und was fiel dir ein?

Vater, ich liebe Fanny unsäglich. Ich bin diese Nacht und gestern der Unglücklichste unter allen Menschen gewesen, aber doch — wenn mich Fanny nicht liebte, so wollte ich lieber mit Lord Mortimer leben als in ihren Armen. Wie soll ich *erfahren, ob sie* mich liebt? Sieh, sie schreibt es; *allein ist es wahr?* ist es nicht eine neue Unwahr-

heit? und da wollt ich sie auf die Probe stellen. Russel liebt sie, und hat sie um ihre Hand gebethen, und Lord Russel ist ein edler Mann. Wenn Fanny mich liebt, so ist es natürlich, so wird sie es Lord Russel erklären, auch wenn ich nicht komme.

Und wenn sie dennoch Russels Hand nähme —

Ich sage ja, wenn sie mich liebt.

Das höre ich; aber wenn sie dennoch —

Nein, Vater, sprach er mit starren Blicken: du hältst Fanny für böser, als sie ist. Sie würde Russel sagen, ich liebe William. Und wenn sie dessen fähig wäre, o Vater, so bin ich jetzt unglücklich, geworden wäre ichs denn doch einmahl. Aber nein; sie würde den edlen Mann nicht betriegen. Liebt sie mich, so sagt sie ihm nein, und dann Vater bin ich der glücklichste Mann auf Erden; dann weiß ich, daß sie mich liebt, und dann Vater, will ich vergessen, daß sie meine gute Mary beleidigen konnte. O ja, ja, Vater, er schlug beyde Hände zusammen: ich will nicht hin: o Vater, wie unsäglich glücklich würde ich seyn; wenn sie diese Probe aushielte.

Der Vater lächelte: und was willst du ihr antworten.

Er legte die Hand an die Stirn. Ich dächte gar nicht.

Lieber William, auf eine Frage gehört eine Antwort. Schreib ihr das, was du mir eben gesagt hast.

Nein, das nicht. Ach ich wollte, ich hätte es nicht nöthig, ihr Herz auf die Probe zu stellen. Lieber Vater, manchmahl fällt mir es wohl ein, daß ich und du und Mary eine eigene Welt haben sollten, worin wir lebten. Vater, warum hat mich

Fanny zuerst getäuscht? was hatte sie nöthig mir ihr Herz zu verbergen? Ich kann es nie vergessen, daß sie es wollte. Ich will ihr schreiben, daß ich auf keine Weise an ihrer Liebe gegen Russeln zweifelte.

Und wenn sie denn Russeln nimmt, weil sie glaubt dich verloren zu haben?

Russeln heirathen, ohne ihn zu lieben? nein, einer Abscheulichkeit ist Fanny nicht fähig.

Indeß dieser Einwurf seines Vaters machte ihn denn doch vorsichtig. Er setzte sich nieder und schrieb zehn Anfänge und war mit keinem zufrieden. Endlich schrieb er ihr folgendes:

„Liebste Fanny, du kennst deine Pflicht, ohne daß ich dir sie sagen muß. Ich bin entschlossen nicht zu kommen, weil ich von dir getäuscht war, und weil auch der kleinste Anschein einer Täuschung, wenn sie fort dauerte, mir das unangenehmste seyn würde, was mir begegnen könnte; überdem habe ich Lord Russel erklärt, daß ich Mary heirathen würde, und ich kann nicht zugeben, daß ein so edler Mann wie Lord Russel, nur den kleinsten Verdacht auf mich würfe, daß ich ihn hätte betriegen wollen.“ William.

Man sieht aus diesem Zettel, daß William auf Fannys Liebe gegen ihn und höchste Aufrichtigkeit rechnete, nach seinem arglosen zutraulichen Herzen, das nie etwas anders fühlte, als was seine Lippen sprachen, war dieß für Fanny sehr deutlich gesprochen. Du kennst deine Pflicht, du mußt Lord Russel sagen, daß du ihn nicht liebst, weil du mich liebst. Mich hast du getäuscht, und durch diese deine Erklärung muß jeder Zweifel, den ich an deiner Liebe gegen mich haben könnte, verschwinden. Ich kann nichts dabey thun, weil

ich Lord Ruſſel meine Verbindung mit Mary erklärt habe, und wenn ich jetzt meine Liebe gegen dich erklärte, ſo könnte er glauben, daß ich ihn hätte betriegen wollen.

Daß Fanny, wie ſie den Zettel erbrochen und geleſen hatte, aufſchrie vor Schreck und Eiferſucht, daß ſie einen ganz falſchen Sinn herausſog, das hatte er auf keine Weiſe befürchtet.

Du kennſt deine Pflicht! Ha! ich ſoll Ruſſel heirathen! O Gott, der Undankbare, der Böſewicht! Ruſſel heirathen? meine Pflicht? und ſo kalt, ſo ſpöttiſch verweiſt er mich auf meine Pflicht. Er will nicht kommen, weil ich ihn getäuſcht habe! Mary will er heirathen! Fanny zerknitterte den Brief, und wäre jetzt Lord Ruſſel gekommen, ſie hätte ihm ihre Hand gegeben, ſo aufgebracht war ſie. Ach, noch eine kleine Hoffnung hielt ſie, die Hoffnung, daß William ſie dennoch liebe, und daß ſeine Liebe ihn bald zurück in ihre Arme führen müſſe.

Allein mit dem giftigſten, mit dem allerbrennendſten Haſſe dachte ſie jetzt an Mary. Sie hielt das arme Mädchen für ihre Nebenbuhlerinn, ach! und ſie war jetzt bey ihm, ſie löſchte jeden Funken der Liebe gegen ſie in ſeinem Herzen aus, ſie tödtete jeden Keim einer Neigung, der vielleicht noch in ſeinem Herzen gegen ſie entſprieſſen könnte, und die arme Mary war in eben dem Augenblicke beſchäftigt, des Jünglings Liebe gegen Fanny in die höchſte Glut zu bringen.

Fanny legte ihren Kopf auf einen Tiſch, und ſchluchzte laut, und in dieſem Augenblicke überraſchte ſie Ruſſel. Hören Sie, liebſte Fanny, meine geſtrige Unbeſonnenheit ſcheint ſie in Verlegenheit gebracht zu haben. Ich bin ein Mann! Ich

gebe Ihnen das Wort zurück, das sie gestern, wer weiß wie, mir zu geben schienen, bis sie es selbst mir freywillig zurück geben. Es muß Ihnen nicht einen ängstlichen Gedanken kosten, liebste Fanny; sonst wäre mein Glück zu theuer erkauft, wenn es sie nur zu einer Thräne brächte, und sollte es auch nur eine Thräne der Bedenklichkeit seyn! Er küßte ihr die Hand, und Fannys Brust war doch leichter. Edler Mann! sagte sie, und schlug die Augen nieder. Mein Herz ist so voll! Gott, Ihnen kann ich alles entdecken.

Nein, liebste Miß, wenn ich auch menschlich genug bin, ihre Hand nicht zu zwingen, so bin ich doch zu einem Vertrauten zu warm! Er küßte ihr noch einmahl die Hand, und ging. Fanny nahm den Brief noch einmahl vor, und fand denn doch, daß man noch diesen Zeilen einen bessern Sinn unterschieben könnte. O William! rief sie, wenn du wüßtest, wie viele Angst du mir machst: du hättest mir längst die unglückliche Unbesonnenheit vergeben, dich zu täuschen. Ein zärtliches Lächeln mischte sich bey diesen Worten in ihre Thränen.

Auch zu Hillnethouse fingen die Dinge an einen bessern Anschein zu gewinnen. Mary hatte endlich William überzeugt, daß er dieses Opfer nicht mit Recht von Fanny verlangen könnte. Ihre Lippen halfen seiner Liebe, und William ging nach Tische um Fanny zu besuchen, und dort die Verwirrung durch eine entschiedene Erklärung gegen Lord Russel zu beendigen. Mary begleitete ihn, um ihm unterwegs noch einmahl seine Rolle einzuprägen.

Etwas über die Hälfte des Weges setzte sich William mit Mary nieder, und Mary bath ihn *flehentlich* auch Fanny nicht einmahl an die kleine *Betriegerey* ihrer Eifersucht wieder zu erinnern.

Sie bath ihn mit Thränen darum. William verſprach es halb und halb, und nun ſaßen ſie beyde ſtumm da; William dachte an die liebreitzende Fanny, und Mary mit den reitzendſten Hoffnungen an Hyde.

Ach! rief jetzt William, und ſchloß die ſchöne Träumerinn in ſeine Arme; ach meine beſte Mary, wenn Fanny dein ſchönes Herz hätte!

Liebſter William! antwortete Mary und legte ihren Kopf auf ſeinen Buſen, um den Küſſen ſeiner Lippen zu entgehen.

Schnell ſprang hinter einem Gebüſche Fanny mit einem lauten Geſchrey hervor, und ſtand da mit den wüthendſten Blicken, die ſie auf Mary ſchleuderte.

Sie war nach Tiſch ebenfalls den Weg nach dem geliebten Hillnethouſe hinunter geſchleudert, in tiefe Träume, in ſehnende Wünſche nach William verſenkt. Auf einmahl ſah ſie William und Mary am Wege im Schatten eines Buſches ſitzen. Flammend erwachte die ganze Kraft ihrer Eiferſucht. Sie ſah, wie der Jüngling dem Mädchen liebkoßte, ſie ſchlich ſich näher, und beyde wurden ſtill. Nun faßte William das Mädchen in ſeine Arme, und ſagte die unglücklichen Worte, und Fanny ſtürzte nun hervor mit fliegendem Haar, wie eine Löwinn.

Schändliche, elende Buhlerinn! rief ſie, da ſie Athem genug zu Worten hatte, Mary zu, die blaß wurde und erſtarrte. William ergriff ihre Hand; allein ungeſtüm riß Fanny die Hand los, und du niederträchtiger Böſewicht, lieber will ich einer Otter meine Hand geben als dir!

Miß Fanny, um Gotteswillen fing Mary furchtſam bittend an: Schweig du Ungeheuer, oder — Sie fuhr *mit einer gewaltſamen Bewegung auf ſie ein.*

William hatte Fanny bis jetzt mit ſtarren Augen betrachtet, auf einmahl ſprang er zwiſchen ſie und Mary, ergriff Fannys Hand: willſt du mich hören, Fanny?

Dich hören? rief Fanny wüthend: ich habe dich gehaßt, und jetzt haſſe ich dich, wie die Hölle.

Haſſen? rief William, und ſchlug die Hände zuſammen, und ſah gen Himmel: Haſſen? guter Gott, was hatte ich dir gethan?

Fanny ſtand da, und die höchſte Wuth rang in ihrem Innern mit der höchſten Ohnmacht. Sie wurde bald blaß, bald ſtieg wieder die Farbe des Feuers in ihr Geſicht. Fort ihr Unglücklichen! rief ſie jetzt: mir aus den Augen! nun drehte ſie ſich um und wollte gehen.

William unterſtützte ſie, und ſie ſchwankte jetzt bey ihm her und konnte kaum gehen. Wie ſie ein funfzig Schritte gethan hatten, ſo kam ein Domeſtik von Johnſons. Gehn Sie, Sir Hillnet! ſagte ſie mit gebrochner Stimme, und kommen Sie nie vor meine Augen. Gehen Sie, der Domeſtik ſoll mich begleiten. Sie ſtützte ſich auf den Domeſtiken. William ſah ihr nach, ſo weit er ſie ſehen konnte; dann kehrte er zu Mary, fiel ihr in die Arme, und rief: Gott, das war Fanny? ach Mary, wenn ich doch wie unſre Bauern an Geſpenſter glauben könnte. Mary ging blaß und ſtumm neben William her, hörte ſein Schluchzen, und ſchluchzte ſelbſt, und weinend kamen beyde nach Hillnethouſe zurück.

William ging ſogleich in ſein Zimmer, er rang die Hände, auf ſeinem Herzen lag ein Centnergewicht. Er begriff nichts von dem ganzen Handel, er wußte nichts als daß Fanny eine Furie war. Mary hingegen flog weinend zum Lord, und er-

zählte ihm den Vorfall. der Lord gerieth in eine groſſe Furcht, was das auf William für eine Wirkung gemacht haben würde. Er ging an ſein Zimmer und hörte ihn umhergehen, er hörte ihn ſeufzen. Er öffnete das Zimmer, und William eilte in ſeines Vaters Arme. Ach mein Vater, was iſt aus Fanny geworden! wie weh thut mir es, daß Fanny ſo böſe iſt! Lord Hillnet tröſtete ihn im Allgemeinen, ohne irgend die Zukunft zu berühren. Er entſchuldigte Fanny ganz leicht; allein William ſchwieg dazu, er ſtand in ein Fenſter gekehrt und weinte ſanft. Am andern Morgen war er ſtill und in ſich gekehrt, er redete wenig, weder mit Mary noch mit ſeinem Vater, er ging tiefſinnig im Garten umher, und merkte ſelbſt den Regen nicht, der ihn ganz durchnäßt hatte.

Nachmittag nahm ſein Vater ſeine Hand: lieber William, ich glaube dennoch, daß Fanny dich heiß, heiß liebt.

Er lächelte ſchmerzlich: aber ich liebe Fanny nicht mehr.

Auch du, lieber William, liebſt ſie noch mehr als du denkſt! —

Nein Vater, alles was ich fühle iſt das: ich wollte Mary, hätte Fannys Geſtalt. Auch das nicht einmahl, denn du hätteſt ſie geſtern nur einmahl ſehen ſollen. Nein, Vater, ich liebe Fanny nicht. Ich wollte, ſie würde beſſer und glücklich.

Und wenn ſie ſich reuig zu deinen Füßen würfe?

Ich würde ſie aufheben und ihr ſagen; Fanny ich liebe dich nicht. Nein es iſt vorbey!

Und es war wirklich vorbey. Fanny ſuchte zwar die Sache wieder einzuleiten, allein es war vergeblich. William ſagte ihr ſehr ernſt, wie er ſie

ſprach: Fanny, ich liebe dich nicht mehr! Der gute Gott mache dich glücklich und gut! Mary gab ſich vergebne Mühe, das Herz des Jünglings wieder auf Fanny zu leiten, alles vergebens! William blieb dabey. Sie iſt nicht gut! ich liebe ſie nicht!

Nach manchen mißlungenen Verſuchen gab endlich Fanny ihre Hand Lord Ruſſel, und den Tag ihrer Verbindung war William ſtill vor ſich. Um drey, da er wußte, daß die Ceremonie vorüber ſeyn würde, kam er zu ſeinem Vater, er drückte ihn feſt an ſeine Bruſt, benetzte ſein Geſicht mit heißen Thränen und ſagte: Fanny iſt nun glücklich! der edle Ruſſel iſt nun ihr Mann.

Er war nicht heiter! allein auch nicht mißvergnügt; er ſchien ſich mit reitzenden und zugleich auch mit wehmüthigen Gedanken zu beſchäftigen, denn er lächelte zuweilen in ſich, und zuweilen wurde ſein Auge ſanft benetzt.

Am andern Morgen bath er Mary, mit ihm ſpatzieren zu gehen. Liebe Mary, ſagte er zutraulich; ich habe Fanny geliebt, wahrſcheinlich, weil ſie das erſte weibliche Geſchöpf war, das ich geſehen habe. Hätte ich dich früher geſehen, ſo würde ich dich geliebt haben. Fanny iſt nun Ruſſels Frau, und ich — er legte ſeine Wange an Marys Wange, und ich, Mary, ich liebe dich: denn du biſt gut, Mary, gut wie ich. Noch kann ich nicht ſagen, du ſollſt mein Weib ſeyn, denn meine Bruſt iſt noch voll von Fanny; allein bald, bald wird alles gut ſeyn.

Mary erſchrack, daß ſie blaß wurde; ſie drückte William an ſich, um ihm ihre Unruhe zu verbergen, und William merkte nichts. Wie Mary allein war, ſo gingen ihr tauſend Bilder durch die Seele, ſie fühlte es, wie ſehr ſie dem Jünglinge ver-

lich war; ſie ſah es ſehr beſtimmt ein, daß er die gerechteſten Anſprüche auf ihre Hand, auf ihre Liebe habe; zu gleicher Zeit fühlte ſie aber auch, daß ſie Hyde liebte, und daß ſie nur in Hydes Armen glücklich werden könnte. Doch großmüthig entſchloß ſie ſich, William ihre Hand zu geben, und ſogar ihn glücklich zu machen, wenn wirklich aus ſeiner Freundſchaft Liebe werden ſollte; ſie hoffte denn auch noch, daß er vielleicht noch ein Mädchen ſehen könnte, das ſein Herz anzöge: indeß ſie war entſchloſſen, ihm ihre Hand als ein Opfer der Dankbarkeit zu geben, und zu ihrer Ehre ſey es geſagt: der Ladys Titel hatte keinen Theil an dieſem großmüthigen Entſchluſſe.

Täglich ſah aber nun Mary den Jüngling vertraulicher gegen ſie werden. Er ſaß ganze Stunden bey ihr, er ging mit ihr, er ritt mit ihr, und mit jeder Stunde wurde er heiterer und ruhiger, und Mary ſah den Zeitpunct immer näher kommen, da er ſagen würde: Mary, ich liebe dich!

Noch einen traurigen Tag hatte er. Er hörte, Mylord Ruſſel würde mit ſeiner Gemahlinn nun nach Indien reiſen. Nach dieſer Nachricht ging er kämpfend mit ſich auf und nieder. Endlich ſetzte er ſich zu Pferde, und wie ein Blitz war er bey Johnſons. Er trat unangemeldet in das Zimmer, und Fanny empfing ihn mit einem lauten Geſchrey. Er eilte auf Fanny zu, er küßte ihr mit einer Art von Ehrfurcht die Hand, liebe Fanny, ſprach er, und betrachtete ſie mit unruhigen Blicken: liebe Fanny, du reiſeſt mit Lord Ruſſel? — O Mylord, ich habe deine Fanny geliebt, geliebt über alle Worte! Er legte die eine Hand auf das Herz, und die andere reichte er dem erſtaunten Lord. Ruſſel. Liebe

deine Fanny, mache sie glücklich, und wenn du Fanny nicht länger helfen könntest, so komm zu mir, die Hälfte meines Lebens gehört Fanny.

Fanny traten die Thränen in die Augen: O Gott rief sie dreymahl aus der tiefsten Fülle ihres Herzens. William wandte sich zu Fanny: o Fanny! noch einmahl mußte ich dich sehen, und dir sagen, daß ich nur für dich bete zu der ewigen Gottheit, dich zu segnen. Leb wohl Fanny! er schloß sie in seine Arme, und Fanny sank ausser sich auf seine Schulter. Er setzte sie auf einen Stuhl, und flog nun dem Lord Russel in die Arme: Leb wohl, lieber Russel, und mache Fanny glücklich!

Bey diesen Worten drehete er sich um, betrachtete Fanny, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Er hob die Augen gen Himmel, er faltete die Hände in die Höhe, und rief mit erstickter Stimme: wer weiß, sie war doch gut! und ich — er legte die Hand über die Augen. Es ist nun vorbey! sprach er mit matter Stimme. Lebt wohl! und langsam ging er hinaus, setzte sich zu Pferde, und träumte sich nach Hillnethouse.

Drey Tage ging er allein, und beständig waren seine Augen naß, und Mary freute sich; denn sie sah, wie wenig seine Liebe zu ihr Wurzel hatte. Nach den drey Tagen aber wurde William nach und nach wieder heiterer, und in einem Gespräch mit Mary über die Liebe sagte er lächelnd zu Mary: habe Geduld mit mir, liebste Mary, noch wohnt Fanny in dieser Brust, aber bald, bald, hoff ich, wirst du hier wohnen!

Lieber William, antwortete Mary ernst: prüfe dich ja, ob du mich liebst, du würdest mich und *dich unglücklich* machen, wenn du mich nicht

liebtest, und ich dein Weib wäre! Prüfe dich ja ernstlich!

William ließ sie aus seinen Armen: ja, das will ich, Mary. Glücklich sollst du werden. Ach, ich liebe dich zu sehr, um Schuld an einer Thräne zu seyn, die du vergießen könntest. Aber liebst du mich, Mary?

Mary drückte ihm die Hand, ein ahndender Seufzer verschlang das ja, das sie ihm antworten wollte, sie legte ihren Kopf an seine Brust, und versank in Gedanken an Hyde.

Der Gedanke an Fanny erlosch immer mehr und mehr in Williams Seele, und Mary war ein sehr reizendes Mädchen, dem ein leichter Kummer um Hyde noch ein Interesse mehr in Williams Seele gab. Auch der alte Lord fing an das Mädchen hochzuschätzen. Er sah ihren Umgang mit William, er sah wie vertraulich die beyden jungen Leute mit einander waren, er sah bey tausend Gelegenheiten die zärtliche Besorgniß des Mädchens um William, und er hielt das für herzliche Liebe, was bloß Dankbarkeit war: zu gleicher Zeit sah er, wie ruhig Mary blieb, wenn irgend ein Mädchen Williams Aufmerksamkeit auf sich zog. Ja er sah, mit welcher Unbefangenheit Mary selbst den Jüngling aufmerksam auf die schönsten Mädchen der Gegend machte. Er glaubte, Mary wollte erst William und sich selbst die Sicherheit einer beständigen Liebe verschaffen, und der Lord konnte sich nicht enthalten, die weise Mary hochzuschätzen.

Er sprach selbst jetzt oft mit ihr von den Tagen, da sie seines Sohnes Weib seyn würde, und Mary antwortete mit einem flüchtigen Erröthen immer, daß sie das Glück nicht verdiente.

Williams Herz zu beſitzen. Meine beſcheidene ſüße Mary! ſagte der Lord mit innigem Wohlgefallen: dieſes Geſtändniß macht dich eines Königs werth. Nach und nach wurde denn auch durch die Abweſenheit die Liebe des Mädchens zu Hyde weniger warm. Sie ſaß oft, den Kopf auf eine Schulter gebeugt, und betrachtete William. Warum liebe ich ihn nicht? ihn, der ſo liebenswürdig iſt? — warum muß mein undankbares Herz voll ſeyn von einem Manne, den ich nicht halb ſo gut kenne als William, und nicht halb ſo ſchätze? wie glücklich könnte ich ſeyn, wenn ich William liebte, wie ich Hyde liebe.

So ſprach ſie oft mit ſich ſelbſt, und überredete ſich nach einem ähnlichen Selbſtgeſpräch, daß ihre Neigung zu William anfinge zu wachſen, indem die Liebe zu Hyde abnehme. Indeß wenn ſie William antraf, wie er vor einem Grundriſſe von Madras ſaß und mit brennenden Augen die Gaſſen von Madras durchlief, ſo legte ſie eine Hand auf ſeine Schulter und fragte dann lächelnd, zeige mir doch, wo wohnt Fanny? und William legte die Finger auf die Gaſſe, und ſagte: hier auf dieſer Gaſſe wohnt ſie!

Dann ſetzte ſich Mary bey ihn, der Grundriß lag zwiſchen beyden, und ſie erzählte ihm von Fanny, aus ihrer Kindheit, ihre kleinſten Handlungen, und William ſaß da, auf den einen Arm geſtützt, und horchte; dann fiel ihm wohl eine Thräne aus dem Auge, und er ſtreifte denn gewöhnlich eine Stunde in den Johnſohniſchen Park umher, ſaß da, wo er mit Fanny geſeſſen hatte, und kehrte immer mit den Worten heim: ach, wer weiß? ſie *war doch unſchuldig.*

Fanny war mit Lord Ruſſel nach Madras ab-

gegangen, und das zog den Jüngling ungeſtüm an das Studium von Indien. Er las alle Reiſebeſchreibungen von Indien, und er kannte die Eigenheiten dieſer Nation ſehr genau.

So oft ſein Vater von ſeinen Reiſen redete, die er noch machen ſollte, ſo endigte ſich jedesmahl das Geſpräch mit Indien. Er nannte es das merkwürdigſte Land der Erde. Warum? fragte ſein Vater: es iſt die Wiege aller Nationen! antwortete William, und Fanny wohnt in Indien! ſagte Mary. Ja, ich würde ſehr glücklich ſeyn, wenn ich ſie wiederſehen könnte! rief William, und ſeine Miene war lachend wie der Frühlings Himmel.

Lieber Freund, ſagte Mary: du biſt noch weit von der Liebe gegen mich: dein ganzes Herz gehört noch Fanny. Nein, Mary, ſagte William: allein — ich habe den Nahmen Fanny ſo lieb; ich glaube, wenn du Fanny hieſſeſt, ich würde dich mehr lieben als mich ſelbſt.

Eines Tages hatten ſie einen Beſuch von einer benachbarten adelichen Familie: die Lady Balky war die ſtolzeſte Frau in England. Sie rechnete ihre Familie von Eduard dem Schwarzen ab, und ihr Mann war Friedens-Richter, und zweymahl Parlamentsglied geweſen.

Dieſe Dame ſchloß gleich im Anfange Mary in ihre Gewogenheit, ſie ſaß bey ihr, ſie nannte ſie mein ſchönes Kind, meine liebſte Freundin! ſie lobte ihre Kleidung, und alles, was ſie that, weil ſie dieſelbe für eine nahe Verwandte des Hauſes hielt. Unglücklicher Weiſe erkundigte ſie ſich bey William nach der Nähe der Verwandſchaft mit Mary.

Mary iſt nicht mit uns verwandt.

Nicht? und wer iſt ihr Vater? ein ſehr edles Mädchen!

Sehr edel! Ihr Vater iſt ein Bauer und heißt Stick.

Wie? ein Bauer? ein Bauer des Mädchens Vater? die Dame warf die Naſe in die Höhe, und da Mary ins Zimmer trat, begegnete ſie ihr nicht allein kalt, ſondern unhöflich. Sie machte ihr Vorwürfe, daß ſie ſich in vornehme Geſellſchaft dränge. Dem armen Mädchen traten die Thränen in die Augen. Sie wollte die Geſellſchaft verlaſſen, allein William ergriff ihre Hand, küßte ſie mit der ehrerbiethigſten Inbrunſt, und ſagte: Mylady, bis jetzt hat dieſes Mädchen, das Sie demüthigen wollen, meine Hand ausgeſchlagen. Hier, Mary, ich biethe dir jezt wieder mein Herz und meine Hand, und dann Mylady, hoff ich, werden Sie der Frau von Hillnethouſe ehrerbiethiger begegnen.

Mylady warf den Kopf auf, und redete ein paar Worte mit Lord Hillnet, und that nicht als ob ſie es gehört hätte. Man kam wieder in den Gang, auf einmahl wurde Mylady Ballky nicht wohl; ihr wurde von Minute zu Minute übler. Man brachte ſie zu Bette, und da es im Hauſe des Lords Hillnet an einer Kammerjungfer fehlte, und Mylady Ballky ſchlechterdings darauf beſtand, ſo gerieth man in keine kleine Verlegenheit.

Iſt das Irrhaus denn ſo voll, daß dieſe Dame keinen Platz da finden kann? fragte William und ging. Am andern Morgen traf er in dem Vorzimmer der Dame ein niedlich gekleidetes Kammermädchen. Es war Mary ſelbſt. Sie hatte ſich in die ſchlechte Kleidung eines Kammermädchens geworfen, und hatte die ſtolze Dame gebethen, dieſe Nacht ihre Bedienung anzunehmen. Mit einer halben Beſchämung nahm denn doch die Dame die Dienſte Marys an, und William, wie er das hörte,

sank zu Marys Füssen, o du unbeschreiblich gute Mary! rief er, und drückte ihre Knie an sich. Nein, Mädchen, du bist besser, besser wie ich!

Mary lächelte, und William führte sie mit Gewalt zu Lord Hillnet in dieser Kleidung, auch Lord Hillnet wußte nichts von dieser Verkleidung, und er drückte das Mädchen an seine Brust. Gott segne dich, meine Tochter, sagte er: und gebe dir das Glück, das du verdienst.

Von diesem Augenblicke an war William beständig bey Mary. Er sah sie mit den allerfreundlichsten Blicken an, er küßte ihre Hände, er küßte ihre Lippen; er warf sich oft, ohne ein Wort zu sagen, zu ihren Füssen, und sah sie lächelnd und bittend an. Marys Augen verdunkelten sich, wenn sie ihn so sah Ach, sie sah den Augenblick sich nähern, worin er sagen würde, Mary, ich liebe dich!

Und der Augenblick erschien, erschien sehr bald. Eines Morgens kam William zu Mary. Liebe Mary, sagte er: Fanno ist vergessen. Ich liebe dich! Sey mein Weib! mache mich glücklich, Mary! Er reichte ihr die Hand hin, Mary legte die ihrige hinein, und sagte abgewandt; ich bin dein! doch kostete ihr das Opfer bittere Thränen, die sie nicht zurück halten konnte.

William taumelte vor Entzücken, er lief zu seinem Vater, und verkündigte ihm, daß Mary sein wäre. Mary erschien wie eine Verbrecherinn. Sie blieb an der Thüre stehen. Milord! sagte sie, und schlug die Augen nieder. Du theure Braut meines Sohnes! sagte Lord Hillnet, und ging zu ihr, und wollte sie an seine Brust drücken. Mary sank vor ihm auf die Knie, der Lord segnete sie, und sie sank nun in des Jünglings Arme, mit dem *stillen Weinen* ihres geheimen Kummers.

William ſandte einen Bothen an den alten Stick, und gab ihm Nachricht von der Verbindung ſeiner Tochter mit ihm, und bath ihn herüber zu kommen, um Theil zu nehmen an der allgemeinen Freude, und ein Zeuge ihrer feyerlichen Verbindung zu ſeyn. Nach drey Tagen war der alte Stick in den Armen ſeiner Tochter, und er ſchwur hundertmahl im Tage, daß er nie geglaubt habe, daß ein Lord ſo edel ſeyn könnte, als Lord Hillnet, und daß ſein gnädiger Herr Schwiegerſohn der Beſte unter den Menſchen wäre.

Die Freude war allgemein, ein Entzücken ohne gleichen verbreitete ſich im ganzen Hauſe und im ganzen Dorfe, die Unterthanen des Lords ſchickten ein Paar aus ihren Mitteln ab, und ließen dem jungen Herrn Glück wünſchen, und ihm ſagen, daß Gott ihr Gebeth erhört habe, wie er Mary zu ihrer gnädigen Frau beſtimmt hätte. Mary vergoß die Thränen des innigſten Entzückens; William ſagte! ſiehſt du Mary, daß du zur Königinn beſtimmt biſt! der Erdkreis würde dir huldigen, wenn dich die Menſchen ſo kennten, als ich dich kenne.

Immer näher kam der groſſe Tag der Hochzeit, Mary harrte ihm mit klopfendem Herzen entgegen. Oft legte ſie die Fauſt auf ihr Herz, um das rebelliſche Herz zum Schweigen zu bringen, und ihre Unruhe nahm mit jeder dahin eilenden Minute zu. Sie weinte die Nächte durch, um am Tage lächeln zu können, ſie wagte es nicht ihren Vater nach Hyde zu fragen. Tauſendmahl hatte ſie die Frage auf den Lippen, und ſie verſchluckte es allemahl wieder. Nein, rief ſie endlich, in einer ſtillen Nacht: nein! ich will meiner Pflicht folgen, und mit ganzem Herzen folgen. Sie hüllte ihr naſſes

Auge in ihr Küſſen, ſie zwang ſich an Williams zu denken, und dachte, alles Beſtrebens ohnerachtet, an Hyde.

Einige Tage vor der Hochzeit brachte ein Bothe einen Brief an Mary. William nahm den Bothen den Brief ab, eben wollte er zu Mary hinein fliegen, und auf einmahl fiel er auf die Frage, wer ſchreibt an Mary? Mary hat für mich keine Geheimniße, ſprach er, erbrach den Brief und las:

„Liebſte Mary, ach, ich muß, ich muß die Angſt meines Herzens irgend einem menſchlichen Herzen klagen, und ich habe Niemanden, Niemanden als Sie, die Urſach meiner Leiden. Liebſte Mary, wie war es möglich mich zu vergeſſen, wie war es möglich dieſe reine heiße Liebe zu vergeſſen; die mein Herz für ſie fühlte?“ —

William zitterte und durchflog nun ſchneller den Brief.

„Ach, ich hatte Ihnen keine Landgüter, keine Titel anzubiethen, wie Sir Hillnet, ein liebevolles Herz, und eine ehrfurchtsvolle Liebe, war alles, was ich meiner Mary, meiner angebetheten Mary zu Füſſen legen konnte. O Mary, ſchlug Ihnen ihr Herz nicht, da ſie einem andern Manne ihrer Hand und ihr Wort gaben! Wie konnten Sie alle die Verſicherungen, alle die Schwüre ſo leicht vergeſſen, die Sie mir in den ſchönen Tagen, die nicht mehr ſind, thaten, mich ewig zu lieben!“

„Nein, ich will Sie nicht bereden, umzukehren; Sie ſehen es, ich ſchreibe erſt jetzt, da alle Hoffnung verſchwunden iſt, nein! ich wollte nur irgend in ein menſchliches Herz meinen Schmerz gießen, damit er mich nicht tödtete.“

„Sir William ſoll ein edler Mann ſeyn, und Sie werden glücklich ſeyn! Ach, und wenn er noch

so groß, noch so edelmüthig wäre, so wird er mir doch den Preis lassen, daß ich Mary heißer und reiner liebte als er; daß ich sie so rein, so frey von allem Interesse liebte, daß ich, zwar mit zerrissenem Herzen, mit einer ewigen Wunde in meiner Seele, zu Gott bethen kann: mache diese beyden Menschen glücklich. Leben Sie wohl, theuerste unvergeßliche Mary. Der Himmel gebe Ihnen das Glück, das er mir an ihrem Herzen gegeben haben würde, und Sie werden unaussprechlich glücklich seyn.“ Hyde.

William hielt noch immer den Brief in Händen, und wie ohne Leben stand er da. Endlich fuhr er mit der Hand an seine Stirn, und in dieser Stellung ging er in dem Garten, eine halbe Stunde auf und nieder. Endlich rieb er sich die Stirn hell, er schüttelte sich, er rieb die Hände, er wischte sich die Augen mit einer großen Heftigkeit aus, noch einmahl blieb er stehen, kreuzte die Arme über die Brust, und sah eine Minute in die Wolken, und nun ging er mit raschen Schritten zu Mary.

Liebste Mary, sieh, wie einem zuweilen etwas so sonderbar auffält, ich gehe in Garten, und da fällt mir es ein, ob du mich wohl liebtest.

Lieber William, du bist mein Retter, mein Wohlthäter —

Ich meine, so liebtest, wie Fanny; wenn ich nun dein Retter nicht wäre, wenn ich dich nun statt des beleidigt hätte, würdest du mich dennoch lieben? Fanny hatte mir Böses gethan, und ich liebte sie dennoch.

Mary sah ihn unruhig an. Liebe Mary, ich bitte, sey aufrichtig gegen mich! Liebst du einen Menschen auf der Welt mehr als mich? —

Mary sank laut schluchzend in seine Arme.

William küßte ſie und brach nach einigen unbedeutenden Fragen von dieſem Geſpräche ab. Bey Tiſch ſcherzte er zuweilen, zuweilen ſaß er da ſtill und nachdenkend. Uebermorgen Vater bin ich nun Marys Mann! Mary ſah auf ihren Teller. Und ſoll denn Marys Mutter nicht ihre Kinder ſegnen? Nein, lieber Vater, ich würde nicht froh ſeyn, wenn Jemand fehlte, den Mary lieb hätte. Mary erröthete bis in den Buſen. Ich will hinüber und will ſie hohlen. Morgen Abend bin ich wieder hier! Mary wird ſich freuen, nicht wahr Mary? Sie reichte ihm übern Tiſch die Hand, er küßte ſie.

Der Wagen wurde angeſpannt, und William fuhr ab. Er ging zu Marys Mutter, und brachte ihr die fröhliche Nachricht, daß er ſie zur Hochzeit abhohlen wolle. Indeß daß die Frau Stick ihre beſten Kleider einpackte, wanderte William im Dorfe umher, und erkundigte ſich bey verſchiedenen Einwohnern nach Hyde, und hörte überall von ihm das beſte Zeugniß.

Jetzt ging er ſelbſt zu Hyde. Er traf ihn allein im Garten, und er redete ihn mit einem ſehr freundlichen Geſichte an. Hören Sie, Hyde, Sie haben eine Geliebte gehabt, nicht wahr?

Hyde, der blaße kummervolle Jüngling, ſah ihn ſtarr an und ſeufzte. Wer ſind Sie, mein Herr?

Ich bin William Hilnet. Hyde erſchrack, daß er zitterte. Erſchrecken Sie nicht, lieber Hyde; Sie lieben Mary, ich liebe ſie auch, und Mary ſoll glücklich ſeyn. Wenn Sie mich für einen ehrlichen Mann hielten, warum wandten Sie ſich nicht ſogleich an mich? Wenn Mary Sie liebt, ſo iſt ſie dein! lieber Hyde, ich bin kein Böſewicht, zwey Menſchen unglücklich zu machen, die ſich lieben. Ich liebe Mary von Herzen; allein eben weil

ich sie liebe, soll sie glücklich seyn. Ich bin ein Mann, um nicht vor Schmerz zu sterben, wenn sie dich wählte, und ich glaube, sie wird dich wählen.

William hätte noch so eine Stunde fort reden können, denn Hyde war wie versteinert. Er sah William starr in die Augen, und endlich warf er sich vor ihm nieder, und rief stammelnd: o großmüthigster aller Menschen!

Großmüthig? ein Mädchen einem Manne geben, den sie liebt? nun das ist ja so natürlich als die Menschen am Leben lassen, die man sieht. Komm, Hyde, Mary ist eine Thörinn, daß sie mir es verschwieg, wie ich auf dem Wege war, uns alle drey unglücklich zu machen. Aber lieber Hyde, du setzt dich zu Pferde, und reitest mit nach Hillnethouse, da geh zum Pastor, und zeige dich nicht. Ich will dir schon sagen, wenn es Zeit ist.

Hyde voll Entzücken konnte keine Worte finden, seinem Wohlthäter zu danken; er bückte sich hundertmahl. Hör, lieber Hyde, unter Fremden thue ich das jetzt selbst, aber Marys Geliebter muß mein Freund seyn. Komm! Er küßte ihm auf den Mund, und ging zu Mutter Stick zurück.

Am andern Morgen fuhr William mit der Frau Stick ab, und Hyde trottirte auf einem Pferde weidlich hinter drein, und alle drey kamen glücklich an, Hyde zu dem Prediger, und William und Frau Stick in Marys Arme.

Am andern Morgen — die arme Mary — es war ihr Hochzeit-Tag. Sie hatte kein Auge zu gethan, ihre Augen waren roth, die Wangen blaß. Sie sah aus, als sollte sie zu Gericht geführt werden. Sie schlug die Augen nieder, wenn man sie ansah, ihre Wangen hingen voll Thränen. William

trat herein, und bath, man möchte ihm mit Mary allein laſſen.

Hör, liebe Mary, du biſt bleich wie eine Leiche, deine Augen ſtehen voll Thränen, liebe Mary, ich will dich nicht unglücklich machen; du jammerſt mich! liebe Mary, du liebſt mich nicht?

William! ſo ſagte ſie und ſank auf ſeine Hand.

Mary, liebſt du keinen Mann auf der Erde?

O William, martre mich nicht! ſagte ſie mit einer leidenden Stimme.

Auch Hyde nicht?

Mary ſchauderte, ihre Bläſſe wurde noch bläſſer, ſie wollte die Arme nach William ausſtrecken, und ſie ſanken kraftlos nieder, ſie fiel leblos an ſeine Bruſt. Wie ſie ſich erhohlt hatte, ſo ſtreichelte ihr William die Wangen: liebe Mary, liebe Mary, ſey gut, Du liebſt Hyde? womit hab ich dein Mißtrauen verdient?

Mary ſank innig an ſeine Bruſt: ja ich kann es nicht länger verhehlen, ich liebe Hyde!

William runzelte ein klein' wenig die Stirn. Liebe Mary, warum haſt du mir das gethan? — Nein, Mary, heute will ich dir keine Vorwürfe machen! Mary ſoll glücklich ſeyn! Er flog zur Thüre hinaus, und nach fünf Minuten kam er auſſer Athem mit Hyde zurück, er zog ihn ins Zimmer zu Mary, und rief nun laut: Sie hat dich gewählt. Sey glücklich!

Mary ſchrie laut auf, und ſchwankte in einen Stuhl. Hyde ſtand ſprachlos da, und ſah Mary mit ängſtlichen und entzückten Blicken an. William ergriff eine von Marys Händen, und benetzte ſie mit heißen Thränen: Liebe Mary, erhohle dich. Das iſt dein Hyde, mein Freund! du wirſt ſein Weib!

Mary, William und Hyde wandten sich durch alle Gefühle, der Scham, der Angst, der Dankbarkeit, der Liebe, des Entzückens, bis endlich ihre Herzen beruhigt wurden. O großmüthigster unter allen Menschen, und Engel des Himmels! rief Mary und sank zu Williams Füßen, bedeckte seine Hand mit den brennendsten Küssen, und mit heißen Thränen. Lord Hillnet erstaunte, Vater Stick schüttelte vor Unwillen den Kopf, und konnte nicht aufhören den Kopf zu schütteln, Mutter Stick brummte etwas von dummer Närrinn! William ganzes Ansehn und heftiges Treiben war nöthig, die Leute alle in die Kirche zu bringen. Kurz Hyde und Mary waren nach einer Stunde Mann und Frau. William gab Hyde am Abend eine Hand voll Banknoten, Mary konnte nicht heiter werden, sie war traurig, und blieb es, sie konnte das Auge nicht aufschlagen. Trauriger ist nie eine Braut in die Arme ihres Geliebten gesunken. William, sagte sie schluchzend am Abend: William, du hast einen Dorn in mein Herz geworfen; ach, ich fürchte, ich werde ihn nicht eher herausreissen können, als bis du glücklich bist, und wann wirst du mit deinem Herzen glücklich werden! du wirst nie ein Herz finden, das du nicht zuletzt verachten müßtest.

William lächelte: ich bin glücklich, Mary, wenn ich dich glücklich weiß.

Die jungen Eheleute blieben noch ein Paar Tage in Hillnethouse, und dann reiseten sie mit Sticks ab. Mary konnte sich kaum von William trennen, sie hing Minutenlang in seinen Armen, und an seinen Lippen. Man mußte sie beynahe mit Gewalt in den Wagen tragen. William sah dem Wagen nach, so lang er konnte, und nun versank

er

er in finstre Träume, so heiter er auch die Tage über gewesen war.

So traurig, William? fragte der Vater.

Ich habe recht gehandelt, Vater, und dennoch — er hielt inne, — und dennoch kostet mich diese Handlung Thränen. Mary ist nun glücklich; allein ich — ach Vater, wenn sie das einzige Mädchen auf dem Erdboden war, die für mich ein Herz hatte? Sie, sie wollte mir ihre Liebe aufopfern. Es war Unrecht; allein — kann denn auch Unrecht großmüthig seyn? Und Fanny, Fanny, Vater, liebte mich, und sie gab einem andern ihre Hand, und Mary gab mir die ihrige und liebte mich nicht. Wann werde ich mich an diese Menschen gewöhnen? wann werde ich sie nur kennen? früh oder spät? ich fühle es, ich werde mich allein in mein Thal verschließen müssen, ich werde allein leben und allein sterben!

Er versank jetzt in die schwermüthigsten Träume. Sein Geist war unter Fanny und Mary getheilt. Indeß die Zeit, seine Jugend, seine Gesundheit, seine natürliche Heiterkeit, und besonders die schöne Güte seines Herzens heilten die Wunde wieder Und nun fiel sein Geist wieder auf das Reisen. Er betzte mit seinem Vater England. Er traf viele Mädchen, die ihm gefielen; allein bey einer nähern Bekanntschaft erklärte er doch immer zuletzt: es ist nicht Fanny! es ist nicht Mary! Hier stieß ihn die Eitelkeit, dort die Putzsucht, dort die Koketterie zurück. Vater, rief er endlich mit einer sehr finstern und gerunzelten Stirn: sie haben die Gestalt von Menschen, allein nichts mehr. Sie lieben nichts als die Kleider, die Schmeicheleyen, und der weibischste unter allen Männern, ist ihnen der liebenswürdigste.

Sie gingen nach Hause. William besuchte Mary, und kam nur mit einem Dorn mehr im Herzen zurück. Sie leben so glücklich! rief er: und dieß Herz klopft vergebens. Wo werd ich endlich einen Menschen finden? Sein Vater suchte alle Mittel hervor ihn zu zerstreuen; allein er blieb immer unruhig und unstät. Er trieb allerley Arbeiten, ohne an einer zu hängen: er gab seinen Unterthanen Feste, bey denen er der einzige war, der nicht fröhlich seyn konnte; er forschte mit dem angestrengtesten Nachspüren nach dem Unglücklichen, und half ihm, und wenn eine Familie, die er rettete, ihm zu Füßen lag, und ihm ihren Dank stammelte, so war er erweicht, er vergoß Thränen, und eine Stunde nachher sagte er zu sich selbst, oder seinem Vater: was ist mir das? Auch das hätt' ich nicht gekonnt, wenn nicht der Zufall mir Gold in Menge zugeworfen hätte; ein kleiner Zufall mehr, der mich arm macht, und ich bin mit meinem Herzen nicht im Stande, eine Thräne zu trocknen. Ich bin unter diesen Menschen nichts, als mein Hund, der ohne zu wissen weßhalb, das thut, was ich ihn heiße.

Lieber William, Menschen retten, das hältst du —

Lieber Vater, ich muß erst das Gold achten, wenn ich Werth auf eine solche Handlung legen soll, die mich nichts als Gold kostet. Sie bethen mein Gold an, und stoßen mein Herz zurück. Vater, ich gehöre in mein Thal, die Welt ist nicht für mich! die beyden besten Menschen, Fanny und Mary haben mich betrogen. Was werden die andern nicht! —

Eine poetische Beschreibung der Aussicht auf dem Aetna faßte einen Abend seine Fantasie. Ich

will nach Italien, Vater! sagte er den andern Morgen, und sein Vater antwortete: der Himmel lasse dich dort Ruhe finden! Er reiste ab von den Segnungen seines Vaters begleitet, mit den reichsten Wechseln versehen, und mit einem Herzen voll Wünschen endlich ausser seinem Vaterlande einen Menschen zu finden, dem er sein Herz schenken konnte.

Seine Verschlossenheit nahm überall zu, überall fand er den Menschen voll Vorurtheile, die sein Herz verhärteten, und die schönen Gefühle der Natur unterdrückten. In Italien rettete er dem Grafen Guiliano Pignani das Leben; Pignani schloß sich an den großmüthigen Engländer an, er bath um seine Freundschaft, und William antwortete kalt: wie kann ich dein Freund seyn? ich kenne dich ja nicht. Pignani ließ nicht nach, und erwarb sich wirklich das Vertrauen und die Liebe des jungen Engländers. Pignani erfuhr sehr bald die romantischen Ideen Williams von Tugend, er verschwieg ihm daher sehr sorgfältig seine Grundsätze; allein William rettete ein unschuldiges Mädchen aus Pignanis Händen, das dieser dem Geliebten des Mädchens aus den Armen gerissen hatte. William führte das Mädchen ihrem Geliebten wieder zu; und nun hörte er die schrecklichen Mittel, die der wollüstige Graf gebraucht hatte, diese Unschuld zu zerstören.

William voll Unwillen auf Pignani, und dennoch sein Freund, flog zu ihm, traf bey ihm Gesellschaft, und warf ihm hier sein Verbrechen mit Thränen und den eindringensten Vorstellungen vor. Pignani lachte, und machte ihm begreiflich, daß diese kleinen Galanterien nicht das mindeste bedeuteten; dagegen machte William dem Grafen die

greiflich, daß er den für einen boßhaften Schurken hielte, der solche Grundsätze haben könne, und der Erfolg war, daß Pignani seinen Freund forderte, William ihm weichherzig zulächelte, ihm die Hand hinhielt und sagte: Leb wohl Pignani! wir passen nicht! —

Im Piemontesischen rettete er einen Bauer aus dem tiefsten Abgrunde des Mangels und des Elendes, er führte ihn wieder in seine Hütte; die dankbare Familie lag zu seinen Füßen, und ein sehr schönes Mädchen von siebzehn Jahren wurde nicht müde, des Jünglings wohlthätige Hand zu küssen. Die Situation hatte etwas ähnliches mit der Begebenheit, die ihn mit Mary bekannt gemacht hatte, die schöne Julie war wie Mary. William blieb in der Wohnung dieser Familie nach einer geheimen Ahndung des Herzens; sein Umgang mit Julie wurde von Tage zu Tage vertraulicher, er bekletterte mit Julien die Felsen, er lag mit ihr bey dem heißen Sommer in den abgelegensten Höhlen. Die Aeltern lächelten, wenn sie erst um Mitternacht von ihren Spatziergängen zu Hause kamen. Beyde Liebende schliefen nur durch eine leichte Brettwand abgesondert, von einander, und zum Füßen der Betten war die Thüre. William saß oft schon beym ersten Morgenstrahl des Tages auf Juliens Bette, und weckte sie mit brennenden Küssen.

Julie liebte ihn, und er lebte im Himmel.

Ich habe Mary wieder gefunden, schrieb er an Mary: mitten in den Piemontesischen Gebürgen. Sie liebt mich, sie ist mein! und ich werde glücklich seyn.

Er that den Aeltern endlich den Vorschlag, Julien zu heirathen: man erstaunte, man sank zu

ſeinen Füßen, nur Julie blieb ſtehen und ſagte lachend, ich liebe dich, Guilelmo!

William drückte ſie an ſeine Bruſt, und bath nun beyde Alten mit nach ſeinem Vaterlande zu gehen. England? das Land der Ketzer? aber Sie, Signor, ſind doch wohl kein Ketzer?

Warum nicht? lächelte William. Der Vater ſchlug die Augen gen Himmel; die Mutter kreuzte ſich, Julie betrachtete ihn mit naſſen Augen und rief! Gott, ein Ketzer! William ſuchte die Vorurtheile dieſer guten Leute zu zerſtreuen; allein vergebens. Er blieb ein Ketzer, und Julie — liebte den Himmel mehr als ihn. William verließ in finſterm Kummer das Thal, wo er ſo glücklich geweſen war, und wo ihn der Himmel vertrieben hatte.

Er reiſte durch Frankreich, und überall fand er den Menſchen voll Vorurtheile, nirgends Wahrheit, nirgends Liebe; überall den Menſchen von Menſchen unterjocht, überall fand er den Menſchen als Sclaven oder als Tyrannen. Ich will in mein Thal zurückkehren, ſchrieb er an Mary: ich finde nirgends ein Herz, das menſchlich ſchlägt. Der Menſch iſt dem Menſchen nichts. Für Gold habe ich Liebe kaufen können, allein für mein Herz? — Mary, du warſt die einzige, die es werth hielt, du oder Fanny. Ich bin allein in der Welt! Ich weine Thränen, unfruchtbare Thränen, in dieſem ungeheuren Grabe, wo Statüen wie Menſchen umher ſchleichen, und ſich martern! Leb wohl Mary, ich kehre in mein Thal zurück, das mich erzogen hat; es ſoll mich ſterben ſehen!

So düſter kam er endlich wieder in London an. Zufällig traf er in einer Taverne einen Officier, deſſen offene Geſichtsbildung ihm gefiel. Er fragte *nach ſeinem Nahmen.* Er heißt Ruſſel Ruſſel? rief

William lebhaft, und sein Blick sank trübe wieder vor sich hin. Ich habe einen Lord Russel gekannt, der in Indien ist, hob er seufzend wieder an.

Das ist mein Onkle. Hätten Sie etwas an ihn zu bestellen, ich werde ihn im kurzen sehen. Ich gehe nach Indien, um dort mein Glück zu suchen.

Ihr Glück? Es fiel William auf. Er bath den Sir Russel, ihn zu besuchen, und ging nach Hause. Er geht nach Indien, er wird Fanny sehen! das waren die beyden Gedanken, womit seine geschäftige Fantasie ihn den ganzen Abend und die Nacht durch unterhielt. Er träumte sich an Russels Stelle. Indiens Ufer stand in dem hellsten Lichte vor seinen Augen, es war, als ob jedes andere Land in einem trüben Schleyer läge, als ob Indien allein von der Sonne erleuchtet wäre.

Russel kam. Das Gespräch war Indien. Williams Wünsche äußerten sich, und Russel machte ihm die Reise so leicht, Indien so schön, daß Williams ganze Fantasie davon entflammt wurde. Er stützte den Kopf ein paar Minuten auf; dann sprang er auf einmahl auf, und rief: Russel, ich gehe mit Ihnen! — Zwar — setzte er bedenklich hinzu — ich werde dort das Glück nicht finden, das ich suche; — allein — ich gehe mit Ihnen. In wenig Tagen war William mit allen versehen, was zu einer Reise nach Indien gehörte, und wie sein Vater den Brief in den zitternden Händen hielt, worin er ihm schrieb, daß er nach Indien gehe, so schwebte William schon mitten auf dem Kanale, und saß auf dem Verdecke, und mahlte sich die Scene aus, wie zärtlich ihn Fanny empfangen würde.

Die verdammte Langeweile! rief Russel, und William sagte finster: ich habe keine. Er saß thatlos auf dem Verdecke, und wie sie um Afrika's

Spitze auf Indien zusteuerten; so durchdrangen seine Blicke den fernen Horizont, und seine Fantasie eilte voraus ans Ufer, wo Fanny unter einer Palme stand, und ihm die Arme entgegen breitete.

Endlich war die Wiege der Nationen, und Fannys Aufenthalt, Indien, erreicht, und William konnte kaum erwarten, an das Ufer gefahren zu werden. Er eilte in Madras hinein. Wo wohnt Mylord Russel? rief er. Ein Indier wollte ihn führen, und mit hohem Herzklopfen eilte er vor dem Indier her. Hier wohnt er, und William sprang in das Haus, er öffnete eine Thüre, und da saß Mylady Russel, auf ihrem Schoß einen nackten, schönen, lachenden Knaben, mit dem sie schäckerte.

William stand da, ohne Athem, ohne Worte: er machte Bewegungen mit den Händen, die Fanny nicht verstand. Ein wenig erschrocken war Fanny aufgesprungen, sie hatte den Kleinen auf die Tapete gelegt, sie sah den Fremden verlegen an, sie öffnete die Lippen, um ihre Leute zu rufen. Fanny! rief jetzt William mit einer seelenvollen erschütternden Stimme, und Fanny erkannte ihn. William! schrie sie eben so laut, mit eben dem Accente der innersten Bewegung. Ein Fremder hätte in den beyden Worten die Stimme der heißesten Liebe erkannt.

William flog auf sie ein, er sank zu ihren Füßen, und umfaßte ihre Knie, er stammelte, er weinte, er seufzte, er sah mit den Augen an ihr hinauf und sein Mund drückte ihre Kniee, und seine Arme umschlangen den schlanken schönen Leib. Sie stand in seinen Armen, ihr Auge schwamm in Thränen, sie sah ihn nicht an, ihr Auge flog nach allen Seiten umher, mit einer Heftigkeit, als ob sie Hülfe gegen Williams Umarmungen suche. Ihre

Arme nur allein zeigten, was ihr Herz fühlte, ihre Arme hingen auf seinem Rücken, und ihre verrätherischen Hände drückten den Jüngling an sich.

So standen sie im sprachlosen Entzücken; so hab ich dich endlich, ach! endlich wieder! rief William, und sie sank auf seinen Mund, wie sie ihn aufrichten wollte. Ein langer, stiller, liebevoller Kuß antwortete seiner Frage. Der Sturm der Leidenschaft wich nun der sanften Freude, und William und Fanny standen nun Hand in Hand, Auge an Auge, und oft Mund an Mund, und fragten tausendmahl; sie: hast du endlich meiner gedacht? er: liebst du mich noch Fanny?

Keines antwortete; sie sahen sich lächelnd an, sie drückten sich die Hände, sie konnten kein Auge von einander verwenden. Fanny hatte alle Verhältnisse vergessen; sie war das Mädchen Fanny wieder, die Vergangenheit war von dem Gefühle ihres Busens zernichtet, und erst da ihr Knabe sich in das Gewand seiner Mutter hineinschmiegte, und zu ihr aufschrie, ihn aufzunehmen, und wie sie niedersah, den Sohn des Lord Russels erblickte, sich bückte ihn aufzunehmen: jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie Mylady Russel war.

Eben wollte William sie wieder in seine Arme nehmen, sie wandte sich mit einer hochrothen Wange aus seinem Arme. Gott, Sir Hillnet! seufzte sie; Lassen Sie uns setzen! Sie setzte sich und nahm den Knaben auf den Schoß. William setzte sich zu ihr, ergriff ihre Hand, drückte sie bald an seine Lippen, bald an seine Brust? er erzählte ihr, daß er auf der weiten Erde nirgend ein Herz angetroffen habe, das für ihn schlug. Ach Fanny, nur *deines*, nur deines! setzt er mit einem tiefen Seufzer *hinzu*. Fanny betrachtete ihren Sohn, und

zwey Thränen fielen auf des Knaben Wange, aus ihren Augen. Davon still! sagte sie, und gab ihm, immer die Augen auf ihren Sohn geheftet, von der Seite die Hand: davon still, lieber William!

Jetzt liebst du Russel! du darfst mich nicht mehr lieben! sagte er schluchzend, stand auf, und trat ans Fenster. Fanny antwortete nicht. William blieb am Fenster stehen, und Fanny küßte den Knaben um ihre Thränen zu verbergen. O liebste Fanny, hob William aufs neue an, und legte seine Lippen auf ihre Wange, o liebste Fanny, liebst du mich noch?

William! sagte Fanny ernst, stand auf, nahm ihren Sohn auf ihre Arme und hielt ihm den Knaben hin: William, du hast meinen Sohn noch nicht geküßt!

Dein Sohn? rief William: dein Sohn? Seine Augen fielen schnell und mit hellen Strahlen auf das Kind. Er nahm ihn auf seine Arme, er betrachtete ihn, und sein Auge wurde immer heller, seine Blicke immer heitrer. Fannys Sohn! rief er auf einmahl, und nun regnete es Küsse und Thränen auf das Gesicht des Knaben. Fannys Sohn! rief er voll Entzücken. Fanny, ist das wahr? ist das dein Sohn? und nun hüpfte er mit ihm vor Freude taumelnd umher.

Die Thüre öffnete sich und Mylord Russel trat ins Zimmer. Willkommen Hillnet! willkommen! tausendmahl willkommen, liebster William! Er umarmte ihn. O sieh, sieh, rief William: das ist Fannys Sohn! Gott, Gott, wie glücklich bin ich! Fannys Sohn! Es kostete Mühe, den Jüngling aus dem Taumel seines Entzückens zu reißen, worin ihn die Idee eines Sohns von Fanny gesetzt hatte. Er betrachtete nun den Knaben, verglich ihn mit seiner Mutter, und Thränen quollen dabey

[illegible]

wie der ihm sagte: sieh, William, so kannst du deine Schwester jeden Augenblick sehen und sprechen, wenn du willst.

Nach ein paar Tagen, in denen sich William dieser Erlaubniß in vollem Maße bedient hatte, war er mit Russel allein. Hör, lieber William, fing Russel zutraulich an: du hast Fanny geliebt? William erzählte nun dem aufmerksamen Russel mit einer unwiderstehlichen Aufrichtigkeit des Herzens seine ganze Begebenheit mit Fanny, erzählte ihm mit Thränen in den Augen, mit einer Leidenschaft, mit einer Wärme, die alle seine Blicke, seine Bewegungen, den Ton seiner Stimme, und alle seine Worte durchglühte. Und jetzt, jetzt lieber Russel, o ich liebe sie, ich liebe sie mit einer Gewalt, die unbeschreiblich ist, ich liebe alles, was ihr angehört, ich liebe dich, weil du ihr Mann bist, und ihren Sohn, o dein Sohn — o Gott mache mich so glücklich, daß ich dieses Kindes Liebe erwerben kann!

Russel umarmete ihn, mit einer Unruhe, die selbst William merklich war. Höre, William, liebe meine Fanny, liebe meinen Sohn, liebe mich! Lebe mit Fanny, nur eins, eins versprich mir! nur eins! William sah ihn groß an. Lieber William, habe kein Geheimniß vor mir! Sey immer gleich aufrichtig gegen mich! Willst du?

Ich will, Russel!

Wenn ich dich frage wie lebst du mit Fanny? willst du mir denn die Wahrheit sagen?

Wahrlich, ich will liebster Russel.

Gut! — so lebe bey mir, wie du willst. Ich werde dir sagen, wenn du etwas thust, das mir mißfällt! Ein Böswicht kann William nicht seyn.

Ein Böswicht kann William nicht seyn! Die

Worte waren William nicht wenig aufgefallen, und sobald er konnte, ging er allein, um diesen Worten nachzudenken. Er ging tief in das Innere seines Herzens zurück, und er fand überall gegen Fanny, gegen Russel, die reinste Liebe. Nein, rief er: nein Russel, ein Böswicht kann William nicht seyn! Er ging von dem Altan hinab in Fannys Zimmer. Er betrachtete das reitzende Weib, er betrachtete sie mit brennenden Augen; allein er wollte doch nichts von ihr, das fühlte er, nichts als ihre Freundschaft. Vertraulich setzte er sich zu ihr, er scherzte mit ihr, spielte mit ihrem Sohne, und wenn Russel in das Zimmer trat, so reichte er ihm eine freundliche Hand entgegen. So ging es Tage, so ging es Wochen, so ging es Monathe. Russel sah William bey Fanny leben, und wenn er die Thüre öffnete, und William saß bey ihr, und hatte sie umfaßt, mit der einen Hand, und schäckerte mit der andern Hand mit dem kleinen Knaben, so lächelte Russel zufrieden; er setzte sich an die andre Seite seiner Fanny, und die Tage vergingen, die Abende vergingen unter Lachen, Gespräch und Scherz.

Wie glücklich bin ich, lieber Russel! rief William oft. Fanny liebt mich, du liebst mich, und ich liebe euch. Es könnte anders seyn, allein es ist so gut, und Russel umarmte ihn, und sagte: Gott, lasse uns so glücklich, als wir es jetzt sind.

Russel traute Fanny. Er hatte ihr die Erzählung Williams von seiner und Fannys Liebe wiederhohlt. Ich weiß es, Fanny, sprach er: du liebst ihn noch, und wer könnte ihn nicht lieben, den Jüngling, mit dem reinen schönen Herzen? Liebe ihn Fanny, liebe ihn wie eine Schwester den Bruder; allein habe keine Geheimnisse vor mir. Ich

kann dir alles vergeben, nur das nicht, wenn du mich betriegen wolltest.

Fanny ging freundlich mit William um; allein sie liebte ihren Gemahl, sie war Mutter, sie fühlte eine Ruhe in ihrer Brust, die sie selbst in ihren Augen groß machte: sie lächelte ihrem Gemahl zu. Ich liebe William, aber mein Herz soll dir offen seyn.

Monathe, glückliche, selige Monathe waren so über diese drey Menschen hingeflogen; und auf einmahl fing Fannys Auge zuweilen an düster zu werden. Sie seufzte, wenn sie mit William allein war, sie sah ihn verstohlen an; wenn er sie umfaßte, so bebte sie; wenn er sie küßte, so erröthete sie. William fragte: was ist dir, beste Fanny? was ist dir? und Fanny schlug das Auge auf ihn, mit einem stillen Blicke, dann wieder nieder, und antwortete nichts.

In der Kühle des Abends lag Fanny unter einem Pagodenbaum *) und schlummerte; in einer nahen Laube saß William, zu seinen Füssen Fannys Sohn, und William wand der schlafenden Fanny ein Halsband von Mugriblumen **), welche ihm der Kleine zureichte. Bey jeder Blume,

*) Pagodenbaum oder Baum der Banianen, vielleicht der schönste Baum in der Welt. Seine Zweige senken sich rankenartig wieder an den Boden, schlagen Wurzel, steigen wieder in die Höh, und so bildet ein Baum oft in so großer Menge die schattigsten Lauben, daß tausende von Menschen darunter Raum haben.

**) Mugri Blumen. Man trägt davon Halsbänder. Es sollen die wohlriechendsten Blumen der Erde seyn, und viel Aehnlichkeit mit spanischen gefüllten Jasmin haben.

welche William in den Kranz hinein wand, sah er sich einmahl nach Fanny um, betrachtete sie sehnlich, lächelte, und wand den Mugtikranz weiter. Auf einmahl sprang er wild auf, stürzte auf Fanny zu, und ergriff eine Brillenschlange, die sich eben Fanny näherte, und schleuderte sie aus der Laube. Eine junge Indianerinn, welche bey Fanny wachte, und ihr mit einem Fächer kühle Luft zuwehte, schrie auf; sie lief zu William, und fragte ihn, ob er von der Schlange gebissen sey? Zum Glück hatte sie William gleich hinter dem Kopfe gefaßt, und er war gesund

Er bath die Indianerinn ruhig zu seyn, und ging in den fernsten Theil des Gartens. In dem Augenblicke war Fanny erwacht. Sie fragte die erschrockene Indianerinn, was vorgefallen wäre, und diese erzählte Fanny die Heldenthat Williams, und zeigte ihr die fürchterliche Brillenschlange, die er mit der äußersten Gewalt gegen die Bambushecke geschleudert hatte.

Gott! rief Fanny! Gott! er ergriff sie? die Schlange? und ist unbeschädigt?

Unbeschädigt? sagte die Indianerinn, ach Mylady, wer einen solchen Bruder hat, der das Leben für seine Schwester gibt, wie glücklich ist der!

Fanny standen die hellen Thränen in den Augen. Sie flog aus der Laube William nach, und sie sah ihn im Gebüsche auf den Knien liegen, die Hände gen Himmel gefalten. Er bethet für mich! sprach Fanny leise, und sie sank auf die Knie, und schluchzte am Boden, o warum mußte er nicht mein seyn!

Sie ging zurück, sie ging hinein, sie verschloß sich in ihr Zimmer, und seit diesem Abende war ihr Betragen so ganz gegen William verän-

dert. Sie erwähnte kein Wort gegen William von der Schlange, und auch William sagte nichts. Sie betrachtete ihn mit thränenden Augen, und küßte nur einmahl ganz leicht die Hand, mit der er die Schlange ergriffen hatte, wie sie ihn von ungefähr schlafend auf dem Altane des Hauses fand.

So oft auch William fragte, was ist dir Fanny? so nahm Fannys Unruhe dennoch nicht ab, sondern sie wurde von Tage zu Tage stärker, und auffallender. Anfangs bog sie sich ab, wenn William sie küßte, sie entzog ihm ihre Hand, sie sah mit trübem Auge vor sich nieder, wenn er sie meine liebste Fanny nannte; sogar rief sie eine kleine zehnjährige Indianerinn ins Zimmer, wenn sie wußte, daß ihr Mann den ganzen Nachmittag über ausbleiben wollte; jetzt aber fing sie an, sehr ungleich in ihrem Betragen gegen William zu werden. Bald entriß sie sich mit einer schnellen, jähen Heftigkeit seinen Lippen, flog an das andere Ende des Zimmers, bald drückte sie ihn eben so heftig an ihre Brust, und verschlang durstig seine Küsse. Wo waren die vertraulichen Gespräche Williams und Fannys geblieben? Jetzt saßen sie Stunden lang bey einander. William fing an zu reden; allein Fanny sah vor sich nieder, und antwortete nicht. Liebe Fanny, was ist dir? Fanny betrachtete ihn mit ungewissen, ängstlichen, traurigen und kurzen Blicken, seufzte, schlug die Augen an die Decke und antwortete nicht.

Dann saß William traurig neben ihr, drückte ihr die Hand von Zeit zu Zeit, und Fanny riß jetzt ihre Hand aus seiner, dann drückte sie seine Hand an ihre Brust, und an ihre Lippen. In Fannys Brust wüthete die allerheißeste Liebe, und allerhingebendste Dankbarkeit gegen William. Er

hatte die Meere durchstrichen um sie zu sehen; er hatte sogar sein Leben gewagt, um ihres zu retten. Fanny war unglücklich, sie suchte die Einsamkeit, um sich satt weinen zu können; ach, und ihn täglich um sich sehn zu müssen, ihn, diesen reitzendsten liebevollen Mann! du saß er, und erforschte jeden Blick Fannys, jede stille Miene machte ihn besorgt, jedes Lächeln heiter. Er lebte von ihrem Blicke, von ihrem Athem. O wehe, wehe, rief sie: daß ich nicht sein bin!

Unter beständiger Abwechselung von bitterer Kälte, und wilder leidenschaftlicher Wärme gegen William waren doch nach und nach mancherley Vertraulichkeiten unter Fanny und William eingeschlichen. Er besuchte sie während ihres Mittagsschlafs unter ihrem Pandal *), und saß ganze Stunden an ihrem Lager und wehte ihr frische Luft zu. Abends saß er manchmahl bis tief in die Nacht unter einem Banianenbaume mit Fanny, und immer mit dem sinkenden Abende wurde Fanny stiller, aber auch freundlich und zärtlich.

Oft zog sie ihn ungestüm an sich, und preßte ihn weinend an ihre Brust, dann stieß sie ihn wieder gewaltig von sich ab, flog auf durch die Lauben, als wollte sie hinein eilen, und er fand sie noch immer unter einer andern und dunklern Laube sitzen, und weinen.

Einen Abend nahm sie ihn in ihre Arme, höre; lieber William! sprach sie zögernd: du siehst meine Thränen, du siehst wie der Gram an meinem Her-

*) Pandal, eine Art von Zelt, das man aufschlägt, um gegen die Hitze des Mittags sich zu sichern. Die Hindus fevern auch ihre Hochzeiten unter solchen Zelten.

Herzens nagt. William, wir müssen uns scheiden! du mußt mich verlassen!

Dich verlassen? Fanny, dich verlassen? Fanny, meine geliebte Fanny, und liebst du mich nicht?

Sie schlug ihren Blick zu Boden: William! ich liebe dich, wir müssen uns trennen! William du willst ich soll glücklich seyn? Nun, so müssen wir uns trennen.

William betrachtete sie mit grossen Augen. Fanny um dich glücklich zu machen? Fanny: ist das wahr? Fany, um dich glücklich zu machen, soll ich fort?

Bey Gott dem Allmächtigen! es ist so! hob sie mit Heftigkeit an.

William schauderte, Er umfaßte sie stillschweigend, und verließ die Laube, und gieg mit nassen Augen in das Haus. Fanny folgte ihm, und hörte, wie er seinen Leuten Befehl gab zu packen. Ich muß fort! das hörte Fanny, und ihr Herz erstarrte. Fort? rief sie sich selbst zu: fort muß er? sie schlich auf den Altan, hier setzte sie sich und weinte sich aus. Nun sah sie William noch im Garten gehen; mit starken Schritten ging er, kämpfend mit sich, auf und ab. Sie flog hinab, nur im leichtesten Musselin gekleidet, sie flog in seine Arme. Mein William, rief sie; und drückte ihn an ihre Brust: nein, du darfst mich nicht verlassen, oder ich sterbe. Nein, William!

William erstaunte. Er schloß sie in seine Arme, so reitzend war Fanny noch nicht gewesen! ihr Busen wallte unter seinen brennenden Lippen. Er zog sie auf seine Knie, sie versank in seine Arme, sie war ganz sein, und William trank von ihrem Munde ein süßes Vergessen seiner selbst. Ihr

Schutzengel wachte. Ein Windſtoß beugte den Banianenbaum nieder. William erwachte und Fanny riß ſich aus ſeinen Armen, ſie wollte entfliehen, noch einmahl kehrte ſie an der Thüre zurück: du bleibſt, mein Geliebter! flüſterte ſie leiſe ihm zu, und ſie verlor ſich unter den Lauben.

William überließ ſich ſeinen Betrachtungen, und nur ganz dunkel ſchien ihm ſeine jetzige Lage mit Ruſſels Worten in Verbindung zu ſtehen, mit den Worten: ein Böſewicht kann William nicht ſeyn! Nein, rief er noch einmahl! ein Böſewicht ſoll William nicht ſeyn! ſo blieb er die Nacht in mannigfaltigen Träumen im Garten. Nein, ein Böſewicht ſoll William nicht ſeyn! rief er noch einmahl, da die Sonne aufging.

Fanny war verändert. Sie ſah William an; allein ihr Auge ſagte gar nichts, ſie bath ihn auf ſeinem Zimmer zu bleiben, ſie gab Geſchäfte vor, welche ſie zwängen abweſend zu ſeyn. Sie ſuchte Ruſſel auf, ſie hing an Ruſſels Arme, ſie ſchien William nicht zu bemerken. Sie floh jeden Spaziergang allein mit ihm, ſie vermied jedes Geſpräch; eine feine, hübſche Indianerinn war immer ihr zur Seite. Sie ſchien ganz ein anderes Weib geworden zu ſeyn. William kümmerte ſich ab, er konnte Fanny nicht begreifen. Einmahl traf er ſie dennoch allein, er warf ſich ihr zu Füßen, er quälte ſie, ihm zu ſagen, womit er ſie beleidigt habe. Liebe Fanny, ſende mich weg, mach mit mir, was du willſt. nur entzieh mir dein Herz nicht. Fanny ſchwankte hin und her; ſie antwortete anfangs gar nicht; ſie ſah auf beyde Seiten, nur nicht auf ihn; ſie lächelte; endlich ſtürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen! ſie fiel in Williams Arme, ſie drückte einen heiſſen Kuß auf ſeine Lippen

Nein, William? rief ſie: was hilft mir mein Kämpfen. Ich muß erliegen! So höre! ich liebe dich, liebe dich mehr, inniger, und heftiger als Ruſſeln. Und nun William, geh, geh! daß man uns nicht ſieht. Sie ſchob ihn aus der Laube, und rief laut ihre Naky!

William verließ die Laube, wie im Traume. Was iſt das? was will Fanny? was war das? er überſann den ganzen Tag Fannys wenige Worte, und konnte ſich nicht herausfinden. Fanny war eben ſo kalt wieder gegen William; aber ganz heimlich warf ſie ihm zärtliche Blicke zu, winkte ihm mit den Augen, ihre Freundlichkeit hatte etwas ſonderbares. Wenn Ruſſel hinausging, wenn Naky den Rücken wandte, ſo fiel ihr Mund auf den ſeinigen.

Einen Tag aber war ſie freundlicher gegen Ruſſel als jemahls. Sie war nicht einen Augenblick mit William allein geweſen; auch die vorhergehenden Tage hatte ſie auf die allernatürlichſte Weiſe ſeine Geſellſchaft vermieden. Sie war bey Ruſſel. Am Abend aber dieſes Tages, flüſterte ſie William zu: heute Nacht ſey in der hinterſten Bantanenlaube. William erſchrack, daß er zitterte; heute Nacht? ſprach er zu ſich ſelbſt. Er gerieth in unruhige Träume, und die Nacht überraſchte ihn, eh' er den Abend bemerkt hatte. Er ſchlich in die Bantanenlaube, und nicht lange nachher erſchien Fanny ſchleichend und zitternd. Er faßte ſie in ſeine Arme, und ſie zitterte heftig. O Fanny: o beſte Fanny, bob er laut an. Schweig, William, flüſterſte Fanny leiſe, ſchweig, mein geliebter William, daß uns Niemand hört. Gott, wenn Ruſſel das wüßte —

Ruſſel? fragte William beſtürzt: Fanny, warum biſt du gekommen?

Fanny ſchmiegte ſich ſchamhaft in ſeinen Arm. Gott! ſeufzte ſie: ich bin verloren.

Verloren? Nein Fanny, verloren nicht! du biſt in Williams Armen. Laß uns gehen! Wir dürfen nicht ſeyn, wenn es Ruſſeln ein Geheimniß iſt.

Schnell ſprang Fanny auf, ſtürzte aus ſeinen Armen, ſank auf die Knie, ſchluchzte und rief wieder aufſpringend: Nein, wir dürfen hier nicht ſeyn. Leb wohl William, leb wohl du Geliebter! wir dürfen hier nicht ſeyn! Sie ſank in ſeine Arme, ſie küßte ihn, ſie drückte ihn an ſich. Nun, rief ſie: Leb wohl, du haſt mich gerettet! ich danke dir! Sie flog aus der Laube, und William blieb allein. Er träumte bis die Sonne herauf kam, dann ging er zu Ruſſel, er umarmte ihn: höre, liebſter Ruſſel, ſprach er ſtill: du hatteſt Recht ein Böſewicht kann William nicht ſeyn! Ich muß euch verlaſſen! Ruſſel liebſt du mich?

Ich liebe dich, William; ich habe dir getraut, bey Gott, ſelbſt da getraut, da ich Fannys glühende Liebe gegen dich ſah. Du willſt mich verlaſſen? Gott laſſe dich und Fanny die Ruhe wieder finden, die eure Herzen ſo innig verdient haben. Ich hoffe es! Ich kannte dein Herz! William, ich bin nicht einen Augenblick unruhig geweſen. Wohin willſt du?

Ich will noch eine Zeitlang in Indien umherſchwärmen; ach, lieber Ruſſel, vielleicht nur darum, um noch einmahl euch zu ſehen. Mache meine Fanny glücklich. Leb wohl. Er riß ſich aus Ruſſels Armen, und ohne Fanny wieder zu ſehen, verließ er das Haus, und unter der Begleitung ei-

nes treuen Indiers, verließ er das Haus, wo er so glücklich und so unglücklich gewesen war.

Russel ging zu Fanny. Er umarmte sie schweigend. William ist fort, liebes Weib! Gott gebe dir Trost, und deinem Herzen bald Ruhe, und erhalte mir deine Freundschaft. Fanny warf sich vor ihm nieder, Russel hob sie auf, nahm seinen Sohn auf seinen Arm, küßte ihn und sagte: dieser Knabe wird mir einen Theil von dem Herzen seiner Mutter wieder geben. Fanny flog in seine Arme, sie wollte ihre Thränen zurückhalten, und Russel bath sie zu weinen, er weinte mit dem unglücklichen Weibe, er sprach ihr von William, und nach einigen Monathen dankte Fanny Gott, in den Armen ihres Mannes, daß William fort war.

Jetzt war William schon einige Monathe in Indien umher geschwärmt, und der Schmerz seiner Wunde war milder geworden. Er überließ sich den Eindrücken, welche die reitzende Natur, der sanfte Himmel, und die Güte des Hindus auf sein Herz machten, und mit jedem Tage wurden seine Blicke heiterer, und seine Stirn glatter. Es kam von Dellhy herab, und glaubte sich jetzt ruhig genug, Fanny wieder zu sehen. In tiefem Gespräche ging er neben seinem Indier her, und eben war er auf dem Wege den treuen Indier zu bereden, ihn nach England zu begleiten. Sie giengen an dem Ufer eines Flusses, von einer Hecke von hohem Bambus-Rohre beschattet, weg. Auf einmahl stürmte vom Meere ein in Indien gewöhnlicher Wirbelwind. Die Wellen des Flusses stürmten in die Höhe, und zerschellten gen die Gecke von Bambus mit einem fürchterlichen Getöse. Ganze Wolken von Sand wurden von den Winden in die Höhe geführt, und zwischen dem Sande ganze Haufen Blätter

der Bäume, welche die Ufer bedeckten. Das Bambus-Rohr bog sich, stieß gegen einander, und vermehrte das fürchterliche Geräusch. Der Fluß trat aus, der Donner brüllte, der Wind stürmte, eine finstre Wolkennacht sank vom Himmel, und verdunkelte alle Gegenstände, die Blitze erleuchteten die Scenen, und zeigten die schäumenden und drohenden Wellen des Flusses, der über das Ufer herstürmte. Die Natur war im Aufruhre.

Unsre beyden Reisenden retteten sich auf die Anhöhen, welche sie bey dem Leuchten des Blitzes vor sich sahen, hier gingen sie schnell weiter, und kamen endlich an ein Thal von hohen Felsen umgeben und voll der höhesten und dickesten Bäume. Der Wind, der über das Thal hinstürmte, bog ihre Wipfel, aber die alten Stämme waren unbeweglich, wie die Felsen, die sie umgaben. Das Thal schien die Wohnung der ewigen Ruhe, und des ungestörtesten Friedens zu seyn. Ranken aller Art flochten sich in dem schmalen Eingange von einem Baume zum andern, und bildeten eine Wand von Blättern, die undurchdringlich schien. Hier sind wir sicher! rief William seinem Indier zu, zog seinen Säbel und hieb die Ranken zwischen den Bäumen weg, um sich einen Eingang zu verschaffen. Sie drangen mit Hülfe ihrer Säbel tiefer in das Thal hinein; zwar hörten die Ranken auf, ihnen das Gehen zu verwehren; allein jetzt stürzten von den Felsen ganze Ströme herab, welche der furchtbare Platzregen gebildet hatte. In dieser Verlegenheit drangen sie vorwärts, wo sich das Thal erhöhte, und endlich sahen sie von Weitem eine Hütte, und in der Hütte Licht.

Wir sind gerettet! rief William, und eilte auf die Hütte ein. Der treue Indier hielt ihn auf.

Bleib, bleib! du bist ein Fremder! Laß mich gehen, und sehen, wer die Hütte bewohnt. Der Indier ging zu der Hütte, er trat hinein, und nach einem Augenblicke kam er mit dem fürchterlichen Geschrey zurück: rette dich, ein Paria!

William zog sein Pistol aus dem Gürtel. Er permuthete in der Hütte ein wildes Thier. Statt dessen sah er jetzt in der Thür der Hütte einen alten Mann erscheinen, der nichts weniger als furchtbar aussah. William ging auf ihn, das Pistol in der Hand, los, der Indier hielt ihn mit Gewalt. Bleib, es ist ein Paria! und was ist ein Paria? fragte William. Ein Mensch, ohne allen Glauben, kaum ein Mensch, verächtlicher als ein Thier. Soll ich ihn tödten? er ergriff sein Pistol. William riß ihm das Pistol aus der Hand. Bist du von Sinnen? ein alter Mann, der unbewaffnet ist? Sey ohne Furcht. Er wird uns nichts Leides thun! Komm folge mir!

Nein, ich darf nicht. Seine Gegenwart würde mich neun Monathe verunreinigen; ich dürfte keine Pagode betreten. Nein, ich darf nicht.

Es ist ein Mensch! und wir haben Hülfe nöthig! allein alle Vorstellungen halfen bey dem Indianer nichts. Er blieb dabey, daß er nicht in die Hütte eines Parias treten dürfe. So darf ich! sagte William, und wollte auf die Hütte ein. Leb wohl! sagte der Indier: denn auch dich darf ich dann nicht mehr berühren. So leb wohl! der Indier entfernte sich bey diesen Worten schnell, ohne weiter auf die Simme Williams zu hören, und nach ein paar Minuten hatte er ihn schon aus dem Gesichte verloren.

Jetzt näherte sich William der Hütte. Der Alte trat einen Schritt mit großer Ehrerbietung zurück, und sagte: ich bin nichts als ein armer

Paria! ich bin es nicht werth, daß du unter mein Dach trittst; aber wenn du willst, so ist meine Hütte, ich selbst, und was ich habe dein!

Jetzt betrachtete William des Alten Gesicht näher, das durch den Schein einer Fackel, die er in den Händen hatte, erleuchtet war, und er fand eine so sanfte, gutherzige Ruhe in seinem Gesichte, daß er sich nicht enthalten konnte, dem Alten gut zu werden. Er reichte ihm die Hand, die der Alte mit einem Strome von Gutherzigkeit in seinen Augen, an seine Brust zog. Du bist ein Mensch; sagte William: und ich bin nicht mehr. Erlaube mir die Nacht in deiner Hütte zuzubringen. Der Alte kreuzte beyde Hände über die Brust, bückte sich voll Demuth, und William trat in die Hütte hinein.

Der Alte nahm jetzt einen Korb voll Früchte, einen Haufen Holz, und eine brennende Fackel und verließ die Hütte, und ging in den Wald hinein. Er kam aber mit seiner Last zurück, nachdem er im Walde laut verschiedene Mahle gerufen hatte.

William fragte ihn, wen er gerufen habe? deinen Gefährten, antwortete der Paria: ich brachte ihm Früchte, und Holz, ein Feuer gegen die wilden Thiere anzumachen; denn in meine Hütte wagt er nicht einzutreten, weil ein Paria sie bewohnt.

Guter Mensch! sagte William, und reichte noch einmahl dem Alten die Hand: du thust wohl denen, die dich beleidigen! Er warf einen gerührten Blick gen Himmel.

Ich sehe es an deiner Farbe, an deinen Kleidern, du bist kein Indier! sagte der Alte, und du *wirst gern* deinen Hunger in meiner Hütte stillen.

Er legte eine Matte von Bambusblätter geflochten auf einen Tisch, und setzte in verschiedenen Körben, Kokusnüsse, Pisang, Mandeln, Apfelsinen Ananas, auf, und eine Schüssel voll Reiß mit Kokusmilch, und nun setzte er sich ehrerbiethig auf die Seite.

William zog ihn bey sich auf den Sitz nieder, und bath ihn mit ihm zu essen. Dem Alten traten die Thränen in die Augen, Gott! rief er: so darf ich doch einmahl ein Mensch seyn. Noch immer tobte der Sturm, und William trat verschiedene Mahle in die Hüttenthüre, um nach seinem Indier aus zusehen; allein er war verschwunden. Der Paria versicherte ihn, daß er gleich ausserm Thale ein Dorf finden würde, wo er sicher wäre, und William war beruhigt.

Die Hütte war unerschütterlich. Sie lag da, wo das Thal am engsten war, und war, unter einem Padogenbaume gebauet, dessen übrigen Stämme die vier Ecken der Hütte ausmachten. Die Blätter und Zweige dieses Baumes waren so dicht, daß nicht ein Tropfen Regen durchdringen konnte, und überdem war sie an den Seiten noch mit Bambusrohr durchflochten, und mit Pisangblättern bedeckt; und ob gleich noch immer der Sturm mit Donnerschlägen vermischt draussen heulte, so zitterte doch nicht einmahl das Licht der Lampe, das die Hütte erleuchtete.

William bewunderte stillschweigend die Ruhe des Alten bey diesem Aufruhre der Natur, der Herr der Hütte war noch ruhiger, als seine Hütte. Jetzt brachte der Alte zwey Gefäße aus Kokusnüssen und eine Gargulette *) mit einem Getränke von Palmsaft

*) *Gargulette* ist ein Gefäß von Thon, um das *Getränk* darin kühl zu erhalten.

und Koknsmilch. Er nöthigte ihn freundlich zum Trinken, und William glaubte ein Göttermahl zu halten.

Sage mir, alter Mann, hob William lächelnd an, und küßte dem Alten die Stirn: sag mir, wie kannst du bey diesem furchtbaren, schauderhaften Sturm so ruhig seyn? Siehe, du bist nur durch einen Baum bedeckt, und die Bäume ziehen doch den Blitz an.

Der Blitz hat noch nie einen Pagoden Baum getroffen! sagte der Alte lächelnd. Der Mensch ist unter diesen Bäumen sicher.

William betrachtete den Baum: wahrscheinlich, sagte er halb vor sich: weil seine Electricität negativ ist?

Ich verstehe dich nicht. Meine Frau meint, weil Brama *) sich einst unter diesen Baum vor einem Gewitter gerettet hat: ich glaube, Gott hat die Banianisbäume darum so dicht, und so laubenartig erschaffen, daß sich die Menschen in diesen Gewitterreichen Gegenden darunter schützen sollten, und darum darf sie der Blitz nicht treffen.

Also dein Vertrauen auf Gott macht dich so ruhig.

Ja, mein Vertrauen, und mein gutes Gewissen.

Sage mir doch, lieber Vater, von welcher Secte bist du? Wo ist die Pagode deiner Kaste.

Ueberall, antwortete der Paria? unsre Pagode ist die Natur; wenn die Sonne sich über mein Thal erhebt, so bethe ich ihren Schöpfer an, und mit ihrem letzten Strahle, segne ich meinen Wohl-

*) Brama ein Gott der Hindus.

thäter. Den Unglücklichen ſchlage ich nie meine Hülfe ab; meine Frau und meine Tochter ſuche ich ſo glücklich zu machen als möglich, ſelbſt dort meinen Hund, und ſo erwarte ich den Tod am Ende meines Lebens, wie den Schlaf am Abend jedes Tages.

William betrachtete mit einem zärtlichen, ehrfurchtsvollen Blick den Alten, er ſtand auf, er ging ein paarmahl in der Hütte auf und nieder. Wer hat dich unterrichtet? fragte er ſchnell.

Die Natur.

Und wer hat dich gelehrt ihre Stimme verſtehen?

Mein Unglück. Ich war geboren in der verabſcheuten Kaſte der Parias; ich konnte kein Indier ſeyn, ich bin ein Menſch geworden; die Geſellſchaft ſtieß mich aus, und ich floh zu der Natur.

Mann! Mann, rief William bewegt: Was für Bücher haſt du geleſen?

Nicht eins. Ich kann nicht leſen, nicht ſchreiben.

O mein Vater, rief William: wo bin ich? Hier bin ich in dem Wohnplatze der Natur und der Tugend. — Er betrachtete den Alten mit herzlichen mit liebevollen Blicken. Wenn irgend wo Wahrheit iſt, ſo iſt ſie hier, hier in dem Aufenthalte der Natur zu Hauſe!

Ich habe ſie wenigſtens redlich geſucht! ſagte der Alte, und legte die Hand auf die Bruſt.

Und gefunden? fragt William. Lieber Alter, es ſind nicht zwey Nationen, nicht zwey Stämme, nicht zwey Familien; ja nicht zwey Menſchen ſind da, die ſich die Dinge gleich vorſtellen; — Unſre Sinne betriegen uns, unſre Vernunft wird durch die Sinne geleitet. Wie ſoll ich die Wahrheit ſuchen?

Mit einem aufrichtigen redlichen Herzen glaub ich! antwortete der Alte. Es ist wahr, die Sinne können uns betriegen, unser Verstand auch; allein ein redliches Herz, er legte wieder die Hand auf die Brust: ein redliches Herz kann betrogen werden, allein nie selbst betriegen.

William faltete die Hände: ja, alle Menschen fühlen auf eine Weise, und vernünfteln nach ihrem Interesse; ja bey Gott ein reines Herz sagt nie, ich habe das verstanden, was es nicht verstanden hat, ich glaube das, was es nicht glauben kann. Ja, ein aufrichtiges Herz kann nur Wahrheit suchen, und finden.

Die Wahrheit ist wie der Thau des Himmels; um ihn rein zu erhalten, muß man ihn in einem reinen Gefäße auffangen! sagte der Alte.

Aber wo, wo werd ich die Wahrheit finden? Ich habe ein redliches Herz; aber die Wahrheit soll ich von Menschen erhalten, die durch ihre Vorurtheile verblendet, durch ihre Vortheile bestochen sind? Ich bin einen großen Theil der Erde durchreist; aber die Meinungen der Menschen waren noch verschiedner wie ihre Sprachen. Wozu hilft mir bey diesem doppelzüngigen Geschlechte mein Herz? Wo hast du die Wahrheit gefunden?

In meinem eigenen Herzen, und in der Natur; bey Menschen selten! die Natur ist die Quelle alles dessen, das ist; ihre Sprache ist unveränderlich; nicht doppelsinnig wie die Sprache der Menschen.

In der Natur? die Thiere sind im ewigen Kriege mit einander; die Natur ist voll Mord, voll Aufruhr, die Elemente kämpfen immer gegen einander. Soll der Mensch der Natur folgen?

Nein, nein! rief der Alte mit Abscheu: Fra-

ge dein Herz, und wenn es redlich iſt, ſo wird es dir ſagen: thue das andern, was du von ihnen verlangſt! Unſer Herz lehrt uns unſre Pflichten und die Natur zeigt uns Gott ſo, wie ihn unſre Schwäche und unſer Schickſal fordert, mächtig, gut und weiſe. Ich bethe zu ihm, und liebe ihn, ohne zu grübeln, wie er das iſt.

William ſtützte den Kopf auf, Thränen rollten aus ſeinen Augen; und wer ſoll die Menſchen dieſe Wahrheiten lehren? ſprach er für ſich.

Das Unglück! antwortete der Alte.

Das Unglück, ſagſt du? Das Unglück ſchlägt ſie nieder, macht ſie abergläubiſch und niederträchtig.

Bis auf einen gewiſſen Punct nur, verſetzte der Alte: dann aber, wenn das Unglück zu drückend wird, dann rafft der Menſch ſich auf, ſchüttelt die Feſſeln des Aberglaubens ab, und findet Licht und Wahrheit, wo Finſterniß und Irrthum waren.

William legte die Hand vor die Stirn. Bey ganzen Völkern haſt du Recht, allein bey einzelnen Menſchen?

Ich bin nur ein einzelner Menſch. Ich habe ſo Ruhe gefunden.

William betrachtete ihn, ſchlug wieder das Auge zu Boden, und ſchien tief nachzuſinnen. Erzähle mir deine Geſchichte, lieber Vater. Du mußt ſehr unglücklich geweſen ſeyn!

Gern! aber es iſt Nacht! du bedarfſt des Schlafes, und wenn auch du nicht! doch ich! Morgen, Fremdling, Morgen! Er bereitete ihm ein Bette von Palmblätter und wohlriechenden Kräutern, er reichte ihm die Hand, wünſchte ihm eine

ruhige Nacht, und verschwand durch eine Thüre von Bambusrohr in die hintere Hütte.

William legte sich nieder. Es schien ihm ein Traum, was ihm begegnet war, er fühlte eine tiefe Erfurcht gegen den Alten, die Hütte schien ihm der heiligste Tempel der Gottheit, und unter fröhlichen Gedanken voll Ruhe schlief er ein.

Am andern Morgen erwachte William von dem Geschwitscher der Vögel, die um und über ihm in den Zweigen des Pagodenbaums nisteten. Er sprang vom Lager auf, er horchte, und noch war alles still. Er glaubte den Alten noch im besten Schlafe, und er schlich sich leise zur Hütte hinaus, und unter den freyen Himmel. Hier blieb er eine Zeitlang, und harrte auf den Alten; allein da er nicht erschien, so wollte er um die Hütte herumgehen, und fand sich am Hause vor einer undurchdringlichen Hecke, die von Banias Bäumen mit Lianen durchwachsen, gebildet war. Er zog die Zweige aus einander, und sah in einen reitzenden Garten, wo alle Arten von Früchten und Gartengewächsen in angenehmen Parterren wuchsen, alle blühend oder reif. Er ging an der Hecke hinab; und hie und da bog er die verschlungenen Zweige aus einander, und überall sah er den reichsten Segen des fleißigen Alten.

Jetzt hörte er eine Stimme. Schnell bog er wieder die Zweige aus einander, und zehn Schritte vor ihm stand ein Frauenzimmer und pflückte reife Apfelsinen in ein Körbchen, das an ihrem Arme hing. Er sah ihr Gesicht nicht, sie stand mit dem Rücken zu ihm her: allein ihre Gestalt war schlank, groß und edel. Sie trug ein langes faltenreiches Kleid von weissem Musselin um die Hüften, mit einem hellblauen Gürtel gegürtet. Jetzt ging sie um

den Baum herum, um von der andern Seite seine Früchte zu pflücken, und William sah das schönste Gesicht, voll himmlischer Güte, voll der reitzendsten Unschuld. Jetzt war das Körbchen voll, und nun ging sie an eine Hecke, leise, leise, und brach Blumen. Ein Vögelchen flatterte aus der Hecke hervor. Sie trat einen Schritt zurück, und sagte, indem sie dem Vogel nachsah: hab ich dich doch gestört, armes Mütterchen! — Sieh, drey Tagen habe ich ohne Blumen gelebt, weil du brütetest. Komm zurück armes Geschöpf. Der Fremde mag sich mit andern Blumen behelfen. Er soll dich nicht stören. Sie trat zurück und lächelte, wie der Vogel wieder in das Nest hineinschlüpfte.

William fühlte eine Empfindung ohne Gleichen. Ihre Stimme war rein und sanft, wie der Ton einer fernen Flöte. Er horchte noch immer, wie sie sich eben hinter Baumwollen Stauden verloren hatte. Jetzt ging er zu der Hütte zurück, er traf den Alten in der Thüre auf ihn warten, er küßte den heitern Alten, und nach einigen Umschweifen fiel das Gespräch auf des Alten Familie. Er nahm den Jüngling bey der Hand, und führte ihn durch die hintere Hütte in den Garten. Er näherte sich unter einer Reihe Palmen einer duftenden Laube, und hier saßen Mutter und Tochter und webten Musselin. Sie standen beyde auf, wie er sich näherte, und kamen ihm einige Schritte entgegen.

Dieß ist mein Weib, hob der Alte an, und nahm seine Frau bey der Hand, und führte sie dem Engländer entgegen; und dieß ist deine Tochter? fragte William; das Mädchen erröthete sanft, schlug die Augen nieder, und hob sie wieder, und sah den Fremden einen Augenblick an. Meine Tochter,

Nahyda! sagte der Greis lächend, und legte ihm die Hand auf die schöne Stirn. William konnte nicht müde werden, Nahyda zu betrachten. Schöne Nahyda, ich kenne dich schon, hob er sanft und zutraulich an. Mich? fragte Nahyda lächelnd. Du standest an einer Mugristaude, und wolltest ein Vögelchen nicht verjagen, und ich sollte mich ohne Mugris behelfen.

Wenn du gut bist, so will ich dir heute noch Murgris brechen. Mein Vater hat noch eine Staude, nur eine noch! sagte Nahyda sanft mit dem Kopf ihm zunickend. William ergriff ihre Hand, und drückte sie an seine Brust, und sah ihr mit Entzücken ins Auge, und Nahyde drückte seine Hand mit Erröthen

Glücklicher Mann! Glücklicher Vater! rief William und warf sich dem Paria in die Arme. Sag mir, wie bist du so glücklich geworden, jetzt lieber Vater, theurer Vater, jetzt erzähle mir dein Leben!

Sie setzten sich alle viere in die Laube, die Mutter webte, und Nahyda brachte William einen Korb voll Apfelsinen, suchte ihm die besten aus, und reichte sie ihm mit einem freundlichen Auge dar. Ich habe sie selbst gepflückt! William nahm die Apfelsinen aus Nahydas Händen, und aß sie mit Wohlgefallen.

Jetzt fing der Paria sein Leben an zu erzählen, und seine Frau stützte den Arm auf den Webestuhl. Nahyda setzte sich in den Eingang der Laube William gegen über, und machte sich von Baumwolle einen Gürtel, aber sie sah immer über die Arbeit weg, bald hörte sie zu, und legte die Arbeit in ihren Schoß, bald that sie, als ob sie arbeitete, und sah durch das Gewebe nach William.

Der Alte fing an: ich bin in der allerniedrig-

ſten, in der allerverachteſten Kaſte unter allen indiſchen Kaſten, in der Kaſte der Parias geboren.

Aber warum, hob William an: iſt die Kaſte der Parias ſo verachtet?

Die Braminen ſagen, daß ſie aus Bramas Kopfe, und die Parias aus ſeinen Füßen entſproſſen ſind; denn, Brama habe eines Tages, müde von einer Reiſe, einen Paria um etwas ſeinen Hunger zu ſtillen erſucht: der Paria both ihm Menſchenfleiſch. Seitdem hat Brama dieſe unglückliche Kaſte verflucht; ſeitdem iſt es keinem Paria erlaubt, ſich den Städten zu nähern. Jeder Nair darf uns tödten, wenn wir ihn nur mit unſerm Athem berühren.

O menſchlicher Aberglaube! rief William: wie konnten die Braminen die Hindus zwingen dieſe Fabeln zu glauben?

Durch den Unterricht in der Kindheit, und durch immerwährende Wiederhohlung. Die Menſchen ſind den Papagagen ähnlich; ſie glauben das, was ſie oft hören.

Und wie haſt du es gemacht, dich von der Kette des allgemeinen Abſcheus los zu machen, womit die Braminen ſchon bey der Geburt dich feſſelten? denn — er ſtand auf, wie er das ſagte — denn ſchrecklicher iſt nichts in der ganzen Natur für einen Menſchen, als ihn in ſeinen eigenen Augen herab zu ſetzen, ihn ſich ſelbſt abſcheulich zu machen.

Du haſt Recht! Ich betrachtete mich ſelbſt als einen Auswurf der Natur. Ich hielt den Haß der übrigen Kaſten für Gerechtigkeit, ich fühlte mich mit dem Zorne Bramas beladen; ich wagte es nicht meinen Blick gen Himmel zu heben, weil ich mich deſſen nicht werth glaubte. So lebte ich achtzehn Jahre in der ſtäten Gefahr ermordet zu werden;

der Mangel an Nahrung zwang mich in eine wüste Gegend zu fliehen. Hier wohnt ich in einer verlaßnen Hütte, ich lebte von Früchten, die mir die Bäume darbothen. Bey der Hütte war ein kleiner Reisgarten, er war schon längst von Unkraut und Disteln überwachsen. Ich sammlete einige Reiskörner, grub einen kleinen Winkel des Gartens um, und steckte den Reis in die Erde. Es war mehr Langeweile, als eigentliche Absicht; denn ich, von dem Zorne Brama's belastet, glaubte nicht, daß ein Reiskorn von meiner Hand gedeihen könnte! und siehe, er keimte empor, er wuchs, er blühete, er trug reiche Früchte.

Ist es möglich! rief ich voll Erstaunen aus, wie ich mich zum erstenmahl von meinem Reis gesättigt hatte: ist es möglich, kann Brama mich lieben? Ich pflanzte Bäume, ich leitete Wasser auf mein Reisfeld, ich pflanzte Gartenfrüchte, und die Früchte gediehen mir so gut wie einem Bramine. Das erregte den ersten Zweifel in mir an der Wahrheit der Erzählung, die meinen Stamm so verhaßt gemacht hatte. Wenn Brama mich haßte, wie könnte ich leben, wie, könnte die Sonne mich nicht mit ihren Strahlen tödten, statt mich zu erwärmen. Ich sah, ich hörte, ich schmeckte, ich fühlte wie ein Bramine. Die Sonne schien mir, der Mond, die Sterne, mir wie ihnen; die Natur war gegen mich nicht härter und verschloßner als gegen ihn, und Brama soll mich hassen?

Brama thut mir wohl; rief ich, und streckte meine Hände gen Himmel: ich will seine Liebe verdienen, und wenn er mich wirklich haßt; ich will nach seinem Beyspiele denen Gutes thun, die ich hassen sollte. Ich hatte jetzt keine Ruhe mehr, in meiner Hütte; der Gedanke, Bramas Liebe durch

Wohlthaten zu verdienen spornte mich in Wachen und Träumen. Ich verließ meine Hütte. Wohin? fragte ich mich selbst; unter Menschen, die deine Feinde sind? Jeder ist mein Feind, sprach ich, ich will mir selbst mein Freund seyn. Ich ging in den Wäldern, längst den Flüssen, nährte mich von Früchten, und ich fand bald, daß die Natur beynahe nichts für den einzelnen Menschen, und alles für den Menschen in Gesellschaft gethan hatte, und daß sie mein Daseyn an andre geknüpft hatte, an andere, die mich verstoßen hatten. Die Natur, dachte ich; kann sich so nicht wiedersprechen!

Wie kammst du auf die Gedanken?

Oft fand ich nicht einmahl eßbare Wurzeln; nur mit Mühe entfloh ich den wilden Thieren, die Gesellschaft nur kann unsere Nahrung bereiten, und uns gegen die Raubthiere schützen. So streifte ich von Provinz zu Provinz, lebte von allem, was ich fand, und säete überall den Saamen von nützlichen Pflanzen in den Boden, jagte die Thiere aus den Reisfeldern der Dörfer. Ich konnte etwas Gutes thun, und ich fühlte mich nicht mehr so elend, als ich mich sonst gefühlt hatte.

Von Hunger getrieben schlich ich mich einmahl nahe an eine Hütte, wo ein junger Nair wohnte. Ich flehete mit Geberden von ihm einige Früchte, und er warf seinen Wurfspieß auf mich und verwundete mich. Ich nahm den Wurfspieß auf, und schlich mich ins Gebüsch, die wildeste Wuth auf den Unmenschen im Herzen. Ich übte mich drey Tage lang den Wurfspieß schleudern zu können, und ich war entschlossen, den Grausamen zu tödten, so bald ich ihn allein anträfe.

So lag ich nahe an seiner Hütte hinter einem Gebüsch und lauerte auf ihn, den Wurfspieß in

der Hand. Ein sechsjähriger Knabe, sein Sohn, spielte vor seinem Hause, er jagte sich näher an das Gebüsch. Auf einmahl stürzte ein Tieger hervor und auf den Knaben ein. Ich hörte das Geschrey meines Feindes, des Nairs, das Zettergeschrey der Mutter, und stürzte hervor aus meinem Hinterhalte, und rannte dem Tieger den Wurfspieß in die Seite, eben wie er den Knaben erreicht hatte. Der Tieger sank nieder, der Knabe lief nach Hause, und ich flog in den Busch zurück, und wollte auf den Nair noch lauren; allein von diesem Augenblick an fühlte ich keinen Haß mehr in meinem Herzen gegen ihn. Ich hätte ihm jetzt helfen können; ich ging weiter in das Gebüsch und überließ mich meinen Gedanken über diese Sonderbarkeit.

Ich fühlte endlich, daß Gutes thun, uns den werth macht, dem wir es erzeigen: ich fühlte mich angezogen von dem Knaben, ich liebte selbst seinen Vater, ich verließ die Gegend nicht eher, als bis ich den Knaben einmahl allein im Gebüsch traf. Ich flog auf ihn zu, ich küßte ihn, und nun floh ich tief in den Wald mit dem festen Gefühle im Herzen, daß ich nicht der Gegenstand von dem Hasse der Gottheit seyn könnte.

So kam ich von Gedanken zu Gedanken, so stieg ich von Wahrheit zu Wahrheit, der Braminen Erzählung wurde mir immer zweifelhafter, ungewiß, und endlich ein Mährchen, daß sie verbreiten, weil sie dadurch ihrer Kaste einen göttlichen Ursprung und sich selbst die Verehrung der übrigen Hindus verschaffen.

Ich wurde nach und nach ruhig, und beschloß schon, meine alte Hütte wieder aufzusuchen, und da bis an meinen Tod zu leben, nur eins wünschte

ich vorher geſehen zu haben, und das war eine Stadt. Ich bewunderte in der Ferne ihre Wälle und Mauern, die hohen Häuſer, die prächtigen Thürme. Ich ſah mit Erſtaunen die tauſende von Menſchen, die heraus kamen, und die hinein gingen, die Karavanen von Kamehlen, welche die Reichthümer von ganz Indien zuſammenſchleppten. Ich konnte meiner Neugierde nicht widerſtehen. Hier, hier, rief ich: ſind tauſende vereinigt, glücklich und froh zu ſeyn, und die Stadt muß der Aufenthalt der Freude ſeyn. Ich war bey Delhy, und beym Anbruche der Nacht ſchlich ich mich durch das Thor hinein. Ich ſchlich mich durch einige Gaſſen, und bewunderte die Palläſte der Großen und die ungeheuren Bazars. Ich kam in die Gegend der Omrahs voll von Palläſten und Gärten längſt der Gemma. Ich hörte Muſik, ich ſchlich in einen Garten, und ſah mit Erſtaunen den Tänzen der Bayaderen zu. Ich vergoß Thränen über das Unglück mich von dem Genuſſe dieſer Freude ausgeſchloſſen zu ſehen.

Auf einem wollüſtigen Sopha lag der Omrah, und ergötzte ſich an den Tänzen der Mädchen, von allen ſeinen Sclaven umgeben. Ich beneidete den Mann um ſeine Freuden. Auf einmahl ſtürzten Soldaten in den Gartenſaal. Die Muſik ſchwieg, die Bayaderen flohen zitternd, wie verjagte Tauben aus einander, der Omrah wurde blaß, der Anführer der Soldaten forderte ſeinen Kopf. Er griff zum Säbel, ſeine eignen Hausgenoſſen ergriffen ihn, und nach ein paar Minuten ſah ich ſchon ſeinen Kopf in den Händen der Geſandten, und ich ſchlich mich hinter ihnen her nach dem Pallaſte des Groß-Moguls.

Die Soldaten trugen noch fünf andre Köpfe, die ebenfalls, wie ich aus ihrem Gespräch hörte, reichen Omrahs zugehört hatten. Ich fand auf andern Gassen noch Bettler, die heulend um die übrig gebliebenen Brocken von den Festen der Großen bathen, und die von Schwarzen unbarmherzig von den Thüren weggejagt wurden.

An einem großen festen Gebäude hielt mich das Geklirre von Eisen; ich sah durch die vergitterten Fenster, bey dem todten Lichte einer Lampe, ganze Hunderte von Unglücklichen in Fesseln. Sie seufzten, sie schrien, mir brach ein Todesschweiß aus der Stirn. Tief in der Nacht traf ich Räuber an, welche in ein Haus einbrachen, ich hörte das Geschrey der Einwohner, ich hörte das Geröchel eines Sterbenden. Die Wache eilte herzu, die Diebe wehrten sich und es blieben auf beyden Seiten Menschen auf dem Platze. Ich floh, was ich konnte, an ein Thor, und verließ diesen Aufenthalt des Elends und der Unterdrückung, des Stolzes, und der Sclaverey.

Wie ich in Sicherheit war, sank ich auf meine Knie, und die Thränen traten in meine Augen: ich danke dir, Brama, rief ich: daß du mir ein grösseres Leiden als meines gezeigt hast: es wird mich lehren, das meinige geduldig zu tragen. Nein, ein Parka ist nicht so unglücklich als ein Einwohner dieser reichen Stadt. Ich kann Brama dienen nach meinem Gewissen, ich habe keinen Menschen zu fürchten, und ich kann ruhig seyn, wenn ich mein eigner Freund bin! Ich blieb noch einige Zeit in der Gegend um Delhy, ich lebte von den Speisen, welche Kinder oder Aeltern auf die Grabhügel ihrer Anverwandten brachten. Ich wohnte unter den Gräbern, und hier lernte ich die Erde ver-

achten, und den Menschen lieben. Ich war wenigstens die Nächte durch glücklich, und das war schon viel.

Aber zuletzt fühlte ich mich doch allein, und fühlte mich mit Schmerz allein. Ich suchte unter den Paria's einen Freund, mit dem ich mein Leiden und meine Freude theilen könnte. Der Aberglaube hatte sie zu Thieren gemacht: sie waren noch nicht unglücklich genug Menschen zu werden.

Indeß bald fand ich einen gefühlvollen dankbaren, treuen, und unbestechlichen Freund; nicht unter den Menschen, nein, unter den Thieren.

Dieser Hund war es.

Er nahm ihn bey diesen Worten auf den Schoß und liebkoste ihn, und Mutter und Tochter lockten ihn beyde an sich, streichelten ihn, als ob sie ihm seine Treue gegen seinen Herrn mit ihrer Liebkosungen belohnen wollten. Ich fand ihn klein, ohne Herrn, vor Hunger fast todt. Ich erzog ihn, er liebte mich, er war unzertrennlich von mir. Es war viel ein lebendiges Wesen zu haben, das mich liebte; allein mein Herz verlangte mehr, verlangte nach einem Menschen. Die gütige Gottheit gab mir mehr, als ich ahndete und hoffte, eine gute Frau. Hier stand die Mutter auf, als ob sie etwas bey dem Paria zu thun hätte; sie drückte ihm im Vorübergehn die Hand, lächelte ihm zu, und der Paria fuhr fort: eine Nacht war ich wieder auf der Grabstätte der Braminen: ich hörte einen Seufzer, ich sah eine junge Bramine, halb bedeckt mit einem feuerfarben Schleyer beym Schein des Mondes. Bey dem Anblick eines Weibes aus dem Stamme meiner Tyrannen flog ich zwey Schritte vor Schrecken zurück. Sie breitete Speisen auf das Grab ihrer Mutter, die erst seit einigen Tagen sich lebendig

[illegible]

Beim Schlusse derselben, da ich sie meinen sah, sie war unglücklicher als ich. Ich war verschwunden völlig, entsetzte mich über Undankbarkeit der Herz — Ich suchte in der Schlacht bey dem Tode ihres Mannes, wenn sie unbarmherzig wäre. Ich seufzte ich weiter: wir sterbe nur einmahl: allein so, wenn nun einer Tod dich nicht mit Recht übrig, so wird der Tod meinen Mann sich nicht, gelassen, in die Flamme stürzen. Ich weinte, ich schmachte, sie drehte ihr Gesicht zu mir her, und ihre Blicke trafen auf einen elenden Bettler. Sie wandte ihre Augen ab, verhüllte sich in ihren Schleyer, und ging.

Die folgende Nacht kam ich wieder hieher, sie hatte eine größere Menge Lebensmittel auf das Grab ihrer Mutter gelegt. Sie glaubte, daß ich ihrer nöthig haben würde, und da sie Trauben oft ihre Leichenfeyerlichkeiten vergessen, um die Vögel abzuhalten davon zu essen, so hatte sie, um mir ihren Willen zu zeigen, nichts als Früchte gebracht.

Mich rührte ihr Mitleiden gegen mich, es war das erstemahl, daß ich ein menschliches Herz für mich schlagen sah, ich legte mich bey den Früchten auf die Knie, ich benetzte sie mit meinen Thränen, ich wollte ihr meinen Dank zu erkennen geben; ich sammelte Blumen, welche bey uns ein dankbares Herz anzeigen, und legte sie auf die Früchte ohne sie zu berühren.

Die folgende Nacht sah ich mit einem entzückenvollen Zittern, daß sie meine Dankbarkeit nicht

verſchmäht hatte. Die Blumen blühten noch, ſie waren mit Waſſer benetzt, und entfernt vom Grabe ſtand ein neuer Korb voll Früchte. Die Dankbarkeit machte mich dreiſt. Reden durfte ich nicht mit ihr; ich fürchtete mich ſie zu beleidigen; doch wollte ich ihr die Empfindungen meines Herzens ausdrücken. Ich ſammelte Blumen, die nach unſern Sitten, die Ehrfurcht bezeugen, und legte ſie in den Korb.

Die Blumen waren den andern Morgen friſch, ſie waren mit Waſſer benetzt. Ich taumelte vor Freude, daß ihr meine Ehrfurcht angenehm war. Ich wurde dreiſter; mit zitternder Hand legte ich die folgende Nacht eine Murgi Blume, das Zeichen der Liebe zu der Blume der Ehrfurcht in den Korb. Ich hatte ſie mit ſchwarzen Blumen umwunden, um ihr zu zeigen, daß meine Liebe unglücklich war. Mit dem erſten Strahle der Morgenröthe flog ich an das Grab, mein Buſen klopfte, meine Hand zitterte. Ich ſah, und die Murgi Blume war verwelkt, denn ſie war nicht mit Waſſer benetzt, die andern blühten noch! Ich ſank an das Grab mit einem lauten Geſchrey nieder, und eine dumpfe Verzweiflung füllte mein Herz.

Nach und nach mit der niederſinkenden Sonne vermehrte ſich meine Hoffnung wieder. Ich legte eine Tulpe mit feuerfarbenen Blättern und einem ſchwarzen Kelche, Zeichen der Flammen, die mir das Herz verzehrten, auf das Grab zwiſchen die Früchte. Ich verſteckte mich hinter die Grabhügel. Die Bramine kam, ſie ſah umher: ſie fand die Tulpe, ſie betrachtete ſie mit naſſen Augen, ſie ſeufzte, die übrigen Blumen begoß ſie mit Waſſer, und die Tulpe nicht, und doch blickte ſie oft von der Seite dahin. Ja, einmahl ſchon war ſie auf

dem Berge, auch die Thore zu beſchützen. Sie konnte meinen auf dem Berge fall, ſtellte die Augen gen Himmel, ſeufzte, legte die Hand auf das Herz, und ſchrie wieder um.

Sie hatte mir die ſchönſten Früchte gebracht, ach, mein Herz war voll Schmerz und Hoffnung. Ich konnte nicht eine berühren. Ich überließ mich meinem Schmerze und meiner Hoffnung. Die Hoffnung ſiegte wieder. Ich legte eine Roſe mit ihren Dornen auf die Früchte: Zeichen meiner Hoffnung und meines Schmerzens. Ach, wie groß war meine Verzweiflung, da ich am andern Morgen meine Roſe weit von dem Grabmahle verwelkt wieder fand! Ich fürchtete, mein Schmerz würde meinen Verſtand zerrütten. Ich war entſchloſſen mit ihr zu ſterben.

Sie kam die Nacht. Ich kam hinter dem Grabmahle hervor, das mich verbarg; ich kniete vor ihr nieder, meine Zunge konnte kein Wort hervorbringen, ich bebte, ſchmachtete, ich bath ihr noch eine Roſe.

Sie wollte fliehen, ich bückte mich tief in den Staub vor ihren Füſſen, und umfaßte ihre Füße. Sie ſah ſich um, dann auf mich nieder; ſie ſeufzte, ſie verſuchte zu reden, endlich redete ſie.

Unglücklicher! ſagte ſie, du redeſt von Liebe, und bald werde ich nicht mehr ſeyn! Ich ſtreckte meine Arme gen Himmel, ich ſchrie vor Entſetzen: Nicht mehr ſeyn, o du Geliebte meines Lebens?

Mein Mann iſt geſtorben. Ich habe ihn als ein Kind geheirathet, ſein Scheiterhaufen wird mich verzehren. Leb wohl, geh, verlaß mich, und vergiß mich; in drey Tagen weine hier auf meiner Aſche.

Noch konnte ich nicht reden, ich umfaßte ihre Knie, und badete ſie mit meinen Thränen. Endlich

ſagte ich: unglückliche Bramine, du ſterben? wer verdammt dich dazu, dich in der Blühte deiner Schönheit? dein Stamm? O zerreiß die Bande, die dich an ihn, an ſeinem ſchauderhaften Aberglauben feſſeln! du kannſt es: ſey mein Weib! Ich habe dir nichts anzubiethen, als ein Herz, was dich nie vergeſſen wird!

Sie ſah mich an, ihr Blick ſchien gerührt. Ach! hob ſie ſchluchzend an: ich ſoll dem Tode entfliehen um mit Schande bedeckt zu werden; nein! wenn du mich liebſt, ſo laß mich ſterben!

Mit Schande bedeckt leben? Nein ſchöne Bramine, ich will dich nicht von deinem Leiden befreyen, um dich mit dem meinigen zu belaſten. Scheueſt du die Schande, ſo laß uns fliehen, laß uns in die tiefſten Wälder verbergen! — Die Menſchen kennen keine Barmherzigkeit; laß uns zu Tigern fliehen! der Himmel wird uns nicht verlaſſen! — Eile, eile! die Liebe, die Nacht, dein Unglück, deine Unſchuld, alles iſt uns günſtig! Stehe nicht an, unglückliche Wittwe! Man baut ſchon den Scheiterhaufen, und der Leichnam deines Mannes erwartet dich!

Sie warf mit einem Seufzer einen Blick auf das Grab ihrer Mutter, dann ſchlug ſie den Blick in die Wolken. Sie ſah mich an, ich hielt ihr noch immer meine Roſe hin. Ihre rechte Hand ſank in die meinige, mit der Linken ergriff ſie die Roſe. Ich taumelte auf, und ſank voll Entzücken an ihren Buſen. Jetzt ergriff ich ihre Hand und wir entflohen. Ihren Schleyer warf ich in den Ganges, um ihre Verwandten zu überreden, ſie habe ſich erſäuft. Die Nächte durchgingen wir längſt dem Fluſſe hinab, am Tage verbargen wir uns in das *Bambusrohr*.

Endlich kamen wir in dieſe Gegend, die der Krieg entvölkert hat. Ich drang in dieſes Thal, den vorigen Einwohnern der Aufenthalt eines böſen Geiſtes. Hier baute ich die Hütte, pflanzte den Garten, flochte dort am Eingange das Gewebe von Liannen zwiſchen den Bäumen. Ich verehrte meine Frau, wie die Sonne, ich liebte ſie wie den Mond. Wir waren uns beyde alles: die Menſchen hatten uns ausgeſtoſſen; allein ſie liebte mich, ich hatte ihr das Leben gerettet; ich liebte ſie, denn ſie hatte mich glücklich gemacht, und macht mich jetzt noch allein glücklich.

Hier ſtand der Alte auf, und warf ſich in die Arme ſeines Weibes, die in Thränen der Freude zerfloß.

Sie wurde Mutter, fuhr der Paria fort, ſie gebar mir meine Tochter, und unſer Glück wurde noch vermehrt. Uns fehlt nichts, nichts mehr. Dieſes Thal iſt unſre Welt, und eine Welt voll ſüßer unſchuldiger Freuden. Nein, es fehlt uns nichts, wir haben alles, was wir wünſchen.

Die ſchöne Nahyda ſeufzte, ſah William an, und erröthete. Der Alte lag an ſeines Weibes Buſen, und verſicherte ihr, daß er unendlich glücklich wäre. Er wandte ſich aufs Neue zu William: du wunderſt dich, Jüngling, daß ich mich für ſo glücklich halte; allein ich bin es, ich bin es mehr als jeder Einwohner in Indien. Ich lebe allein, einſam, unbekannt; aber mir iſt es unter allen Indiern, vielleicht unter allen Menſchen; allein erlaubt aufrichtig, gütig, gerecht, gaſtfrey und gottesfürchtig zu ſeyn; ich entgehe durch meine Niedrigkeit den Schlägen des Schickſals, und den Leiden der menſchlichen Meinungen. Was fehlt uns? — Ich liebe mein Weib. Nahyda ſeufzte wieder. Ich habe ein Kind, beyde lieben mich. Selbſt die Vögel in

meinen Zweigen lieben mich, denn ich thue ihnen nichts zu Leide.

William umarmte den Alten in schweigender Ehrfurcht, nie hatte er einen Menschen zärtlicher an seine Brust gedrückt, als den Alten. Seine Brust war zu voll, er verließ die Laube, und ging gedankenvoll unter den Orangebäumen hin; hundert schöne Stimmen der Vögel empfingen den neuen Gast in dem Aufenthalte der Unschuld. William war traurig; allein seine Traurigkeit zerfloß bald in eine reine Heiterkeit. Er setzte sich auf eine Rasenbank, er stützte sein Haupt; Thränen der rührendsten Freude drangen aus seinen schönen Augen.

William schlug sein Auge empor, und Nahyda stand lächelnd an seiner Seite und betrachtete ihn. O weine nicht! sagte sie mit einer so süßen Vertraulichkeit, daß ihm die Worte durchs Herz drangen: weine nicht: ich bin so fröhlich, seit du hier bist; denn mir fehlt nichts mehr, seit du hier bist. Er nahm den Saum ihres Schleyers und trocknete sich die Augen, und Nahyde setzte sich zu ihm, und sah ihm lächelnd zu. Sieh, wie schön es hier ist, hob sie wieder an, und zeigte mit der kleinen Hand rund um sich her. Sey heiter, denn ich liebe dich.

Du liebst mich, gute Nahyda? fragte William, und ergriff ihre Hand und drückte sie zwischen seinen. Ich will heiter seyn!

Komm, laß uns zu der Mugriffaude gehen; ich habe dir Blumen versprochen! und sie ging mit ihm Hand in Hand zwischen den duftenden Blühten der Bäume, und den lieblichen Conzerten der Vögel dahin, und ihr Auge hing auf des Jünglings Blicken.

Der Garten ist schön, aber klein, liebe Na-

hyda. Wenn ich wie dein Vater wäre, ich würde das ganze Thal zu Garten machen.

Klein? fragte Nahyda, und blickte über den Garten hin: Wir haben Raum zum gehen, Raum für unsere Früchte und Blumen. Was sollen wir mehr? sieh, der Kolibri braucht nur ein Blatt, sich sein Nest darauf zu bauen.

O du bescheidne Seele! — du kennst also keine Wünsche?

Was sollt ich wünschen, sagte Nahyda, und schlug die Augen nieder, und hob sie wieder, und sah ihn halb erröthend an.

So ging William mit Nahyda im vertraulichen Geschwätze umher, und der Morgen war wie ein Augenblick dahin. Mittag deckte Nahyda unter einer Laube mit Pisangblättern den Rasen, und die vier Menschen aßen: Vertraulichkeit und Frieden lag in aller Augen; Nahyde legte die besten Früchte dem Jünglinge vor, sie hatte es von ihrer Mutter gesehen, welche dem Alten immer das beste Obst aussuchte; sie spielte mit seinen Locken, während der Vater erzählte, und mitten unter der Erzählung des Vaters fragte sie schnell den Jüngling: wie heißt du, Fremder?

William! antwortete der Jüngling. William, wiederhohlte Nahyda lächelnd: O William, bleib bey uns! William sah sie lächelnd an, und kaum konnte er der Erzählung des Alten wieder folgen. Die Abendröthe war da, ehe William es ahndete. Nahyda war ihm nicht von der Seite gewichen. Sie vergaß die Blumen zu begießen, vergaß ihre Nester zu besuchen, den alten Vögeln Saamen hinzustreuen, Nahyda hatte heute nur für William gelebt

Sie bereitete ihm ein weiches Lager, bestreu

te es mit Blumen, und gab ihm zehnmahl die Hand, wie er gehn wollte, und diese Nacht schlief Nahyda zum erstenmahl in ihrem Leben unruhig. Sie seufzte, ihr Vater fragte: was ist dir, Nahyda? Vater, ich kann vor William nicht schlafen! antwortete das Mädchen, und nun hab sie wieder an fort zu träumen von ihm, von dem schönen Fremdling mit den hellen Locken.

Am andern Morgen brachte sie ihn schon ganz früh einen Korb mit den schönsten Blumen und Früchten. William schlief noch. Sie bestreute ihn sanft mit Blumen, sie knieete neben sein Lager, betrachtete ihn lächelnd; ach sie konnte sich nicht enthalten, die frischen Lippen sanft zu küssen, und unter einem Kusse erwachte William.

Sieh da, meine schöne Nahyda! sagte er, und sie blieb so lächelnd auf den Knien an seinem Lager liegen. Du hast so sanft geschlafen, William: ich nicht; dein Bild stand überall, in dem Schatten der Nacht, wie sich der erste Strahl des Tages durch die Blätter stahl, da sah ich dich. Ich habe nicht geschlafen.

William umfaßte sie, und drückte einen Kuß auf diese schönen vollen Lippen, und dann auf ihre Hand, und Nahydas Augen füllten sich mit Thränen. Du weinst, schöne Nahyda? —

Ich weiß nicht; die Thränen sind nicht bitter! Ich bin sehr vergnügt. — Lieber, lieber William! sie gab ihm seine Küsse zurück, sie drückte ihn an ihre Brust, und in der Umarmung trat der Vater in die vordere Hütte. Du bist schon hier, Nahyda?

Schon seit der Morgenröthe. Er ist eben erst erwacht. Ich habe ihn mit Blumen bestreut.

Und *mich* hast du heute vergessen, Nahyda?

Vergessen nicht. Ich wollte auch dein Lager

[illegible]

[illegible] Mutter: nur — William: [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]

ist grausam, in der Einsamkeit vor Liebe zu verschmachten! Und das muß sie! Er fühlte sich mächtig angezogen an das Mädchen; aber zugleich fühlte er auch sein ganzes Herz mit Fannys Bilde und Liebenswürdigkeit angefüllt. Nahidas Unschuld, ihre Neigung zu ihm, ihre Reitze — er wünschte, daß er sie früher als Fanny gesehen haben möchte: er versank in unruhige Träume. Er wollte die Hütte verlassen, er wollte bleiben; er wußte nicht, was er wollte.

Er hatte das Thal besehen wollen, und er hatte nicht daran gedacht, er kehrte endlich nach einer Stunde wieder nach der Hütte zurück. Nahida stand noch immer vor der Thüre, und sah ihm entgegen. Wie er unter den Bäumen hervortrat, so ertrug sie es länger nicht, sie flog ihm entgegen, sie umarmte ihn, sie machte ihm Vorwürfe, daß er so lange geblieben sey. Sie setzte sich mit ihm vor der Hütte auf den Rasen, sie betrachtete ihn ohne ein Wort zu reden, drückte ihm bald die Hand, bald lächelte sie ihm zu, dann legte sie ihm die Hand auf sein Herz, und freute sich über den Schlag des Herzens. William drückte endlich ihre Hand an seine Lippen, und unruhig betrachtete er das reitzende Mädchen, das neben ihm mit dem Auge voll himmlischer Liebe und Güte saß. Er konnte heute noch nicht an seine Abreise denken. Unruhig stand er auf, laß uns zum Vater gehen, Nahida! sagte er sanft.

Es ist hier so schön! seufzte sie leise, als ob sie der Ton ihrer eigenen Stimme in ihren Empfindungen störte. William seufzte, stand auf, küßte schweigend ihren Mund, und ging mit ihr in den Garten.

Du mußt die Pflanzen begießen, Nahida!

mit ihrem verstorbenen Manne verbrannt hatte; wie sie das gethan hatte, so sank sie schluchzend auf das Grab nieder, sie zerfloß in Thränen, sie umarmte den Staub, der ihrer Mutter Asche deckte.

Mein Schauder verging, da ich sie weinen sah. Sie war unglücklicher als ich. Ich lebe wenigstens ruhig, seufzte ich: am Rande meines Grabes, du aber — Ich dachte an ihr Schicksal bey dem Tode ihres Mannes, wenn sie verheurathet wäre. Ach, seufzte ich wieder! ich sterbe nur einmahl: allein du, wenn dein eigner Tod dich nicht ins Grab stürzt, so wird der Tod deines Mannes dich jung, gesund, in die Flamme stürzen. Ich weinte, ich schluchzte, sie drehte ihr Gesicht zu mir her, und ihre Blicke trafen auf einen elenden Paria. Sie wandte ihre Augen ab, verhüllte sich in ihren Schleyer, und ging.

Die folgende Nacht kam ich wieder hieher, sie hatte eine größere Menge Lebensmittel auf das Grab ihrer Mutter gesetzt. Sie glaubte, daß ich ihrer nöthig haben würde, und da die Braminen oft ihre Leichenspeisen vergiften, um die Parias abzuhalten davon zu essen, so hatte sie, um mir ihren Willen zu zeigen, nichts als Früchte gebracht.

Mich rührte ihr Mitleiden gegen mich, es war das erstemahl, daß ich ein menschliches Herz für mich fühlen sah, ich legte mich bey den Früchten auf die Knie, ich benetzte sie mit meinen Thränen, ich wollte ihr meinen Dank zu erkennen geben; ich sammelte Blumen, welche bey uns ein dankbares Herz anzeigen, und legte sie auf die Früchte ohne sie zu berühren.

Die folgende Nacht sah ich mit einem entzückenvollen Zittern, daß sie meine Dankbarkeit nicht

verſchmäht hatte. Die Blumen blühten noch, ſie waren mit Waſſer benetzt, und entfernt vom Grabe ſtand ein neuer Korb voll Früchte. Die Dankbarkeit machte mich dreiſt. Reden durfte ich nicht mit ihr; ich fürchtete mich ſie zu beleidigen; doch wollte ich ihr die Empfindungen meines Herzens ausdrücken. Ich ſammelte Blumen, die nach unſern Sitten, die Ehrfurcht bezeugen, und legte ſie in den Korb.

Die Blumen waren den andern Morgen friſch, ſie waren mit Waſſer benetzt. Ich taumelte vor Freude, daß ihr meine Ehrfurcht angenehm war. Ich wurde dreiſter; mit zitternder Hand legte ich die folgende Nacht eine Murgi Blume, das Zeichen der Liebe zu der Blume der Ehrfurcht in den Korb. Ich hatte ſie mit ſchwarzen Blumen umwunden, um ihr zu zeigen, daß meine Liebe unglücklich war. Mit dem erſten Strahle der Morgenröthe flog ich an das Grab, mein Buſen klopfte, meine Hand zitterte. Ich ſah, und die Murgi Blume war verwelkt, denn ſie war nicht mit Waſſer benetzt, die andern blühten noch! Ich ſank an das Grab mit einem lauten Geſchrey nieder, und eine dumpfe Verzweiflung füllte mein Herz.

Nach und nach mit der niederſinkenden Sonne vermehrte ſich meine Hoffnung wieder. Ich legte eine Tulpe mit feuerfarbenen Blättern und einen ſchwarzen Kelche, Zeichen der Flammen, die mir das Herz verzehrten, auf das Grab zwiſchen die Früchte. Ich verſteckte mich hinter die Grabhügel. Die Bramine kam, ſie ſah umher: ſie fand die Tulpe, ſie betrachtete ſie mit naſſen Augen, ſie ſeufzte, die übrigen Blumen begoß ſie mit Waſſer, und die Tulpe nicht, und doch blickte ſie oft von der Seite hahin. Ja, einmahl ſchon war ſie auf

dem Wege, auch die Tulpe zu begießen. Sie ſtand mitten auf dem Wege ſtill, ſchlug die Augen gen Himmel, ſeufzte, legte die Hand auf das Herz, und kehrte wieder um.

Sie hatte mir die ſchönſten Früchte gebracht; ach, mein Herz war voll Schmerz und Hoffnung; ich konnte nicht eine berühren. Ich überließ mich meinem Schmerze und meiner Hoffnung. Die Hoffnung ſiegte wieder. Ich legte eine Roſe mit ihren Dornen auf die Früchte: Zeichen meiner Hoffnung und meines Schmerzens. Ach, wie groß war meine Verzweiflung, da ich am andern Morgen meine Roſe weit von dem Grabmahle verwelkt wieder fand! Ich fürchtete, mein Schmerz würde meinen Verſtand zerrütten. Ich war entſchloßen mit ihr zu reden.

Sie kam die Nacht. Ich kam hinter dem Grabmahle hervor, das mich verbarg; ich kniete vor ihr nieder, meine Zunge konnte kein Wort hervorbringen, ich bebte, ſchluchzte, ich bot ihr noch eine Roſe.

Sie wollte fliehen, ich bückte mich tief in den Staub vor ihren Füſſen, und umfaßte ihre Füße. Sie ſah ſich um, dann auf mich nieder; ſie ſeufzte, ſie verſuchte zu reden, endlich redete ſie.

Unglücklicher! ſagte ſie, du redeſt von Liebe, und bald werde ich nicht mehr ſeyn! Ich ſtreckte meine Arme gen Himmel, ich ſchrie vor Entſetzen: Nicht mehr ſeyn, o du Geliebte meines Lebens?

Mein Mann iſt geſtorben. Ich habe ihn als ein Kind geheirathet, ſein Scheiterhaufen wird mich verzehren. Leb wohl, geh, verlaß mich, und vergiß mich; in drey Tagen weine hier auf meiner Aſche.

Noch konnte ich nicht reden, ich umfaßte ihre Knie, und badete ſie mit meinen Thränen. Endlich

ſagte ich: unglückliche Bramine, du ſterben? wer verdammt dich dazu, dich in der Blühte deiner Schönheit? dein Stamm? O zerreiß die Bande, die dich an ihn, an ſeinem ſchauderhaften Aberglauben feſſeln! du kannſt es: ſey mein Weib! Ich habe dir nichts anzubiethen, als ein Herz, was dich nie vergeſſen wird!

Sie ſah mich an, ihr Blick ſchien gerührt. Ach! hob ſie ſchluchzend an: ich ſoll dem Tode entfliehen um mit Schande bedeckt zu werden; nein! wenn du mich liebſt, ſo laß mich ſterben!

Mit Schande bedeckt leben? Nein ſchöne Bramine, ich will dich nicht von deinem Leiden befreyen, um dich mit dem meinigen zu belaſten. Scheueſt du die Schande, ſo laß uns fliehen, laß uns in die tiefſten Wälder verbergen! — Die Menſchen kennen keine Barmherzigkeit; laß uns zu Tigern fliehen! der Himmel wird uns nicht verlaſſen! — Eile, eile! die Liebe, die Nacht, dein Unglück, deine Unſchuld, alles iſt uns günſtig! Stehe nicht an, unglückliche Wittwe! Man baut ſchon den Scheiterhaufen, und der Leichnam deines Mannes erwartet dich!

Sie warf mit einem Seufzer einen Blick auf das Grab ihrer Mutter, dann ſchlug ſie den Blick in die Wolken. Sie ſah mich an, ich hielt ihr noch immer meine Roſe hin. Ihre rechte Hand ſank in die meinige, mit der Linken ergriff ſie die Roſe. Ich taumelte auf, und ſank voll Entzücken an ihren Buſen. Jetzt ergriff ich ihre Hand und wir entflohen. Ihren Schleyer warf ich in den Ganges, um ihre Verwandten zu überreden, ſie habe ſich erſäuft. Die Nächte durchgingen wir längſt dem Fluſſe hinab, am Tage verbargen wir uns in das Bambusrohr.

Endlich kamen wir in diese Gegend, die der Krieg entvölkert hat. Ich drang in dieses Thal, den vorigen Einwohnern der Aufenthalt eines bösen Geistes. Hier baute ich die Hütte, pflanzte den Garten, flochte dort am Eingange das Gewebe von Liannen zwischen den Bäumen. Ich verehrte meine Frau, wie die Sonne, ich liebte sie wie den Mond. Wir waren uns beyde alles: die Menschen hatten uns ausgestossen; allein sie liebte mich, ich hatte ihr das Leben gerettet; ich liebte sie, denn sie hatte mich glücklich gemacht, und macht mich jetzt noch allein glücklich.

Hier stand der Alte auf, und warf sich in die Arme seines Weibes, die in Thränen der Freude zerfloß.

Sie wurde Mutter, fuhr der Paria fort, sie gebar mir meine Tochter, und unser Glück wurde noch vermehrt. Uns fehlt nichts, nichts mehr. Dieses Thal ist unsre Welt, und eine Welt voll süßer unschuldiger Freuden. Nein, es fehlt uns nichts, wir haben alles, was wir wünschen.

Die schöne Nahyda seufzte, sah William an, und erröthete. Der Alte lag an seines Weibes Busen, und versicherte ihr, daß er unendlich glücklich wäre. Er wandte sich aufs Neue zu William: du wunderst dich, Jüngling, daß ich mich für so glücklich halte; allein ich bin es, ich bin es mehr als jeder Einwohner in Indien. Ich lebe allein, einsam, unbekannt; aber mir ist es unter allen Indiern, vielleicht unter allen Menschen; allein erlaubt aufrichtig, gütig, gerecht, gastfrey und gottesfürchtig zu seyn; ich entgehe durch meine Niedrigkeit den Schlägen des Schicksals, und den Leiden der *menschlichen* Meinungen. Was fehlt uns? — Ich *liebe mein* Weib. Nahyda seufzte wieder. Ich habe *ein Kind*, beyde lieben mich. Selbst die Vögel in

meinen Zweigen lieben mich, denn ich thue ihnen nichts zu Leide.

William umarmte den Alten in schweigender Ehrfurcht, nie hatte er einen Menschen zärtlicher an seine Brust gedrückt, als den Alten. Seine Brust war zu voll, er verließ die Laube, und ging gedankenvoll unter den Orangebäumen hin; hundert schöne Stimmen der Vögel empfingen den neuen Gast in dem Aufenthalte der Unschuld. William war traurig; allein seine Traurigkeit zerfloß bald in eine reine Heiterkeit. Er setzte sich auf eine Rasenbank, er stützte sein Haupt; Thränen der rührendsten Freude drangen aus seinen schönen Augen.

William schlug sein Auge empor, und Nahyda stand lächelnd an seiner Seite und betrachtete ihn. O weine nicht! sagte sie mit einer so süßen Vertraulichkeit, daß ihm die Worte durchs Herz drangen: weine nicht: ich bin so fröhlich, seit du hier bist; denn mir fehlt nichts mehr, seit du hier bist. Er nahm den Saum ihres Schleyers und trocknete sich die Augen, und Nahyde setzte sich zu ihm, und sah ihm lächelnd zu. Sieh, wie schön es hier ist, hob sie wieder an, und zeigte mit der kleinen Hand rund um sich her. Sey heiter, denn ich liebe dich.

Du liebst mich, gute Nahyda? fragte William, und ergriff ihre Hand und drückte sie zwischen seinen. Ich will heiter seyn!

Komm, laß uns zu der Mugriffaude gehen; ich habe dir Blumen versprochen! und sie ging mit ihm Hand in Hand zwischen den duftenden Blühten der Bäume, und den lieblichen Conzerten der Vögel dahin, und ihr Auge hing auf des Jünglings Blicken.

Der Garten ist schön, aber klein, liebe Na-

hyda. Wenn ich wie dein Vater wäre, ich würde das ganze Thal zu Garten machen.

Klein? fragte Nahyda, und blickte über den Garten hin: Wir haben Raum zum gehen, Raum für unsere Früchte und Blumen. Was sollen wir mehr? sieh, der Kolibri braucht nur ein Blatt, sich sein Nest darauf zu bauen.

O du bescheidne Seele! — du kennst also keine Wünsche?

Was sollt ich wünschen, sagte Nahyda, und schlug die Augen nieder, und hob sie wieder, und sah ihn halb erröthend an.

So ging William mit Nahyda im vertraulichen Geschwätze umher, und der Morgen war wie ein Augenblick dahin. Mittag deckte Nahyda unter einer Laube mit Pisangblättern den Rasen, und die vier Menschen aßen: Vertraulichkeit und Frieden lag in aller Augen; Nahyde legte die besten Früchte dem Jünglinge vor, sie hatte es von ihrer Mutter gesehen, welche dem Alten immer das beste Obst aussuchte; sie spielte mit seinen Locken, während der Vater erzählte, und mitten unter der Erzählung des Vaters fragte sie schnell den Jüngling: wie heißt du, Fremder?

William! antwortete der Jüngling. William, wiederhohlte Nahyda lächelnd: O William, bleib bey uns! William sah sie lächelnd an, und kaum konnte er der Erzählung des Alten wieder folgen. Die Abendröthe war da, ehe William es ahndete. Nahyda war ihm nicht von der Seite gewichen. Sie vergaß die Blumen zu begießen, vergaß ihre Nester zu besuchen, den alten Vögeln Saamen hinzustreuen, Nahyda hatte heute nur für William gelebt

Sie bereitete ihm ein weiches Lager, bestreute

te es mit Blumen, und gab ihm zehnmahl die Hand, wie er gehn wollte, und diese Nacht schlief Nahyda zum erstenmahl in ihrem Leben unruhig. Sie seufzte, ihr Vater fragte: was ist dir, Nahyda? Vater, ich kann vor William nicht schlafen! antwortete das Mädchen, und nun hob sie wieder an fort zu träumen von ihm, von dem schönen Fremdling mit den hellen Locken.

Am andern Morgen brachte sie ihn schon ganz früh einen Korb mit den schönsten Blumen und Früchten. William schlief noch. Sie bestreute ihn sanft mit Blumen, sie kniete neben sein Lager, betrachtete ihn lächelnd; ach sie konnte sich nicht enthalten, die frischen Lippen sanft zu küssen, und unter einem Kusse erwachte William.

Sieh da, meine schöne Nahyda! sagte er, und sie blieb so lächelnd auf den Knien an seinem Lager liegen. Du hast so sanft geschlafen, William: ich nicht; dein Bild stand überall, in dem Schatten der Nacht, wie sich der erste Strahl des Tages durch die Blätter stahl, da sah ich dich. Ich habe nicht geschlafen.

William umfaßte sie, und drückte einen Kuß auf diese schönen vollen Lippen, und dann auf ihre Hand, und Nahydas Augen füllten sich mit Thränen. Du weinst, schöne Nahyda? —

Ich weiß nicht; die Thränen sind nicht bitter! Ich bin sehr vergnügt. — Lieber, lieber William! sie gab ihm seine Küsse zurück, sie drückte ihn an ihre Brust, und in der Umarmung trat der Vater in die vordere Hütte. Du bist schon hier, Nahyda?

Schon seit der Morgenröthe. Er ist eben erst erwacht. Ich habe ihn mit Blumen bestreut.

Und *mich* hast du heute vergessen, Nahyda?

Vergessen nicht. Ich wollte auch dein Lager

beſtreuen, Vater; aber — William ſchlief ſo ſchön: da vergaß ich dich! Unter dieſen Worten hatte ſie Williams Hand nicht losgelaſſen, ſie drückte ſie an die jungfräuliche Bruſt, ſie redete mit ihrem Vater, und von William ſchlug ſie ihr Auge nicht.

William ſtand auf, und ſie trafen im Garten ſchon einen Tiſch mit Früchten von der Mutter bereitet. Die Mutter both William Früchte; allein er aß von denen, welche Nahyda ihm gebracht hatte, und Nahyda ſchlug fröhlich in die Hände, und hüpfte und rief: er ißt von meinen; Mutter, er ißt von meinen!

Würdeſt du böſe, Nahyda, wenn er von meinen äße?

Böſe nicht, Mutter; antwortet Nahyda verlegen: aber — ſieh — wenn ich Früchte brachte, und du hatteſt welche gebrochen: der Vater aß von deinen, und ließ meine ſtehen; weil er dich lieber hatte — und William ißt von meinen.

Williams ganzes Herz wallte bey dieſer Sprache der Unſchuld und des Herzens der ſchönen Nahyda. William ging nach dem Frühſtück, um das Thal vor der Hütte näher in Augenſchein zu nehmen, und ging allein. Er bath Nahyda im Garten zu bleiben. Sie folgte ihm bis unter die Thüre der Hütte, und ſah ihm mit trüben Augen nach, wie er ſich unter den Banianen verlor.

William ſetzte ſich in der Ferne unter den Schatten eines Baums, und dachte an Nahyda. Er ſah noch immer durch das Laub ihr weiſſes Gewand ſchimmern, ſie ſtand noch da, und hoffte auf ſeine Zurückkunft. William fühlte ein großes Wohlwollen gegen dieſe unſchuldige reitzende Familie, und dachte ungern daran, daß er ſie bald verlaſſen müßte. Er beklagte Nahyda's Schickſal. Ach, es

iſt

ist grausam, in der Einsamkeit vor Liebe zu verschmachten! Und das muß sie! Er fühlte sich mächtig angezogen an das Mädchen; aber zugleich fühlte er auch sein ganzes Herz mit Fannys Bilde und Liebenswürdigkeit angefüllt. Nahidas Unschuld, ihre Neigung zu ihm, ihre Reitze — er wünschte, daß er sie früher als Fanny gesehen haben möchte: er versank in unruhige Träume. Er wollte die Hütte verlassen, er wollte bleiben; er wußte nicht, was er wollte.

Er hatte das Thal besehen wollen, und er hatte nicht daran gedacht, er kehrte endlich nach einer Stunde wieder nach der Hütte zurück. Nahyda stand noch immer vor der Thüre, und sah ihm entgegen. Wie er unter den Bäumen hervortrat, so ertrug sie es länger nicht, sie flog ihm entgegen, sie umarmte ihn, sie machte ihm Vorwürfe, daß er so lange geblieben sey. Sie setzte sich mit ihm vor der Hütte auf den Rasen, sie betrachtete ihn ohne ein Wort zu reden, drückte ihm bald die Hand, bald lächelte sie ihm zu, dann legte sie ihm die Hand auf sein Herz, und freute sich über den Schlag des Herzens. William drückte endlich ihre Hand an seine Lippen, und unruhig betrachtete er das reitzende Mädchen, das neben ihm mit dem Auge voll himmlischer Liebe und Güte saß. Er konnte heute noch nicht an seine Abreise denken. Unruhig stand er auf, laß uns zum Vater gehen, Nahyda! sagte er sanft.

Es ist hier so schön! seufzte sie leise, als ob sie der Ton ihrer eigenen Stimme in ihren Empfindungen störte. William seufzte, stand auf, küßte schweigend ihren Mund, und ging mit ihr in den Garten.

Du mußt die Pflanzen begießen, Nahyda!

beſtreuen, Vater; aber — William ſchlief ſo ſchön: da vergaß ich dich! Unter dieſen Worten hatte ſie Williams Hand nicht losgelaſſen, ſie drückte ſie an die jungfräuliche Bruſt, ſie redete mit ihrem Vater, und von William ſchlug ſie ihr Auge nicht.

William ſtand auf, und ſie trafen im Garten ſchon einen Tiſch mit Früchten von der Mutter bereitet. Die Mutter both William Früchte; allein er aß von denen, welche Nahyda ihm gebracht hatte, und Nahyda ſchlug fröhlich in die Hände, und hüpfte und rief: er ißt von meinen; Mutter, er ißt von meinen!

Würdeſt du böſe, Nahyda, wenn er von meinen äße?

Böſe nicht, Mutter; antwortet Nahyda verlegen: aber — ſieh — wenn ich Früchte brachte, und du hatteſt welche gebrochen: der Vater aß von deinen, und ließ meine ſtehen; weil er dich lieber hatte — und William ißt von meinen.

Williams ganzes Herz wallte bey dieſer Sprache der Unſchuld und des Herzens der ſchönen Nahyda. William ging nach dem Frühſtück, um das Thal vor der Hütte näher in Augenſchein zu nehmen, und ging allein. Er bath Nahyda im Garten zu bleiben. Sie folgte ihm bis unter die Thüre der Hütte, und ſah ihm mit trüben Augen nach, wie er ſich unter den Banianen verlor.

William ſetzte ſich in der Ferne unter den Schatten eines Baums, und dachte an Nahyda. Er ſah noch immer durch das Laub ihr weiſſes Gewand ſchimmern, ſie ſtand noch da, und hoffte auf ſeine Zurückkunft. William fühlte ein großes Wohlwollen gegen dieſe unſchuldige reitzende Familie, und dachte ungern daran, daß er ſie bald verlaſſen müßte. Er beklagte Nahyda's Schickſal. Ach, es

iſt

ist grausam, in der Einsamkeit vor Liebe zu verschmachten! Und das muß sie! Er fühlte sich mächtig angezogen an das Mädchen; aber zugleich fühlte er auch sein ganzes Herz mit Fannys Bilde und Liebenswürdigkeit angefüllt. Nahidas Unschuld, ihre Neigung zu ihm, ihre Reitze — er wünschte, daß er sie früher als Fanny gesehen haben möchte: er versank in unruhige Träume. Er wollte die Hütte verlassen, er wollte bleiben; er wußte nicht, was er wollte.

Er hatte das Thal besehen wollen, und er hatte nicht daran gedacht, er kehrte endlich nach einer Stunde wieder nach der Hütte zurück. Nahyda stand noch immer vor der Thüre, und sah ihm entgegen. Wie er unter den Bäumen hervortrat, so ertrug sie es länger nicht, sie flog ihm entgegen, sie umarmte ihn, sie machte ihm Vorwürfe, daß er so lange geblieben sey. Sie setzte sich mit ihm vor der Hütte auf den Rasen, sie betrachtete ihn ohne ein Wort zu reden, drückte ihm bald die Hand, bald lächelte sie ihm zu, dann legte sie ihm die Hand auf sein Herz, und freute sich über den Schlag des Herzens. William drückte endlich ihre Hand an seine Lippen, und unruhig betrachtete er das reitzende Mädchen, das neben ihm mit dem Auge voll himmlischer Liebe und Güte saß. Er konnte heute noch nicht an seine Abreise denken. Unruhig stand er auf, laß uns zum Vater gehen, Nahyda! sagte er sanft.

Es ist hier so schön! seufzte sie leise, als ob sie der Ton ihrer eigenen Stimme in ihren Empfindungen störte. William seufzte, stand auf, küßte schweigend ihren Mund, und ging mit ihr in den Garten.

Du mußt die Pflanzen begießen, Nahyda!

sagte der Vater. Nahyda! sah William traurig an. Soll ich dir helfen, schöne Nahyda? fragte William, und Nahyda fiel ihm weinend auf die Schulter. Sie kamen bey den Pflanzen an. Sie bereitete ihm einen Sitz im Schatten; da setze dich, mein theurer William. Nun will ich gern begießen. Sie führte ihn zu dem Sitze, und sagte zärtlich: ach, wenn ich dich nur sehe, dann ist es gut. William wollte ihr helfen, Nahyda wollte nicht. Nein, die Arbeit wird dich ermüden. William ließ sich nicht abhalten. Sie hohlten zusammen Wasser aus dem Quell hinten vom Felsen, Nahyda gab William das kleinere Gefäß, und freute sich, daß William es nicht merkte. Beym Hin- und Hergehn gab sie ihm die Hand. Hundertmahl setzte sie das Gefäß voll Wasser nieder, legte ihre Wange an seine Brust und rief innig: o William!

Der Tag war wieder dahin geflogen, Nahyda lächelte, wie sie die Sonne hinter den Orangebäumen sah. Wie geschwind heute die Sonne läuft, Vater! sagte sie, da unten ist sie schon.

Mir lief sie einst auch so schnell! sagte lächelnd der Alte, die ersten Jahre hier im Thale! William schlug die Augen nieder, und legte die Hand an die Stirn, und betrachtete verstohlen Nahyden, die nach der Sonne sah, und den Kopf schüttelte. Armes Mädchen! dachte er. Ich muß fort, ehe die Ruhe aus dieser schönen Brust weicht.

Vater, fing er am Abend an: wohin geh ich denn nach dem Strande zu? —

Rasch drehete sich Nahyda zu ihm. Du willst uns schon verlassen, bester Jüngling? fragte der Alte, und Nahyda schrie laut auf, und lief in *Williams* Arme. William, ich bitte dich, ich will dich *lieben wie* die gute Gottheit. Bleib bey uns! ich

will für dich weben, pflanzen, arbeiten: bleib bey uns!

William sah vor sich nieder, unentschlossen: er wagte es nicht, Nahyden die Hand zu drücken. Der Alte faßte seine Hand und drückte sie an seinen Busen, sein Weib ergriff die andere Hand, und Nahyda sah ihn mit einem Blick voll Schmerz, voll Flehen an.

Bleib bey uns, sagte der Alte, theile wenigstens noch einige Tage das Glück einer Familie, die dich unaussprechlich liebt; vermehre unser Glück, du kannst es. Nahyden liefen die Thränen über die Wangen, sie schluchzte, sie legte ihre Wange auf seine Schulter. William! seufzte sie, geh nicht: ich würde sterben, wenn du gingest.

Ich will noch einige Tage bleiben! sagte William gerührt, und Nahyda umarmte ihn, sie preßte ihn mit unsäglichem Entzücken an ihre Brust, sie sank endlich von Wonne ermattet in seine Arme. O William, stammelte sie leise: Bleib bey uns! ich will gern mein Leben für dich geben, nur bleib bey uns. Du sollst glücklich seyn. Ich will für dich arbeiten, du sollst nichts thun als im Schatten ruhn, ich will dich im Schlafe kühlen. O William bleib!

William versprach noch zu bleiben, und alle drey beeiferten sich ihm ihr Entzücken, ihre Dankbarkeit durch alle möglichen Zeichen an den Tag zu legen. Nichts aber rührte William mehr, als Nahydas Beweise ihrer Freude. Sie sprang auf, sie floh auf den offenen Platz, mitten im Garten; hier warf sie sich in den Staub nieder. William hörte sie reden und schluchzen. Was macht Nahyda? fragte er den Vater: sie betet! antwortete der Alte gerührt, und schlug sein nasses Auge in

die Wolken. Nahyda kam zurück, und küßte William die Hand. Und Nahyda hat gebethet? fragte die Mutter. Ich habe dem guten Gott gedankt, daß William hier bleibt! sagte sie, und nun fing sie wieder laut an zu weinen: denn ich müßte sterben, wenn er ginge.

Und wolltest du das Mädchen tödten? fragte die Mutter. William umfaßte Nahyda und drückte sie an sein Herz: nein, Nahyda; nein, du bist meine Schwester, ich bin euer Sohn! rief er überströmend, und schlang noch einmahl Nahyden in seine Arme.

Nahyda hüpfte um ihn her, jauchzte und weinte, und rief; mein Bruder, mein Bruder William. William fühlte Empfindungen in seiner Brust, die er bis dahin nie gefühlt hatte, eine schmerzliche Unruhe mit dem heitersten Vergnügen gemischt. Er seufzte aus voller Brust auf. Was wird daraus werden? dachte er und seufzte noch einmahl, und lächelte über die hüpfende Nahyda.

Früh ging er nach seinem Lager, er klagte über Müdigkeit. Nahyda führte ihn in die Hütte, sie bereitete sein Lager, und fragte: mein Bruder William, du bist doch aber nicht immer so müde? Sieh ich bin noch so munter, als ob ich eben erst vom Lager aufgestanden wäre, ich wollte die ganze Nacht bey dir sitzen, und dein Anblick würde meine beyden Augen weit offen halten. Ach William, wenn du erst nicht mehr so müde bist, dann mag Vater und Mutter sich niederlegen, wir beyde wollen dann noch in der Laube sitzen. Ach, William! wenn ich dich in meinen Armen habe, dann ist mir wohl! — so wohl, als mir noch nie gewesen ist! so ängstlich wohl! Meine Brust ist so voll, so bewegt, ich muß seufzen, und bin fröhlich, ich muß weinen, als ob mir etwas wehe thäte, und doch bin ich noch nie so glücklich gewesen. Doch du bist

müde, lieber William? Nun ſchlaf recht ſüß. Gute Nacht. William hielt ſie in ſeinen Armen feſt, zärtliche Seele! ſeufzte er ihr mit einem Kuſſe zu. Bleib noch! ſeufzte er leiſer.

Bleiben? rief Nahyda voll Freude: ja, ja, bleiben! Ja lieber William, ſie warf ſich nieder: komm, du ſollſt in meinem Schoße einſchlafen. Komm, komm! — Ach, William wenn du weg wärſt, wenn du mich verließeſt. Nein, William, nein, das thuſt du nicht; du nähmſt mich mit dir.

Und du würdeſt mir folgen? durch die Wälder voll blutgieriger Tiger?

Ach William, wenn ein Tiger dich zerriſſe. — Sie ſchauderte, ſie drückte ihn ängſtlich an ſich, als ob ſie ihn in ihren Armen verbergen wollte. Nein, dann möchte er die arme Nahyda auch zerreiſſen. Das fühl ich lieber Bruder, ſieh, nun iſts in meiner Bruſt wieder ſo ängſtlich, wenn ich nur dran denke; o geſchwind verſprich mir, daß du bey Nahyda bleiben willſt!

Mit einem tiefen Seufzer verſprach es William. Er legte ſeine Wangen auf ihre Bruſt, er drückte ſie an ſich, nun geh gute Nahyda, geh, nun will ich ſchlafen. Morgen wollen wir früh auf, Nahyda!

O ſtoß mich nicht weg, lieber William! ſagte ſie bittend. Ich will gehen, du biſt müde; alſo du bleibſt bey Nahyda? Gute Nacht, und Morgen wollen wir früh auf ſeyn? Nicht? ich will dich wecken. Gute Nacht. Noch ſtand ſie lange in der Thüre, und William mußte ſich Gewalt anthun, ſie nicht zurück zu rufen. Endlich verſchwand ſie, nun ging ſie ein paar Stunden in den Garten, *träumte, weinte*, ging in die Hütte zurück, ſchlich

an die Thüre, hörte William seufzen, und seufzte ihm nach, und dennoch wagte sie es nicht die Thüre zu öffnen, aus Furcht ihn zu stören.

Am andern Morgen mit dem ersten Lichte des Tages war sie bey William. Sie wollte ihn wecken und William hatte so wenig geschlafen als Nahyda. Bist du es? Nahyda? rief er ihr lächelnd entgegen. Sie sank in seine Arme, und nun saß sie bey ihm auf seinem Lager, und die Sonne war längst aufgegangen, wie sie beyde in den Garten traten. Die zärtlichste Liebe empfing William und begleitete ihn überall hin. Nahyda wich nicht von Williams Seite. Sie arbeiteten zusammen, sie aßen zusammen, sie tranken aus einem Becher. Immer tiefer grub sich Nahydas reitzendes Bild in Williams Seele; immer mehr und mehr verengte sich die Welt für ihn. Nahyda, Nahyda! Das war sein erstes Wort, das seine Lippen aussprachen, wenn er erwachte, und gewöhnlich umfaßten ihn dann Nahydas weiche Arme; denn sie hatte schon eine Stunde an seinem Lager gewacht, und seinen Schlaf beborcht.

Tage waren hingelaufen, Wochen, Monathe, und Williams Welt lag in dem Thale Nahydas, er redete nicht mehr von Abreisen, in Nahydas Armen lagen alle seine Wünsche, Nahyda, war sein Traum, Nahyda sein einziger Gedanke am Tage, Nahyda seine einzige Gesellschaft, Nahydas Umarmung seine einzige Freude.

An einem Morgen erwachte er allein, nicht in Nahydas Armen. Nahyda! rief William: liebste Nahyda! und kein Kuß, keine Umarmung antworteten ihm. Schon brach der Tag durch die Zweige, schon hörte er die Stimmen der erwachten Vögel, und Nahyda fehlte. Er sprang vom La-

ger auf. Statt ſeiner Kleider, fand er ein Muſſelin Gewand, und einen blauen Gürtel; ſeine Kleider waren fort. Er zog das indiſche Gewand an, er umgürtete ſich mit Nahydas Arbeit. Er hatte ſie Tage lang an dem Kleide mit heimlicher Freude arbeiten ſehn. O Nahyda! rief er: ſo ſoll ich ganz dein ſeyn! ganz allein von dir, von deiner Unſchuld umgeben! Mit einem liebevollen Zittern legte er das Gewand an. Da ſtand er, und betrachtete ſich ſelbſt, und lächelte, und fand ſich ſelbſt ſchöner.

Er eilte in den Garten. Jauchzend ſprang Nahyda auf, und eilte ihm entgegen. William, o mein ſchöner, mein geliebter William! Der Alte umarmte ihn, die Mutter lächelte, er ſank aus einer Umarmung in die andre. Zärtlicher war Nahyda nie geweſen, als heute, zärtlicher und ſtiller war William nie geweſen als heute. Nun gehöre ich Euch ganz an! rief er! und ſchloß den Alten an ſeine Bruſt. Der Tag verging unter Kuß und Umarmung. Nahyda lehrte ihn den Gürtel binden, legte ſein Gewand in Falten, und er war ihr heute reitzender als je.

Der Abend ſank herab, die Sterne funkelten am Himmel, Vater und Mutter gingen in die Hütte, William und Nahyda ſaßen noch in der fernſten Laube, und ſahen einander in die blitzenden freundlichen Augen. Endlich ſagte Nahyda: wir müſſen gehn! wir müſſen gehen! ſagte William, und ſie blieben. Komm! komm! riefen beyde, und die näheſte Laube empfing beyde Liebenden aufs neue.

So kamen ſie endlich der Hütte nahe, ſie ſchlichen hinein. Dorthin ging Nahydas Thüre, hieher Williams. Sie ſtanden, und Nahydas Hand

hatte ſchon ihre Thüre geöffnet. Gute Nacht, William! — gute Nacht, Nahyda! flüſterten beyde leiſe. Nahyda liebſt du mich? Mehr als mich ſelbſt! antwortete Nahyda, und ſuchte mit ihren Lippen ſeinen Mund. Mädchen, wenn es wahr wäre! Gott! wenn es wahr wäre!

Er ſagte das mit einem Tone voll Rührung, und Nahyda war eben in ihre Thüre geſchlüpft. Gott, Nahyda! ſo hörte ſie ihn noch ſeufzen: Wenn es wahr wäre! ſagte er: ſo dachte Nahyda; und wie ſonderbar war ſeine Stimme dabey: es war als ob er dabey weinte. Sie wand den Gürtel von ihrer Hüfte. Sie ſtand da, den Gürtel in den Händen, und ihre Augen benetzten ſich ſanft. O William, wie unausſprechlich liebe ich dich! Brama, du weißt es, wie wahr es iſt. O William! So ſtand ſie und ſann, und ſann über ſeinen letzten Seufzer. Gott, Nahyda! ſeufzte er, eben wie ich in die Thüre trat. Was iſt ihm? der Gürtel entſank, ohne daß ſie es fühlte, ihren Händen. Sie ſchlich an die Thüre, ſie ſchlich durch die Hütte an Williams Thüre; o Gott, meine geliebte Nahyda! ſeufzte er: wie lieb ich dich! ach, wenn du mich liebteſt, wie unendlich glücklich würden wir ſeyn? Nahyda, Nahyda!

Das hörte das liebevolle Mädchen. Sie öffnete die Thüre. William, Brama kennt mein Herz, ich liebe dich mehr als mich ſelbſt. Wir ſind unendlich glücklich. Er ſtreckte ihr die Hände vom Lager entgegen, ſie ſank in ſeine Arme, an ſeine Lippen, und die Sonne fand in Williams Armen noch das junge entdeckte Weib, das Weib Williams.

Er bedeckte ſie mit einem Kuſſe, und ſie verbarg die glühende Wange in Williams Buſen. Sind wir nun glücklich? flüſterte er Nahyda zu; mein

theures Weib, sind wir nun glücklich? O William, dich hat mein Schutzgeist zu mir gesandt! sagte Nahyda. Ich bin dein Weib? o nenne mich noch einmahl so! ich dein Weib? o ist das wirklich?

William drückte die Versicherung auf ihre Lippen.

Und du bist nun immer mein Mann, mein Mann?

Auf ewig, reitzende, unschuldige Nahyda, auf ewig dein Mann!

Sie standen beyde auf. Jetzt hörten sie den Vater in der Rebenhütte. Nahyda hatte ihren Gürtel nicht; sie erröthete, und William lächelte. Bey jeder Umarmung floß ihr Gewand von den weißen Schultern und von der wallenden Brust, und Nahyda erröthete immer mehr, bis William ihr die Hälfte seines Gürtels gab.

Sie giengen in den Garten, Nahyda entzückt wie eine Königinn, sie drückte ihrem Vater mit Freude nassen Augen die Hände, sie sank triumphirend an ihrer Mutter Busen. Nahyda war glücklich.

Gegen Abend sagte ihr William leise: du bist mein Weib! bring dein Lager neben meines in meine Hütte, wie bey deiner Mutter und Vater. Nahyda erröthete, sie schlug die Augen schamhaft nieder, und drückte William die Hand.

Mein Vater, hob nun William zu dem Alten an, den er auf dem Bethplatze allein antraf: ich bin der Natur und meinem Herzen gefolgt; Nahyda ist mein Weib.

Schön? lächelte der Alte: er legte ihm die Hand auf die Stirn. Gott mache euch so glücklich als er mich mit meinem Weibe gemacht hat. Der Alte erklärte seinem Weibe Nahydas Verbindung; *alle jauchzten, alle* umarmten sich, die Freude leuch-

tete aus aller Augen. Nahyda freute ſich mit ihnen, ohne zu wiſſen warum. Gott ſegne dich, Nahyda, Williams Weib! rief die Mutter, und Nahydas Lager wurde nun mit allgemeiner Freude neben Williams Lager aufgeſchlagen; Vater und Mutter, Nahyda und William halfen dran, die einzige Feyerlichkeit, womit dieſer Tag begangen wurde.

Wer kann die Freuden dieſer Glücklichen zeichnen? und wer die ganze Schnelligkeit, mit der ganze Monathe dahin flogen. Nahyda lag zu ihres Mannes Füßen, küßte ihm die Hände, betrachtete ihn mit brennenden Augen. Mit jedem Morgen ſchien ihre Liebe den höchſten Grad erreicht zu haben, und dennoch brachte der folgende Morgen noch eine neue Freude der Unſchuld, des Vertrauens, und der Liebe.

Einen Morgen hatte Nahyda eine lange Unterredung mit ihrer Mutter. William ſaß mit dem Alten im Gebüſche, und redete von ſeinen Schickſalen; auf einmahl hörte er Nahyda aufſchreyen, allein mit dem Geſchrey der Freude. Er flog auf, er eilte in Nahydas offene Arme. Nahyda ſank zitternd an ſeinen Buſen. O William, rief ſie: wir Glücklichen! ich bin Mutter! William umſchlang ſie feſter, und inniger als je.

Die Freuden vermehrten ſich: ſüße Hoffnungen erheiterten die glückliche Gegenwart, und belebten die vergangenen Augenblicke. Die Tage flohen jetzt im ſüßeſten und rührendſten Vorgenuſſe der Vater- und Mutter-Freuden. William ſaß bey Nahyda, und hielt ſie in ſeinen Armen, er lächelte ihr zu, ſie lächelte wieder, und beyder Augen vergoſſen Freudenthränen. Der Nahme Vater, den Nahydas Lippen ihm oft zulispelten, war der Aus-

ruf zu Entzückungen. William ſank zu Nahydas Füßen, umarmte ihre Knie, und ſah ihr mit einer heiſſen Sehnſucht nach dem Tage, wo er Vater wäre, ins große ſchwarze ſchmachtende Auge.

Der Tag kam. An Nahydas Buſen hing ein Knabe, ſchön wie Nahyda und William. William war außer ſich, er taumelte vor Freuden, er hatte Nahyda über den Knaben vergeſſen. Nahyda hatte William über Williams Sohn vergeſſen, und das Kind war dennoch ein ſchöneres, feſteres, und entzückenderes Band zwiſchen beyden Herzen. Jeder Blick, jedes Lallen des Kindes vereinigte die Herzen beyder Gatten noch inniger. Sie betrachteten das Kind, ſie ſahen einander an, lächelten, und waren glücklich.

O mein Vater, rief William oft, wenn er allein war: o Fanny, wenn ihr wüßtet, wie glücklich ich wäre!

Einen Morgen ſaß William und Nahyda in einer Laube, der Knabe ſaß vor ihnen in den Blumen und ſpielte, und William, ſeine Hand in Nahydas Hand geſchlagen, hatte ſich mit ſeiner Gattinn vorwärts gebeugt, um dem Kinde, die Blumen, die es fallen ließ, zuzureichen; auf einmahl traf ihr Ohr das Geſchrey der Alten; das Geſchrey des Schreckens, der Angſt. Nahyda ſprang auf und ergriff den Knaben, und William ſtürzte zum Garten hinaus in die Hütte.

Hier fand er den Alten unter den Händen einiger Engliſchen Soldaten, die eben beſchäftigt waren, ihm die Hände zu binden. Seine Frau lag am Boden ohne Sinne und Farbe. Sogleich als William in die Hütte trat, ergriffen ihn zwey Engländer. Geſteht, riefen ſie William zu;

oder euer Tod iſt gewiß. Wo ſind die Maratten? hieher ſind ſie geflohen!

Zwey andre Engländer eilten bey William weg in den Garten, ſie fanden Nahyden, und führten ſie laut ſchreyend mit ihrem Kinde in die Hütte.

Was wollt ihr? rief William engliſch; Wer ſeyd ihr?

Man erkannte den Landsmann an der Ausſprache, und den Alten wurden die Hände losgebunden, und Nahyda ſank in Williams Arme. Jetzt kam es zu Erklärungen. Schon ein Jahr hatte der Krieg der Engländer mit Hyder Ally in Indien gewüthet. So lange ſchon hatte die Unſchuld, und die Liebe das Thal, wo die Glücklichen lebten, die Wohnung der Unſchuld und Liebe geſchützt.

Ein Detaſchement Engländer hatte ſich bey dieſem Thale gelagert, und ein Haufen Maratten waren die Nacht entflohen, die Engländer ſetzten ihnen nach, und waren in das Thal gekommen, um ſie hier aufzuſuchen.

William verſicherte ſeinen Landsleuten, daß hier das ganze Thal ohne Menſchen ſey; er führte ſie ſelbſt herum, und ſie fanden nicht die Spur eines Menſchen. Sie kehrten zur Hütte zurück, und Nahyda und ihre Mutter hatten ſchon die Hütte mit Körben voll Früchte angefüllt, und bey ihrer Zurückkunft bathen die unſchuldigen Menſchen die Krieger ſich zu erquicken. Man ſetzte ſich, und der Officier fragte nun William, wer er wäre, und welche Schickſale ihn hieher verſchlagen hätten. William erzählte ihm ſein Schickſal, nannte ſeinen *Nahmen* und der Engländer bath ihn, dieſes Thal zu *verlaſſen*. William ſchlug es förmlich ab. Wie iſt

es möglich, ſagte der Engländer: Wie können Sie hier leben, ohne Vermögen, ohne Ehre, ohne die Freuden des Lebens?

William nahm Nahyda bey der Hand, ſie hatte das Kind an ihren Buſen, ſehen Sie hier, Herr Lieutenant, ſagte er! dieß reitzende Weib iſt mein Reichthum, meine Ehre, mein Stolz, und die Freude meines Lebens!

Der Engländer gab ſich alle Mühe, William zu bereden, das Thal zu verlaſſen, und wenigſtens in einer engliſchen Stadt in Indien zu leben; allein vergebens. William lächelte, Er führte den Engländer in dem Garten umher. Wiſſen Sie auf der weiten Welt ein Thal, das reitzender, fruchtbarer, ſchattiger, kühler iſt als dieſes. Ich habe hier alles, was der Menſch bedarf, um glücklich zu ſeyn Der König würde mir vergebens ſeinen Thron für dieſes Thal biethen.

Der Engländer umarmte William, wünſchte ihm Ruhe, und verließ mit ſeinen Soldaten das Thal, wo die Beſcheidenheit wohnte.

Schon war wieder die Ruhe, die Freude! und die Heiterkeit zurückgekehrt, und die vier glücklichen Menſchen ſaßen eben unter einem Pagoden Baum und aßen, als ſie auf einmahl wieder Engländer im Garten erſcheinen ſahen. William ſprang auf und ging ihnen entgegen. William! rief eine Stimme: Ruſſel! antwortete William, und Ruſſel und William lagen einander in den Armen.

Ruſſel war der Anführer dieſes Detaſchements, und hatte Ordre den Rückzug der Engländer zu decken, die von dem vordringenden Hyder Ally zum Weichen gezwungen waren. Beyde vergoſſen Thränen der Freude, und des Wiederſehens. Der engliſche Officier hatte von dem vergeblichen Nachſetzen

der entflohenen Maratten rapportirt, und erzählte dem Obrist Russel seine kleine Begebenheit mit William. Wie hieß denn dieser sonderbare Mensch? fragte Russel. Hillner! antwortete der Lieutenant, und Russel läßt sich sogleich nach dem Thale führen.

William brachte Russeln seine Nahyda, und seinen Sohn, und Russel vergoß Freudenthränen in Nahydas Armen. O William, rief er: ich danke Gott, daß du endlich glücklich bist. Aber du mußt mit mir gehen! Fanny muß ihren Bruder, denn sie als todt beweint, muß ihre Schwester Nahyda, muß deinen Sohn sehen.

Es war eine große Versuchung für William; und dennoch schlug er Russeln es ab, sein glückliches Thal zu verlassen.

Russel nahm ihn allein: höre mich an, mein theurer William; Hyder dringt mit seiner siegenden Armee vorwärts. Wohin er tritt, bezeichnet er mit Blut; Grausamkeit und Ausschweifungen seinen Weg. Seine Armee denkt wie er. Er kommt diesen Weg. Die Nähe des Flusses, die Höhen hier werden ihn hier halten, und unser General will ihn hier erwarten. Seine wilden Soldaten werden die Gegend durchstreifen, sie werden dich hier finden, dein reitzendes Weib wird ein Opfer ihrer Wollust, dein Sohn ein Opfer ihrer Mordsucht und du das Opfer ihres Hasses gegen die Engländer werden. Bey Gott, dein Leben, deine Ruhe, deine ganze Glückseligkeit ist verloren, wenn du noch eine Stunde zögerst. Ich habe nur noch Minuten zu verlieren. Er sah auf die Uhr.

William stand da und bedachte sich.

Russel fiel vor ihm nieder. Laß dich bewegen, William! Rette dich, rette deine Familie, erhalte

mir meinen Freund, und meiner Fanny ihren Bruder! In demſelben Augenblicke gab man Ruſſeln Nachricht, daß man ſchon den Rauch von Hyders Lager ſähe. William gab den Alten und ſeiner Nahyda Nachricht von allem, und ſie entſchloſſen ſich das Thal zu verlaſſen, wo ſie ſo lange glücklich geweſen waren.

Der Alte bethete noch, die Frau ſank an ihres Mannes Bruſt, und zitterte, zitterte vor der Rache der Braminen. Nahyda lag an Williams Bruſt, und ſeufzte: ich folge dir. William nahm ſeinen Sohn auf ſeine Arme, Ruſſel führte Nahyda. Der Alte ſtützte ſich auf William und ſeine Frau folgte ihnen, und ſo verließen ſie das Thal des Glücks, der Liebe, und der Unſchuld. William ſah noch oft zurück, an des Alten Auge hingen ſchwere Thränentropfen, er ſtreckte ſeine Hände noch einmahl nach dem Thale zurück, umfaßte ſein Weib, und ſagte: laß uns ruhig ſeyn! Brama iſt überall, unſer Glück auch, und die Unſchuld laſſen wir ja unſerm Thale nicht zurück! Sie iſt in unſerm Herzen!

Kaum waren ſie oben auf den Anhöhen, ſo ſahen ſie ſchon ſtreifende Indier von Hyders Armee oben auf dem Hügel der andern Seite, und ſie dankten alle Gott, daß ſie dem Tode entkommen waren. Sie kamen im Lager der Engländer an, und nun wurde ſogleich der Rückmarſch angetreten.

Nahyda erſtaunte über die tauſend neuen Gegenſtände, welche ſie umringten, ſie hatte tauſend Fragen an William, die Neugierde trieb alle Officiere zu William, um die ſchöne Frau des ſonderbaren Engländers zu ſehen. Nahyda betrachtete ſie alle, redete mit allen, und jeder bewirthete Wil-

liam das reitzende Weib. Einige ſogar ſagten ihr Schmeicheleyen; ſie lächelte, ſie antwortete mit Güte und Zutraulichkeit, und ihre Augen flogen immer mit der brennendſten Sehnſucht nach William.

Die Armee zog ſich immer näher an den Strand, und mit dem erſten Transporte ging William mit ſeiner Familie nach Madras. Neue Scenen der Freude und des Entzückens. Fanny ſank leblos in Williams Arme, wie er zu ihr hinein trat, und Fanny rief. Hinter ihm kam Nahida mit ihrem Sohne auf dem Arme. Sie ſtand da, die reitzende Nahyda, und lächelte, wie ſie ihren William in den umſchlingenden Armen, und an den Lippen Fannys ſah.

Fanny ſah Nahyda, und fragte William, wer iſt das?

Es iſt mein Weib, Fanny, und mein Sohn! meine Nahyda!

Fanny ſah ſie einen Augenblick an, dann ging ſie unruhig auf Nahyda ein, both ihr die Hand, und die Lippen; aber nun nahm ſie Williams Sohn auf ihre Arme, bedeckte ihn mit Thränen und Küſſen. Es war, als wollte ſie dem Kinde alle die Liebkoſungen wiedergeben, die William einſt ihrem Knaben gegeben hatte.

Wer iſt das Mädchen, fragte Nahyda William: wer iſt das Mädchen, die meinen Sohn ſo liebt. Es iſt Fanny! antwortete William.

Fanny? rief Nahyda: Fanny? rief ſie noch einmahl lauter, und nun eilte ſie auf Fanny los, und umfaßte ſie, und erſtickte ſie faſt mit ihren Küſſen. O meine Fanny, o du meine Geliebte! rief ſie, o du meines Williams erſte Liebe! O wie mich verlangt dich zu ſehen, und deine Liebe

zu erwerben! O mein ganzes Herz iſt dein! meine ganze Seele iſt dein!

Fanny betrachtete Nahyda mit großen Augen, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ſie ſank auf ihre Schulter: glückliches Weib! rief Fanny: o du glückliches Weib! Was bedarfſt du meiner Liebe? Laß mich — doch nein! nein! Sey meine Schweſter Nahyda! Sey mein Bruder, William! Thränen und Umarmungen erleichterten endlich die drey ſchönen Herzen dieſer Menſchen.

William wohnte bey Fanny, Nahyda erhielt täglich mehr von Fannys Liebe. Fanny hatte eine Tochter von eben dem Alter wie Williams Sohn. Da ſaßen beyde Mütter, Fanny hatte Williams Sohn auf ihrem Schoße, und Nahyda, Fannys Tochter, und William ſchrie laut vor Entzücken, wenn jede Mutter der andern Kind an ihren Buſen legte, und es nährte.

Er umarmte beyde, oft wußte er nicht, wen er mehr liebe, ob Nahyda, ob Fanny, ob Fannys Tochter, ob ſeinen eignen Sohn. War es möglich, rief er oft dem alten Vater ſeiner Nahyda zu: war es möglich, daß mein Glück noch ſteigen konnte, und dennoch iſt es geſtiegen.

Der Alte ſah ernſt. In Fannys Garten hatte er unter einem Pagoden Baume mit ſeinem Weibe ſeine Wohnung wieder aufgeſchlagen: er lebte hier, wie in ſeinem Thale; aber die reine Heiterkeit war geflohen, ſein Weib fürchtete Verfolgungen ihres ſtolzen Stammes, und nicht ohne Grund, und Fannys ganzes Anſehn war nöthig, den Paria mit ſeinem Weibe den thätigen Bemühungen der Braminen nach Rache zu entziehen.

Nahyda hielt ſie allein zurück, ſonſt wäre der Alte längſt geflohen und hätte ſich eine neue Tem-

öde unter den menschlichen Tiegern aufgesucht; allein Nahyda, der beyden Verfolgten geliebtes Kind, und ihr Enkel vertrieben die Wolken des Unmuths von ihrer Stirn, und den Kummer aus ihrer Brust.

Endlich kam Russel zurück. Eine Wunde hatte ihn zu fernern Diensten untüchtig gemacht. Er kam, und mit ihm eine neue Freude in das Haus der Glücklichen. William that nun den Vorschlag nach England zurück zu kehren, und man bewilligte es mit Freuden, besonders der alte Paria, dem William viel von seinem glücklichen Thale erzählt hatte. Sie kehrten auf dem ersten Schiffe, das sie trafen, zurück, und William küßte mit Freudenthränen den vaterländischen Boden wieder.

Sie setzten sich zusammen in zwey Wägen, und nach einigen Tagen hielten sie vor Hillnethouse. Lord Hillnet war nicht dort. Er lebte seit einem Jahre, nach dem Tode der Lady Hillnet wieder in seinem Thale mit dem alten Thomas, und beweinte mit ewigen Thränen den Tod seines Williams.

Der Wagen war von den Unterthanen umringt, und William und alle gingen sogleich nach dem Thale zu von allen ihren Unterthanen begleitet. Schon von weitem hörte Lord Hillnet das Geräusch der vielen Stimmen, die durch das Gebüsch dem Thale näher kamen. Er sandte seinen alten Thomas seinen Unterthanen entgegen: die Thüre öffnete sich, und Thomas sank in Williams Arme.

William! schrie Thomas zweymahl laut und fürchterlich auf. Lord Hillnet hörte den Nahmen ausrufen, er hörte das Freudengeschrey seiner Unterthanen, Er sprang auf, und sank vor Ohnmacht

wieder zurück. Er zitterte, er wußte nicht mehr, was er dachte, und William lag zu seinen Füssen, und schrie und schluchzte: o mein Vater!

Der Vater sank ohnmächtig an seines Sohnes Busen. Er konnte nicht reden, nur flossen Thränen über seine ehrwürdigen Wangen, die sein Sohn auftüßte. Eine heilige Stille umgab sie, die Bauern nahmen ihre Hüte ab, als ob man hier bethete. Russel lag auf Fannys Schulter. Nahyda schluchzte, und küßte ihren Sohn, den sie auf den Armen hielt, der alte Paria schlug sein Auge in die Wolken.

Endlich drang die triumphirende Stimme des Vater Hillnets durch die Stille: mein Sohn! mein William! und alle weinten laut um ihn her. Lord Hillnet sah auf, und sah jetzt zum ersten Mahle Fanny. Und meine Fanny? rief er; und Lord Russel. O Gott! wie glücklich werd' ich seyn!

Und mein Weib, und mein Sohn! rief William laut.

Dein Weib, dein Sohn! Lord Hillnet sah Nahyda an, sie sank vor ihm nieder: Williams Weib! flüsterte sie leise. Lord Hillnet sank ebenfalls auf die Knie, und so kniend umarmte er sie. Weib meines Williams! Er sah ihr ins Auge, er betrachtete sie starr, er drückte schweigend seinen Mund auf ihre Stirn, er sagte nichts, er blickte in die Wolken.

Nahyda heißt sie! rief William.

Nahyda! sagte Lord Hillnet mit einem tiefen Seufzer. O laßt mich zu mir selbst kommen! sagte er schluchzend und wandte sich ab, doch nur einen Augenblick. Meine Nahyda, meine Tochter! sey mir willkommen! hob er wieder an, und sank

an Williams Bruſt. O mein Sohn! du haſt mit der Freude mein Herz zerſchmettert. Wo iſt dein Sohn?

William nahm ihn von Nahydas Armen, und gab ihn ſeinem Vater. Lord Hillnet hob ihn empor: es iſt zu viel, o Gott! zu viel auf einmahl! Er gab das Kind zurück, und ſetzte ſich matt nieder, und betrachtete ſie alle nach der Reihe mit freundlichen und ſtarren Blicken.

Nach und nach wurde er ruhiger und nun wurde ſeine Freude ausſchweifend. Er ſchloß Nahyda an ſeine Bruſt, er tanzte mit dem Kinde ſeines Williams herum, dann betrachtete er es wieder, verglich ſeine Züge mit Nahydas und Williams Zügen, und vergaß es ganz, daß noch mehrere Menſchen, außer William, Nahyda und ihr Sohn da waren.

Aber noch wartete eine Freude auf William. Mary ſtürzte auf einmahl laut ſchreyend den Weg durch das Thal her. Wo iſt er? wo iſt William? rief ſie zitternd. Sie war nur halb angekleidet. Die Nachricht von Williams Ankunft hatte ſie beym Ankleiden getroffen. Sie wohnte in der Nähe bey Hillnethouſe, ſie war die einzige, die oft ganze Tage im Thale bey Lord Hillnet zubrachte, die einzige, die ihn tröſten konnte.

Wie ſie die Nachricht hört, William iſt da? ſo ſpringt ſie auf, ohne ein Wort zu ſagen, fliegt ſie fort, nach Hillnethouſe, von da in das Thal.

Athemlos, mit fliegendem Haare, zitternd kam ſie an, und eben noch konnte ſie William! rufen, in ſeinen Arm ſtürzen, und ihre Sinne hatten ſie verlaſſen. Die Freude wurde immer gröſſer, denn nach ein paar Stunden war auch Sir

Johnſon, der alte Onkle im Thale, und in den Armen von Fanny und Ruſſel.

Der Onkle drückte William zärtlich in ſeine Arme, küßte Nahyda als ſeine Tochter, und verſprach auf der Stelle ſein Vermögen zwiſchen Nahyda und Fanny zu theilen. Nein, Nahyda, du biſt meine Tochter! rief er; du biſt mein Kind, ich will doch irgend einen Antheil an dem Glücke Williams nehmen.

Der Abend war da, und Niemand wußte, wo der Tag geblieben war; Niemand hatte die Bedürfniſſe des Lebens heute gefühlt. Man ſetzte ſich endlich gegen Abend ſpät zu Tiſche. Lord Hillnet ſaß zwiſchen William und Nahyda, und hatte ihren Sohn auf den Knien. Er aß nicht, er wandte nur ſeine Augen von einem zum andern und betrachtete ſie.

Nach einigen Tagen wurden denn die gehörigen Einrichtungen gemacht. Die beyden Alten, Nahydas Aeltern, nahmen ihre Wohnung im Thale, es wurde mit den Bequemlichkeiten ihres Landes, ſo viel es ſich thun ließ, ausgeſtattet.

William, Nahyda, und der Lord Hillnet wohnten in Hillnethouſe, Fanny und Ruſſel bey Sir Johnſon, Mary, die denn endlich mit Fanny wieder ausgeſöhnt war, war in der Nähe mit ihrem Hyde.

Allein ohnerachtet dieſe Familien getrennt lebten, ſo verging gewiß kein Tag, an dem ſie nicht zuſammen kamen. Das Thal war der allgemeine Sammelpatz dieſer glücklichen Menſchen. Der Alte Paria vergaß unter den Liebkoſungen ſeiner Kinder und ſeiner Enkel den ſanftern Himmel ſeines Vaterlandes, ſeine Pagodenbäume, und die ſchönen Früchte. Lord Hillnet war glücklich, glücklich in dem

Glücke ſeines Sohnes. Nahyda erregte anfangs durch ihre Unſchuld das Geſpötte der engliſchen Damen, und endlich ihren Neid. Sie wurde von ihren Unterthanen angebethet. Fanny und Mary geſtanden ſich es oft beyde, daß William und Nahyda das einzige Paar auf Erden durch ihre Liebe, Einfalt, Güte und Liebenswürdigkeit wäre. Laß es uns geſtehen, ſagte Fanny und umarmte Mary: wir beyde waren des Mannes nicht werth.

William, der liebende und geliebte Mann, der glückliche Vater, der entzückte Gatte, der gute Sohn ſank oft in die Arme des Parias, und ſagte: wir haben die Wahrheit und das Glück aufgefunden: beyde wohnen in einem Herzen voll Liebe.

Die Kinder der drey Familien wurden natürlich erzogen, in den Armen, an den Herzen und unter den Beyſpielen guter Menſchen, und wenn Fanny, wie es wohl geſchah, William anlag, ihre Kinder ſo zu erziehen, wie er erzogen wäre, ſo lächelte William und ſagte: meine liebſte Fanny, laß ſie uns zu guten Engländern machen; wir laufen ſonſt Gefahr, daß ſie in den Jahren der Liebe nach Indien müßten, um ſich dort Männer und Weiber zu hohlen, und wer weiß, ob noch eine Nahyda in Indien lebt.

Sie bauten ſich nach und nach im Thale kleine niedliche Wohnhäuſer, frey von dem Prunke der Kunſt: Hier brachten ſie ſehr oft ganze Monathe zuſammen zu, und wenn ein Fremder ſie geſehen hätte in dieſer Vertraulichkeit ihrer Herzen leben, in den einfachen Kleidern der Natur, unter einfachen Spielen, Arbeiten und Vergnügungen; wenn er die Kinder geſehen hätte unter einander ſpielen, ohne Furcht vor den Alten, und doch voll

Ehrfurcht gegen sie; schön wie die Engel, unschuldig wie sie: er würde haben gestehen müssen, daß das goldene Zeitalter der Dichter kein Traum, keine Fabel sey. Auch standen vor der Thüre, welche das Thal verschloß, die Worte: Aufenthalt der Natur, der Liebe und des Glücks.

Sophie von Waldov;

oder:

die leidende Tugend.

Eine

wahre Geschichte.

Leipzig.
In der Sommerschen Buchhandlung.
1800.

Sophie von Waldow.

Eine wahre und warnende Geschichte.

Der Krieg, der so manche Verhältnisse entwickelt, verschaffte mir die Gelegenheit, die Frau von Steinbach in Frankfurth am Mayn kennen zu lernen, eine artige, angenehme Wittwe von etwa dreyßig Jahren. In das Haus, wo ich einquartirt war, kam sie öfters. Unsre Denkart, die in vielen Stücken dieselbe war, zog uns näher an einander; und als unser Umgang zwangloser wurde, bat ich um die Erlaubniß, die ich auch erhielt, sie auf ihrem Landgute, vier Stunden von der Stadt, besuchen zu dürfen. Ich werde, setzte ich hinzu, diese Erlaubniß mit der Bescheidenheit benutzen, die ihre Lage fordert. Da die Freundschaft die Herzen bindet, muß sie

um deſto mehr der Verhältniſſe ihres Geſchlechts, der zarteſten unter allen, ſchonen. — Auf dem Landſitze dieſer geiſtreichen Frau habe ich viele meiner Stunden glücklich verlebt.

Einſt, bey einer Poſtenverſetzung, als mir das Loos zufiel, einen Berg in der Nähe ihres Hauſes zu beſetzen, mußte ich, ſo ſehr ich mich auch weigerte, ein Zimmer auf ihrem Schloße bewohnen. Unter den Waffen, ſagte ſie, ſchweigen die Vorurtheile, wie die Geſetze. Ohnehin iſt Ihr Aufenthalt in dieſer Gegend von kurzer Dauer. Das Spiel des Zufalls, das uns ungeachtet der großen Entfernung, die uns trennte, ein Mal vereinigte, wird ſich wohl ſchwerlich in der Reihe der Jahre, die wir durchleben werden, zum zweyten Male ereignen.

Es war im Monat May, in einer Jahreszeit, die durch die Blüthe der Lilie und der Roſe, zumal in einer Gegend, wie dieſe, ungemein reizend iſt.

Dieſe letzte Blume ſchien ſogar mit einiger Verſchwendung in ihrem Garten und um ihr Schloß vervielfältigt zu ſeyn. Ihr ſchönes Roth glühte durch das Grün der Lauben; es prangte in langen Hecken, in der Wildniß des kleinen Hains, der ſich an den großen Garten anſchloß, in einſamen Stellen, wohin der Fußtritt des

Wunderbares sich selten verirrte, und wo die Natur, von der Kunst verlassen, das Auge keines Blickes erwürdigen läßt. Die eine Verschwendung dieser Art den Geist durch angenehme Bilder erfreut, führte sie ihn in das Gefilde der Dichtkunst, und dadurch in das graue Alterthum vergangener, und zu gleicher Zeit das Nahe nicht sättigend, so genoß ich vielfältig dieses Reichthum. Meine liebenswürdige Wirthin selbst schien an Anmuth zu gewinnen, wenn sie unter den Rosen wandelte, die ihre Hand mit so vieler Sorgfalt pflegte.

Vom meinem Zimmer hatte ich die Aussicht des Wasserfalls. Sobald ich aufgestanden war, eilte ich meine ersten Blicke auf diese schöne Natur; die in jenen heitern Tagen ihre Reize und ihre Kräfte in dem Morgenthau, worin sie sich badete, verjüngte.

Gewöhnlich um diese Zeit verließ die Frau von Steinbach, mit einem Körbchen am Arme, ihr Schlafgemach, irrte von einem Rosenstrauche zum andern, sammelte die schönsten Röschen, und kehrte dann mit der anmuthigen Beute zurück. Da sie so früh und jedes Mal in ihrem Morgenanzuge in den Garten trat, so war ich meinerseits beschelden, und vermied sorgfältig, sie in einem Geschäft zu stören, das ihrem Geschmack

ohnehin zu angemessen war, als daß ich meine Neugierde besonders reizen konnte.

Die Zeit der Trennung, die immer näher heranrückte, vermehrte unsre Vertraulichkeit. Ich wagte es oft, sie des Morgens aufzusuchen, ehe sie ihren Anzug besorgt hatte. Die Gewohnheit, uns täglich zu sehen, machte, daß sie mir diese Freyheit nicht übel nahm. Einst suchte ich sie, wohin ich es noch nicht gewagt hatte, auf ihrem Schlafzimmer, wo häusliche Geschäfte die ihr gross kosten, sie etwas länger aufhielten. Es war des Nachmittags in der Kaffeestunde. Ich staunte. Sie lächelte, und sagte, sie, die Ueberraschende so ein Mädchen, was es sich einbilden dürfe! Ich antwortete mit vieler Artigkeit, als ich nur konnte. Im Hinausgehen, setzte ich hinzu, nur ein tugendhaftes Weib, fern von allen weiblichen Ränken, ruhet, wie ich nun mit Gefühlen von Ehrfurcht. Auch von diesem Theile Ihres Schlosses, wo Sie so einsam mit sich leben, will ich das Bild mit mir in die fernen Gegenden nehmen, wo die Erinnerung an Ihre Freundschaft die stärkste Empfindung ist, die mir von hier aus dorthin folgen wird.

Der liebliche Duft der Rosen wallte im ganzen Zimmer. Sie prangten von allen Seiten in großen

ſen. Der Tiſch unter dem Spiegel weckte
nders meinen Aufmerkſamkeit. Es ſchien
daſſelbe das Gemälde eines jungen Mäd-
s zahlreiche Roſen, welche die Wonnigen zu
ſen ſchienen. Um die feinen Reize, die
das Bild erwarten ließ, zu betrachten, trat
näher. Wie ſehr erſtaunte ich über den Kon-
d, den dieſes Gemälde mit den Blumen mache
die ſich um daſſelbe mühten. Es war das
s einer zwar mit Roſen bekränzten, aber auch
immer entſtellten jungen Schönheit. Vor der
re eines Schloſſes ſtund ſie mit Entſetzen auf
ck, von einem Stuhle auf, und warf einen
ng von Roſen weg, dem ihr ein geheimes
chen gereicht hatte.

In allem, was meine Aufmerkſamkeit hier
äftigte, ſchien mir ſo viel Eigenes zu liegen,
ich nicht wußte, meine Freundin um
re Aufſchlüſſe über den Sinn dieſes Gemäl-
zu bitten. Was ſie mir ſagte, anſtatt
ne Neugierde zu befriedigen, weckte in mir
Wunſch, die ganze Zuſammenbetrachtung der
bilder, deren Auflöſung ſie allein wußte,
zu können. Lange ſchwebte ſie dieſe Bil-
endlich aus dem Grunde, weil die Be-
heiten noch alle zu neu wären. Indeſſen,
ſprechungen wurde, und es mir möglich

lich gelang, ihre Bedenklichkeiten zu heben, entschloß sie sich, meinen Wunsch zu erfüllen.

Nun hob sie aus einer silbernen Kiste, die neben dem Gemälde stand, einige Papiere. Es sind Briefe meiner Freundin, sagte sie, die sie mir in dem Zeitraume schrieb, auf welchen das Gemälde einen Bezug hat. Sie werden Ihnen weit besser, als ich es ihnen könnte, die Lage und den Geist meiner Freundin schildern. Hierin schüttete sie ihr ganzes Herz aus, wie die Natur es bildete; hierin entwickelte sie so manche ihrer Gedanken, wie ihr kühner Geist sie faßte. Sie schrieb für mich von dem Augenblicke an, wo die Begebenheiten, die Sie erfahren werden, sich entspannen. Sie tragen den Stempel eines starken Geistes, der, mit seinen Empfindungen vertraut, sie zu würdigen weiß.

Als sie dieses sagte, verließen wir das Zimmer, wo gestern An den Gartensaal, wo sie sobald wir den Kaffee getrunken hatten, mit folgenden Worten anhub:

Meine unvergeßliche Freundin war das einzige Kind eines sehr würdigen, in der ganzen Gegend allgemein beliebten Mannes. Er hieß von Waldow, nach seinem Gute. Mein Vater, dessen Gut acht Stunden davon lag, war sein Jugendfreund. Ihr reifern Jahren zieht sich ein

solches Band fester zusammen. Wir, ihre Töchter, erbten schon in der Geburt jene Freundschaft, die unsre Väter pflegten. Schon als Kinder waren wir unzertrennlich, und das dem Buchstaben nach; denn wir wechselten mit unserm Wohnorte, so daß ich vier Wochen in dem Hause ihrer Aeltern und sie vier Wochen in dem Hause der meinigen zubrachte. So wuchsen wir auf, und dieser Wechsel dauerte bis die Kinderjahre verflossen und wir zum Unterrichte reiften.

Waldov lag eine halbe Stunde von der Stadt. Dieser Umstand bewog meine Aeltern, mich der Pflege ihres Freundes ganz zu überlassen. Die Keime der Freundschaft, die wir in unsern Kinderjahren gelegt hatten, entwickelten sich nunmehr mit Macht, als wir Beyde vollkommen wie Schwestern lebten, dieselbe Erziehung, dieselben Vergnügungen, denselben Unterricht genossen, als unser Herz nun wirklich schon empfand, wie süß das Band war, das uns vereinte. Meine Freundin war ein Jahr jünger als ich. Ich hatte schon mein funfzehntes Jahr erreicht, als ich mich noch im Hause des Herrn von Waldov befand, der mich ganz als seine Tochter behandelte.

Ungefähr um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft des Herrn von Steinbach. Er hieß

bey meinen Aeltern um mich an. Da ich mit diesem jungen Manne glücklich zu leben glaubte, willigte ich in die Verbindung ein. Sie wurde zu Waldov vollzogen. Indem ich mich nun aus dem Arme der Freundschaft in die Arme der Liebe wand, und meinem Gatten hieher folgte, flossen viele Thränen. Herr von Steinbach, der mich aufrichtig liebte, suchte mir auf jede mögliche Art den Schmerz der Trennung zu erleichtern. Seine seltene Zärtlichkeit erwiederte ich mit dankbarem Herzen; aber leider! das Glück der Liebe sollte nicht für mich reifen. Kaum waren wir sechs Wochen verbunden, so riß ihn ein hitziges Fieber aus meinem Arme. Als er fühlte, daß sich das Band des Lebens löse, setzte er mich zur Besitzerin dieses Gutes ein, damit, sagte er, das Andenken an seine Liebe nicht aussterben möchte.

Nachdem ich meine Geschäfte in Ordnung gebracht hatte, kehrte ich nach Waldov zurück. Wie freute sich meine Freundin, als sie mich wieder in ihre Arme schließen konnte. Sophie, so hieß sie, war nunmehr in ihrem sechzehnten Jahre, — ein schönes, vollkommen ausgebildetes Mädchen, mit allen Kenntnissen bereichert, die unser Geschlecht zieren. Bey dieser Entwickelung hatte ihr Herz an Reizbarkeit, ihr Geist an

Blicke und Feuer, ihr Charakter an Festigkeit gewonnen. Man konnte sie nicht sehen, ohne sie zu bewundern, nicht mit ihr sprechen, ohne von ihr eingenommen zu seyn. Sie können denken, wie Jünglinge und Männer um dies schöne lebendige Bild schwärmten, und wie man ihr Weihrauch streute. Sie blieb sich indessen immer gleich. Mancher schien sie wirklich mit Ernst für sich gewinnen zu wollen; aber sobald sie eine solche Absicht errieth, vereitelte sie dieselbe mit vieler Feinheit und mit einer Art von Kälte, die sie sogar liebenswürdig zu machen wußte. Ein Jüngling in diesem Schwarme hatte inzwischen ihre Aufmerksamkeit erweckt, der Baron von Eichen, der einzige Sohn eines reichen Edelmannes aus Prag, der sich in Cassel aufhielt. Der gute Ruf, worin der Baron stand, sein Charakter als Fremder, sein artiges Betragen hatten ihm den Eintritt in ein Haus verschafft, wo man nicht lange geduldet wurde, wenn Liebenswürdigkeit, Anstand und Sitten und der gute Ruf, der aus diesen erwächst, nicht im Gefolge derer waren, die hier Umgang suchten.

Die Frau von Waldov, die gern Umgang hatte, war im Hause ihrer Aeltern zum feineren Tone gebildet worden, und konnte über jenen Punkt noch weit schwerer befriedigt werden, als

ihr Gatte, der mit weniger Eitelkeit und weniger Stolz, Eigenschaften, die uns eigener sind, mehr wahre Menschenkenntniß, und folglich nicht so viele Anmaßungen verband. Obgleich nun die Forderungen, die er an seine Bekannten machte, mehr von der Biederkeit seines Herzens, die ihrigen aber mehr von der weiblichen Eitelkeit herrührten, so arbeiteten sie doch durch verschiedene Mittel auf denselben Zweck hin, und die Zirkel, die sich in ihrem Hause bildeten, waren eine Auswahl der besten Menschen aus der Stadt und aus der Gegend.

Der Baron von Eichen, dessen Vater ein Gut nicht weit von Mannheim besaß, besaß in einem nicht gemeinen Grade alle jene Eigenschaften, die einen jungen Mann empfehlen. Die Frau von Waldov, die ihm bald sehr gewogen wurde, schätzte ihn und aus mehr als einem Grunde sahe man das Einverständniß gern, das zwischen ihm und dem Fräulein entstand.

Obgleich das junge Herz meiner Freundin bald in Flammen gerieth, so wußte sie sich doch so gut zu beherrschen, daß sie zwar dem Baron die Liebe, die sie für ihn empfand, merken ließ, ihm aber keine Gelegenheit verschaffte, sich mit ihr zu sprechen, als in Gegenwart ihrer Al-

dem über ihr meinigen. Dies Betragen war die Folge ihrer Grundsätze und ihrer Gefühle.

Um diesem Zwange, der dem Baron unangenehm seyn mußte, zu entgehen, versuchte er ein Mittel, das selten trügt, schnell zum Ziele führt und mancher Gefühle schont, die sanft Zurückhaltung gebieten, und wodurch er das Mädchen am sichersten für sich zu gewinnen hoffte, — den Briefwechsel. — In dem Schreiben, das er ihr zukommen ließ, lag Alles, was die Liebe eingiebt, um Gefühle zu wecken und Zutrauen einzuflößen. Durch die Zuneigung, die meine Freundin für den Baron fühlte, gerieth sie in keine geringe Verlegenheit, sowohl deswegen, weil er so sehnlich wünschte, mit ihr ohne Zeugen zu sprechen, als über diesen Schritt selbst, der, wie aus mehreren Aeußerungen des Briefs zu ersehen war, noch vor der Hand den Aeltern geheim gehalten werden sollte. Sie blieb lange unentschlossen. Am Ende ließ sie sich doch bewegen, theils durch ihren offenen Charakter, der sich mit keiner Intrigue vertragen konnte, theils durch die Ueberzeugung, daß ihre Aeltern die Zuneigung des Barons nicht ungern sahen, ihrem Vater den Brief zu überliefern, mit der Bitte, ihn zu beantworten, und alles wurde nun dahin veranstaltet, daß meine Freundin, in

einem höflichen Schreiben, das als Einlage mitgeschickt werden sollte, nicht mit dem Wunsch des Barons, in so fern er um ihre Hand anhielt, entsprechen, sondern ihm auch die Gründe entwickeln sollte, die sie bewogen, jenem Wunsch nicht in allen Stücken zu erfüllen.

Kaum hatte der Baron diese Antwort erhalten, so stieg er zu Pferde und jagte nach Waldov hin, voll von den Gefühlen der Dankbarkeit und der Freude, die ein Jüngling über eine Verlobung mit einem Mädchen empfinden muß, das mit allen äußern Reizen, Geist, schöne Talente und ein ausgebildetes Herz besitzt, und zugleich, worauf man sonst so vielen Werth setzt, kein geringes Vermögen sowohl von Seiten ihres Vaters, als von Seiten ihrer Mutter zu erwarten hatte.

Sobald man ihr die Nachricht brachte, der Baron sey angekommen, kämpfte die Freude, die sie darüber empfand, mit der Schüchternheit, die von einer ersten Zusammenkunft dieser Art unzertrennlich ist. Sie war grade im Garten und zog sich schleunig in eine Laube zurück, wo der Herr von Waldov, der den Baron bey der Hand führte und von der Frau von Waldov begleitet wurde, sie bald aufsuchte. Hier wurde nun die von allen Seiten so sehnlichst erwünschte Verlobung vollzo-

gen, durchdrang jedes den Zwang gehobener, dem weiblichen Herzen so zuwider ist.

Da meine Freundin die einzige Zeit des Lebens, wo man noch ungebunden ist, genießen, und freilich nicht zu schnell an Ihren jungfräulichen Verhältnissen treten wollte, so gab sie dem Baron ihre Hand mit der Bedingung, die er sich auch gefallen ließ, in ihre Verbindung mit ihm nicht eher, als nach Verlauf eines Jahres zu willigen. In dieser Zeit, wie hinreichend sey sollte, um die Aechtheit der Empfindungen zu prüfen, genossen sie all das Glück, das sich im Schooße der Liebe entwickelt. Beyde schienen für einander geschaffen, und man konnte nicht leicht in solchen engen Verhältniß, bey der großen Vertraulichkeit, die zwischen zwey Wesen herrschen mußte, die für einander bestimmt waren, zumal von Seiten eines Jünglings, der mit so vieler Lebhaftigkeit des Geistes so viele Leidenschaft besaß, mehr Bescheidenheit, mehr Zartheit im Betragen, mehr Ehrfurcht für dem Gegenstand seiner Empfindungen, und mehr Beherrschung seiner selbst fodern.

So flossen zehn Monate dahin, die als eine einzige Kette von Vergnügungen betrachtet werden konnten. An dem Glücke meiner Freundin fehlte bloß die Versicherung, daß es dauerhaft

seyn würde, und auch dieses ließ sich aus ihrer höchsten Zuverläßigkeit aus dem Vergangenen schließen. Aus der Zufriedenheit ihres Herzens entwickelte sich eine große Heiterkeit des Geistes, und eine frohe Laune, welches Beydes über ihr Wesen eine Anmuth verbreitete, die nicht reizender seyn konnte.

Ungefähr um diese Zeit wurde ich durch die plötzliche Krankheit meiner Mutter aus diesem Zirkel gerissen. Meine Abreise, die durch die Gefahr der Krankheit nothwendig ward, war meiner Freundin desto unangenehmer, da ich ihr, seit die Liebe sich in ihre Empfindungen theilte, ganz unentbehrlich geworden war, nicht nur weil ihr liebendes Herz sich gern in den Schooß der Freundin ergoß, sondern auch, weil sie sich durch meine Gegenwart, die sie gleichwohl in einen viel zu hohen Anschlag brachte, in dem Entschlusse gestärkt glaubte, ihrem Liebhaber, der sich nunmehr ganz überlassen blieb, keine Freyheit zu gestatten, die mit den strengsten Forderungen der Anständigkeit und der Würde unsers Geschlechts nicht ganz verträglich sey: zumal da seine Liebe, worüber man ihm jedoch keinen Vorwurf machen durfte, zudringlicher zu werden schien, je näher der Zeitpunkt heranrückte, wo seinen Wünschen keine Schranken mehr gesetzt werden sollten.

Als ſich mich von meiner Freundin trennte, hoffte ich nach wenigen Wochen wieder in ihren Arm zu ſeyn. Allein die Krankheit meiner Mutter zog ſich in die Länge, und die Gefahr, anſtatt ſich zu vermindern, wurde vielmehr dringender.

Während ich mich mit der traurigen Pflicht beſchäftigte, meine Mutter zu warten, vergaß ich meine Freundin nicht. Wir unterhielten einen ſehr lebhaften Briefwechſel. Indeß ſtrahlte aus allem, was ſie mir bis dahin ſchrieb, neben der Betrübniß, die meine Entfernung veranlaßte, die Wonne der Liebe.

Folgender iſt der erſte Brief, worin ſie einige Beſorgniſſe blicken ließ, — ein Umſtand, der bemerkt zu werden verdient; denn ſeit die Liebe Herzen vereint, war es gewiß das erſte Mal, daß keine einzige Wolke ſich innerhalb elf Monaten in den Geſichtskreis derſelben verirrte. Die Briefe, die ich Ihnen nun vorleſen werde, folgten ſchnell auf einander.

Erſter Brief.

Waldow den 10. April.

Mir iſt heute gar nicht wohl. Vergebens habe ich meinen Karl erwartet. Dieſe Erwartung,

die meinen Geist spannte, und die hinterher nicht befriedigt wurde, hat auf mich einen Eindruck gemacht, den ich zum ersten Mahl empfinde. Was mag die Schuld seines Ausenbleibens seyn?

Wäre es irgend eine Unpäßlichkeit, so wüßte ich es, unserer Verabredung zu Folge, schon.

Nun empfinde ich doppelt, daß du von mir entfernt bist. Das unbekannte Etwas, das meine sonnigsten Hoffnungen täuschte, würde mich nicht halb so unruhig gemacht haben, wenn dein zärtliches Herz meine Aengstlichkeit getheilt hätte.

Zweyter Brief.

den 11. April.

Du bekommst zwey Briefe auf einmal. Den gestrigen, der schon versiegelt war, und auf eine Gelegenheit wartete, will ich nicht aufbrechen, um diesen einzulegen.

Der Graf von Linkourt war diesen Nachmittag hier. Vor einigen Wochen hat er seine vorige Wohnung aufgekündigt und ein Haus in der Nähe des Barons bezogen. Durch ihn erfuhr ich, daß mein Karl ausgeritten sey, wohin? konnte er nicht sagen. Als der Graf aus Cassel ritt, war er noch nicht zurück.

Man ſcherzte über die Unruhe, die ich geſtern blicken ließ. Verliebte, hieß es, fangen leicht Grillen, und arbeiten ſich, der Wahrſcheinlichkeit zum Trotz, in die Möglichkeiten hinein. Nun ließ er ich weitläuftig über das Lob des Barons ein. Ich aß am Fenſter, die Augen auf mein Strickzeug gerichtet, ſprach wenig, und nur dann, wenn ich dazu aufgefordert wurde. Die Worte des Grafen waren ſüße Schmeicheleien, die mein Herz begierig verſchlang.

Obgleich ich die Geſchäfte nicht begreifen konnte, die mir meinen Karl ſo ſchleunig entriſſen, ſo legte ſich doch nach und nach meine Unruhe, und ich lachte am Ende ſelbſt über meine Aengſtlichkeit.

Dritter Brief.

den 14 April

Es iſt vier Uhr, und mein Karl iſt noch nicht hier. Jetzt fange ich mit Ernſt an zu fürchten, daß ihm etwas Widriges zugeſtoßen ſey. Ich begreife nicht, warum er mich nicht in wenigen Zeilen mit der Urſache ſeiner Reiſe und eines Aufenthaltes bekannt machte. Er weiß, mit welcher Ungeduld ich ſonſt auf die Stunde ſeiner Ankunft warte. Es kann leicht begreifen,

wie ſo etwas beunruhigen muß. Ich weiß nicht, was ich darüber denken ſoll.

Dieſen Brief fing ich an, um mich in eine andre Gemüthsſtimmung zu verſetzen. Es flieſſen aber keine Gedanken aus der Feder. Da ich keinen Grund finde, warum mein Karl ſo lange ausbleibt, bin ich muthlos.

Von den Geſundheitsumſtänden deiner Mutter erwart' ich mit Ungeduld beruhigende Nachrichten. Dieſe Krankheit konnte mir nicht ungelegener kommen. Selten wirſt du mich über das Schickſal klagen hören; heute bin ich dazu ſehr aufgelegt.

Vierter Brief.

den 13. April.

Endlich, nach fünf bangen Tagen, lächelte mich das Glück wieder an. Mein Karl kam um vier Uhr Nachmittags, als ich ſchon ganz troſtlos werden wollte.

Meine Beſorgniſſe waren nicht ungegründet. Er war ausgeritten, in der Meinung, des Abends wieder in Caſſel zu ſeyn; ihm wurde aber unterweges ſo übel, daß er Halt machen und wirklich einige Tage das Bett hüten mußte.

Die Furcht, mich zu beunruhigen, bewog ihn, seine völlige Genesung nicht abzuwarten. Man sahe, wie viel Zwang es ihm kostete, an dem Gespräch Theil zu nehmen, wie oft er den Faden desselben verlor.

Diese und die folgende Nacht bringt er auf dem Schlosse zu, — eine Schadloshaltung, die er mir schuldig zu seyn glaubt, und die er mir um desto mehr schuldig ist, da er, sobald er wieder völlig gesund seyn wird, auf mehrere Tage verreisen muß. Er hat Nachricht erhalten, daß ein Freund seines Vaters, der sich zehn Stunden von Cassel aufhält, ihn vor seiner Abreise, die in wenigen Tagen erfolgen soll, zu sehen wünscht.

Die Muße, die mir die Liebe läßt, will ich der Freundschaft schenken, und dir, meine Karoline, die Tage widmen, wo mein Karl nicht mit mir seyn kann.

Richte alles so ein, daß meine Ankunft und mein Aufenthalt dich und deine kranke Mutter nicht stören. Sobald mein Karl vom Hofe reitet, steige ich in den Wagen, der mich in deinen Arm führet. Da er den 20sten wieder zurückzukommen gedenkt, so genieße ich vier ganze Tage des Glücks, dich zu sehen.

Fünfter Brief.

den 20. April.

Wie gern würde ich dir, meine Theure, in der traurigen Pflicht beistehen, die du auf Kosten deiner Gesundheit, mit so vieler Geduld, mit solcher kindlichen Liebe ausübst. Es thut mir leid, daß du mein gestriges Anerbieten nicht annahmst.

Soll ich Vergnügungen nachgehen, wenn du, meine Karoline, keine frohe Stunde, keine Ruhe hast? Kann ich im Schooße der Liebe vollkommen heiter seyn, wenn die Freundin leidet? So lieb mir mein Karl ist, so will ich mich doch gern dem Vergnügen, seinen Umgang einige Zeit hindurch zu genießen, entziehen, wenn ich dir dadurch einige Erleichterung verschaffe. Erlaube mir also immer, was ich so sehnlich wünsche, dir beyzustehen, zu helfen. Unter meiner Wartung soll die Gesundheit deiner guten Mutter sich eben so schnell wieder einfinden, als unter deiner kindlichen Pflege.

Wenn ich meinem Vorsatz treu geblieben wäre, so würdest du mich jetzt noch in deinen Arme schließen können; denn ich bin heute wieder das heißt, ohne meinen Karl. Es muß ihm wohl nicht möglich gewesen seyn, zur bestimmten

Zeit zurück zu kehren. Auf die dringende Bitte ſeines Freundes wird er, was nicht leicht abzuſchlagen war, einen Tag, vielleicht zwey, zugegeben haben. Wer hält ihn nicht gern feſt, den Liebenswürdigen, wenn man ihn einmal genießen kann, wenn man ihn einmal genoſſen hat.

Es herrſcht doch in der Liebe ein eigenes, mit dem der Freundſchaft ganz verſchiedenes, Weſen. Sieh, meine Karoline, heute ſind die höchſt liebenswürdigen Eigenſchaften meines Karls die Urſache, warum ich traurig bin, ein andres Mal ſtimmen ſie mich wieder bis zur höchſten Fröhlichkeit. Das haben ſie mit der Sonne gemein. Ich bin immer heiter, wenn ich ſie ſcheinen ſehe. An den Weſen gönne ich gern ihren Abglanz, nur muß ich ſie ſelbſt ſcheinen ſehen. Dann lächelt mich die Natur an, und lächelnd blicke ich hin in die Natur. Strahlt ſie aber auf ferne Gegenden, und muß ich im Schatten auf ihre Wiederkehr warten, ſo wird mein Geiſt finſterer, und meine frohen Empfindungen ziehn ſich zurück, wie eine Blume, die ſich zuſammenzieht, wenn die Sonne ſie verläßt. Die Liebe iſt immer, ſie iſt überall eiferſüchtig; was ſie nicht ſelbſt in dem geliebten Gegenſtande genießen kann, das gönnt ſie auch keinem Andern.

Ach! warum vereinigte doch die Natur die ſüßeſten Empfindungen auf einen einzigen Zeitpunkt unſers Lebens! Sie hat mir nun ſchon zwey ihrer Becher gereicht, den Becher der Freundſchaft und den Becher der Liebe, und doch zähle ich kaum erſt achtzehn Sommer! Wie gern würde ich dieſen letzten Tropfen für Tropfen einſchlürfen! Das ſind gewiß Thoren, die ihn mit einem Zuge ausleeren, oder die gar den lieblichen Göttertrank ungenoſſen verrauchen laſſen. Warum kann ich den Zeitpunkt nicht entfernen, wo ich die Empfindungen, die mich jetzt ſo glücklich machen, bloß in der Erinnerung werde ſuchen müſſen! Seit ich liebe, zürne ich öfters mit der Natur, daß ſie jenen Becher nicht wieder füllet, wenn er einmal geleeret worden, da ſie doch den Becher der Freundſchaft nie austrocknen läßt. Schon bin ich dem Zeitpunkte ſo nahe, wo der Zauber, der um mich ſchwebt, ſo heißt es durchgehends, ſo lehrt es die Erfahrung, verſchwindet, und nicht einmal einen Schatten zurück läßt, der oft das Vergangene erinnert. Dieſe Armuth der Natur, die auch ich nun bald empfinden werde, macht mich traurig. Wär' es denn nicht in ihrer Macht, die ſüßen Gefühle der Liebe über eine lange Reihe von Jahren zu verbreiten! und mußte ſie, um ihr Werk zu vereinfachen, auf den

nglücklichen Gedanken gerathen, ſie nach einem
rzen Genuſſe, der mehr einem Rauſche ähnlich
t, in die Empfindungen der Freundſchaft über-
hn zu laſſen, denen allein ſie Dauer verlieh,
s wenn die menſchliche Bruſt zu eng wäre, zwey
haftе Gefühle dieſer Art, neben einander zu
ſſen. Das Geſchenk, das ſie mir in meinem
hzehnten Jahre macht, iſt eine Naturerſchei-
ung, ein feuriges Weſen, das unter meinen
ugen plötzlich wuchs, ſich durch meine Sinne
mein Blut ſtahl, die ganze Maſſe durchglühte
d nur ſo lange unter meinen Empfindungen ar-
iten wird, bis die Brennſtoffe, die es mit ſich
achte, verzehrt ſind. Dann ſinkt die Wonne-
unkene in ihre vorige Dürftigkeit zurück, und
e folgenden Jahre, alle Jahrhunderte zuſam-
en genommen, ſind nicht vermögend, dieſelbe
rſcheinung ins Leben zurück zu rufen und mich
ieder auf jene hohe Stufe zu heben, die ich verlaſ-
n mußte. Was bleibt mir noch übrig, das mir
e Zukunft angenehm machen kann? eine einzige
attung von Freuden, die ich noch nicht kenne,
onach aber mein ſchüchternes Herz ſich leiſe ſeh-
t, die mütterlichen Freuden; und auch dieſe
hn mir ſchon in der Nähe. Ein Vorhang,
n einziger Vorhang, den mein Karl bald in ei-
r kühnen Stunde der Natur entreißen wird,

und auch ſie entfalten ſich, wie ein ſchönes Gewächs, vor meinem Auge, und die reizende Ausſicht iſt da, die letzte, die ich der Natur abgewinnen kann! Dann iſt der Kreis durchwandert, die weibliche Bruſt iſt erſchöpft, die Natur verarmt, das Leben ein wüſtes Feld ohne Mannichfaltigkeit; denn die mütterliche Liebe ſelbſt löſet ſich ja am Ende in Freundſchaft auf.

Ich muß mich von dieſem Gedanken losreiſſen, meine Theure; er greift zu heftig in meine Empfindungen ein. Siehe, meine Karoline, was mich als Kind mit dir vereinte, was mich in der Stunde des Todes noch an dich feſſeln wird, die Freundſchaft, dies ſüße Bedürfniß meines Herzens, iſt das einzige Bleibende, worin ſich alle Gefühle auflöſen, die mein Herz durch ihre flüchtigen Reize überraſchten.

Sechster Brief.

den 22. April.

Ich ſchreibe dir mit beklommenem Herzen. Durch die Rückkehr meines Karls hoffte ich froher zu werden, und ward es nicht. Für die lange Zeit, worin ich von ihm getrennt lebte,

rsprach ich mir einen Erſatz, und ich erhielt
inen. Wahrſcheinlich ſoll ich nun auch den
ummer fühlen, der aus der Liebe erwachſen
nn. Damit ich keinen Grund fände, über
s Schickſal zu klagen, wurde dieſer bis ans
nde meiner Brauttage verrückt. Bis jetzt flo-
n ſie dahin, wie ein Bach, den kein Sturm
übt. Ich Thörin! Ich vergaß, daß aus
r Gluth der ſchönen Sommertage ſich Gewit-
rwolken entwickeln, die den reinſten Himmel
mziehn. Gott, wenn doch dieſe Gewitter vor-
ber wären!

Was mit meinem Karl vorgeht, weiß ich
icht. Den ganzen Nachmittag ſaßen wir bey-
mmen, wie zwey Weſen, die ein Blitzſtrahl
etrennt hat. Unſre Herzen wollten nicht in
inander fließen. Er war kurzſichtig, zerſtreut,
icht heiter wie ſonſt. Die ſüßen Schmeiche-
ien, die er mir zu ſagen pflegt, und die ich ſo
rn aus ſeinem Munde höre, ſchienen mir heute
ehr ſeinem Geiſte als ſeinem Herzen zu gehö-
en; ſie waren mehr Witz als Gefühl. Mir
ar es, als ob er dieſen unnatürlichen Zuſtand
ines Herzens ſelbſt fühlte, und dem widrigen
indrucke, den er dadurch auf mich machen muß-
e, vorbeugen wollte. Doch blieb ich mir immer

gleich und ließ ihm, so viel wie möglich, jenen Eindruck nicht merken.

Ich bat ihn, da ich ihn so lange nicht gesehen hätte, morgen wieder zu kommen; er versprach es. Er verließ mich etwas früher als sonst, indem er über die Reise klagte, die ihn angegriffen hätte. Indeß, wenn mein Auge mich nicht trügt, so war dies nur ein Vorwand, der dazu dienen sollte, seine jetzige Stimmung zu decken, oder zu entschuldigen. Er sahe mehr einem Manne ähnlich, der, in sich gekehrt, an den Gegenständen, die ihn umgeben, keinen unmittelbaren Antheil nimmt, und der einen Ort verläßt, wo er seinen Empfindungen nicht ungehindert folgen kann, so wenigstens kam er mir vor.

In diesen schönen so schnell vorüberfliehenden Tagen, wo die Liebe uns ganz beherrschen konnte, sollten wir keinem andern Gedanken, keinem andern Gefühle einen Vorzug einräumen, der der Liebe allein gebührt. Ich wenigstens, ich könnte mich durch keinen fremden Gedanken so hinreißen lassen, daß mein Kuß, wäre es auch nur einen Augenblick, dadurch verdunkelt würde. Sollte die Liebe heftiger in meinem Herzen als in dem seinigen sprechen? Würde er mir theurer seyn als ich ihm?

Ach! ganz andere Empfindungen pflegten sich sonst zu den Schlaf einzuwiegen!

Siebenter Brief.

den 24. April.

Was soll ich dir schreiben, meine Einzige? Etwas Aufheiterndes? das habe ich nicht. Mein Geist ist sehr niedergeschlagen.

Mein Karl ist zwar hier, aber nicht der, er er sonst war, der in mir lebt; nicht der Liebenswürdige, dem ich Alles, Alles war; dem ausser mir nichts fesselte, nichts anzog, nicht der rige Liebling meines Herzens, dessen Auge in Sonne schwamm, wenn meine Hand die seinige drückte, dessen Herz mit dem meinigen wetteifrte, die zärtlichsten Empfindungen zu entbin en, der ist er nicht. Er, Jüngling war er, n welchem ich Liebe zu erwecken suchen mußte, m dessen Zärtlichkeit ich buhlte, den ich für mich erwerben wollte, und der, aller meiner Liebkosungen ungeachtet, unempfindlich blieb. Am Ende schämte ich mich, wie ich neben ihm so lebreich, so zuvorkommend zärtlich, ihm so ganz rgeben saß, und er kurzsichtig, zerstreut und kalt meine wärmsten Liebkosungen mehr duldete als

Das Wetter war unfreundlich. Wir blieben fast den ganzen Tag im Zimmer. Meine Mutter, der die Laune des Barons auffiel, sagte ihm scherzend, er sähe so trübe, wie das Wetter aus, und fragte nach der Ursache dieses ungewöhnlichen Ernstes. Er lächelte dazu; aber dies Lächeln war erzwungen. Er leugnete dem Vorwurf, daß er ernst sey, ab, aber mit einer Verlegenheit, die er nicht unterdrücken konnte. Er that sich Gewalt an, Theilnahme zu äußern und einige Munterkeit blicken zu lassen; aber seine Gedanken rissen ihn oft von den Anwesenden hinweg; wohin? das weiß Gott!

Von dem Freunde seines Vaters hat er mir wenig erzählt, und das Wenige, bloß auf meine Fragen, das Einzige, was er von selbst vorbrachte, war, daß dieser Freund, ein Graf, noch vierzehn Tage in der Gegend bleiben werde, und er in dieser Zeit die Reise dorthin noch ein Mal machen müsse, aus welchem Grunde? sagte er nicht. Sollte ihm dort etwas Unangenehmes begegnet seyn, was ihn beschäftige, mag er, aus Furcht mich zu betrüben, verschwiegen?

Eine geraume Zeit blieben wir allein. Ich benutzte sie, um ihn vertrauter zu machen. Ich ließ ihn merken, daß sein mir ganz ungewöhnliches Betragen mich beunruhigen müsse, fragte

ja nach der Urſache dieſer Laune, die ich, wie ich hinzuſetzte, doch meinem eigenen Betragen eineswegs zuſchreiben konnte; aber ich machte ihn nur verlegener. Was er erwiederte, befriedigte mich nicht. Seine Liebkoſungen, die weniger zärtlich als wild waren, erſetzten mir nicht, was mir von Seiten des Herzens abging. Es fehlte ihnen ein unnennbares Etwas, das den Liebkoſungen einen Werth giebt.

So unfreundlich auch das Wetter war, ſo ließ er ſich nicht bereden, die Nacht hier zu bleiben. Er verſicherte, dies ſey ihm dies Mal unmöglich, weil einige Freunde, die er nannte, zu deren Beſuch er ſchon einige Mal ausgeſchlagen hatte, auf ſeine Rückkehr warteten.

Wie ſoll ich mir dieſe ſonderbare Kälte erklären?

Achter Brief.

den 28. April.

Ein kurzes Billet, das ich ſo eben von meinem Karl empfange, muß mir heute ein Erſatz für die Vergnügen ſeyn, was ich in ſeinem Umgange genoſſen hätte. Er muß früher, als er es glaubte, zu ſeinem Freunde reiſen, der in einigen

Ihr war der Eindruck nicht entgangen, den die Antwort ihrer Mutter auf mich gemacht hatte, und sie wurde der Gegenstand unsrer Unterhaltung.

Sie sprach von ihrer Lage mit Wärme und Gefühl.

„Von jeher," sagte sie, „that es mir wehe, ein Zeuge der Uneinigkeiten zu seyn, die zwischen meinen Aeltern herrschen, und ich kann es blos meinem guten Herzen verdanken, daß diese öfters Vorfälle meine Achtung und Liebe für sie nicht vermindern. Es ist ein trauriges Verhältniß für eine erwachsene Tochter, wenn sie, sie, die zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter steht, beyde fester an einander zu knüpfen, nicht vermögend ist, diese Absicht der Natur zu erfüllen.

„Nach welcher Seite soll sie sich nun hin neigen? zum Vater? Aber dahin folgt ihr nicht das Herz der Mutter. Zur Mutter? aber diese schmiegt sich blos an die Tochter; der Vater steht beiden zur Seite, wie ein Fremdling, der keinen Antheil an jenen Ergießungen der Zärtlichkeit nehmen darf. Er wendet den Blick von einer Szene weg, die ihn sonst innigst rühren würde. Mitern locke ich meiner Mutter in seiner Gegenwart die Ausbrüche einer Zärtlichkeit ab, die er nicht in ihrem Arme findet.

„Es fehlt ſeinem Herzen ein Weſen, das mit ihm empfindet, und ich bin nicht im Stande, ihm dies Weſen zu erſetzen. Denn ſo innigſt auch meine Liebe für ihn iſt, ſo iſt ſie doch die kindliche Liebe einer Tochter, die ihn an die Mutter erinnert.“

Des Abends auf der Rückreiſe wiederholte ich dieſe Worte, die ich mir nicht aus dem Sinne ſchlagen konnte.

Siehe, meine Karoline, wenn die Liebe meines Karls jetzt ſchon erkalten ſollte, wo würde ich die Kraft finden, mein künftiges Loos zu ertragen? Das Urtheil, das meine Freundin über ihre Aeltern ausſprach, müßte ich mir in dem Munde meiner eigenen Kinder denken. Ach! wenn ihr Herz nicht edel iſt, werden ſie mir nicht den Vorwurf machen, daß ich ſie in die Welt ſetzte, ohne die Kraft zu haben, das Band zuſammen zu ziehn, das ſie mit ihrem Vater und mir in ein ſchönes Ganzes vereinigen ſollte?

Zehnter Brief.

den 2. S

Die Reiſe nach Leine hat mich vollends
ſtimmt. Der unglückliche Herr von Aurich,
er durch die Unart und Kälte ſeiner Gattin g
tert wird, ſchwebt immer vor meinem Ge
Indem ich an das froſtige Benehmen me
Karls denke, verſetze ich mich unwillkührlich
die Stelle jenes Freundes, und von dort in
Zukunft, die meiner wartet.

Wodurch ſoll ich auch meinen Geſichtsk
aufheitern?

Von mir entfernte ſich mein Karl, al
mich über ſein ungewöhnliches Betragen unru
wußte. Ach! wie viel Kummer hätte er mir
ſpart, wenn er mir vor ſeiner Abreiſe nur
Viertelſtunde gewidmet hätte! Ihn hätte e
wenig gekoſtet, mich zufriedener zu machen,
einen einzigen zärtlichen Blick, einen einz
Ausdruck ſeiner Liebe! ſelbſt dieſen kurzen Be
hätte ich ſeinen feinern Gefühlen, ſeiner Beſ
niß, mich gekränkt zu haben, zugeſchrie
Wie ſchnell hätte ich jene Eindrücke vertilgt,
leider! jetzt, da er ſie kannte und ſie nicht
tilgte, in ſeinem Herzen ſelbſt ihren Grund
ben müſſen. Er fühlt, daß er nicht ſo ge

mich geſtimmt iſt, wie er es ſeyn ſollte, und vermeidet daher, in dieſer Geſtalt mir unter die Augen zu treten. Deßhalb brach er alle dieſe Tage hindurch ſo ſchleunig auf, deßhalb kam er vor ſeiner Reiſe nicht.

Von allen dieſen ängſtlichen Beſorgniſſen darf ich meinen Aeltern nichts ſagen. Sie würden über die Thörin lachen, die eine vorübergehende Laune für Kälte hält und ſich darüber krank härmt.

Du, meine Vertraute, biſt fern von mir, — die einzige, die den Faden meiner Beſorgniſſe faſſen, die ſich in meine Lage verſetzen würde, die mich aufmuntern, mich tröſten, mir Muth einflößen könnte.

Eilfter Brief.

den 5. May.

Schon ſind es acht Tage, ſeit mein Karl verreiſt iſt. Wie ſoll ich dies erklären? Wie findet er, wenn er mich wirklich liebt, fern von mir, die er maurig verließ, Ruhe des Geiſtes und Zufriedenheit? Meine Unruhe wächſt mit jedem Tage. Jene quälenden Gedanken, die ich mit

mir zu Hause brachte, zerwühlen unaufhörlich mein Innres.

Wodurch soll ich sie vertilgen? Mein Karl, der Einzige, der sie vernichten könnte, bleibt aus.

Ich bin fest entschlossen, das Aeußerste zu wagen, eh' ich mich in die Lage versetzen lasse, die das Leben des unglücklichen Herrn von Anich verbittert. Entspricht mein Karl nicht ganz der Liebe, die ich für ihn empfinde? könnte er jetzt schon sein Herz meinen Liebkosungen wirklich verschließen? und war es Kälte, was er mir blicken ließ? Gott! ehe ich mich solchen Kränkungen aussetzte, wollt' ich lieber einsam und freudenlos mein junges Leben verweinen!

Wer einer ähnlichen Lage mit Gleichgültigkeit entgegensieht, oder sie mit Gleichmuth erträgt, der liebt nicht. Wo das Herz kalt ist und keine Ansprüche auf Zärtlichkeit macht, empfindet man nicht den Mangel derselben. Die feineren Gefühle und ihre Forderungen sterben wohl am Ende mit dem Herzen ab, aber doch nur, wenn dieses, durch Kränkungen zerrissen, seiner kostbaren Reizbarkeit beraubt worden ist. Bis dahin muß die Unglückliche, die keiner Gegenliebe begegnet, jede Freude ungenossen, oder nur halb

ſchloſſen darüber fliegen laſſen. In die ſchönſten Verhältniſſe trägt ſie ihren Harm über.

Ich mag an das Unglück nicht denken, das meiner in einer ſolchen Lage warten würde. — Ich würde meinen Karl, den Liebling meines Herzens, ſuchen, und er, er würde mich fliehen! Auf ſeine Lippen würde ich feurige Küſſe drücken, und ſeine blieben ſtumm, bloß duldend! Ich würde ihn mit freudigem Lächeln anſehen, und ein froſtiger Blick wäre die Antwort! Ich hienge an ſeinem Halſe, und er, er hätte immer einen unbedeutenden Vorwand bereit, um ſich aus meiner Umarmung zu winden! In einſamen Stunden würde ich mich zu ihm neigen, um mit ihm vertraulicher zu ſprechen, und ich ſollte ſehen, wie er, anſtatt ſich mir zu nähern, ſich von mir entfernte, aus Furcht, meinem Athem zu begegnen! — Gegen ſolch ein Gefühl iſt ſelbſt der Tod eine Wohlthat.

Die Möglichkeit, je in eine ſolche Lage verſetzt zu werden, weckt mich zu den ernſteſten Betrachtungen. Die Ehe iſt kein Spiel der Jugend, das mit dieſer ſeinen Werth verliert. Sie iſt die Frucht der reifern Vernunft, die den Wunſch der Natur mit den höhern Zwecken der Menſchheit zu vereinigen ſucht.

Wer eine Gattin wählt, ohne aufrichtige Liebe für sie zu empfinden, der trägt schon in seinem Herzen die Absicht, sie, sobald es die Umstände erlauben, zu verlassen. In dem ersten Taumel der Sinne ist man sich freilich derselben nicht deutlich bewußt; andre Betrachtungen, die mehr Gewicht bekommen, neigen die Schaale zum Vortheil der Sinne, und des Augenblicks. Da die Gegenwart hinreichend beschäftigt und vor der Hand befriedigung verschafft, so vermeidet man, in die Zukunft zu blicken, und indem man seinem Herzen oder den Umständen mehr zutraut, als man wirklich sollte, und auf Dinge hofft, die sich selten oder nie ereignen, knüpft man getrost den neuen Faden an, überläßt dem Laufe der Dinge seine Entwickelung, und macht sich allenfalls im Voraus auf die Erscheinungen, die erfolgen könnten, gefaßt.

Die Leichtsinnigen! Als wenn die Ehe ein Band seyn könnte, das man nach Willkühr knüpft und auflöst! Sie greift tief in unsre ganze Lage ein, indem sie neue Verhältnisse erzeugt, und über das Schicksal der vernünftigen Wesen entscheidet, die sie ins Leben ruft.

Gott! welchen Eindruck würde unsre Uneinigkeit auf unsre Kinder machen! Wie könnten sie uns Beide gleich zärtlich lieben? Wenn die

Liebe der Aeltern unter ſich ein Keim der kindlichen Liebe nicht ſeyn kann, ſo wird das Herz der Kinder gefühllos, oder die Empfindungen, welche die Natur zwiſchen Beiden getheilt wiſſen wollte, verirren ſich, mit Zurückſetzung des einen Theils, nach dem andern hin. Wie ſchwer muß es ſolchen Kindern ſeyn, ihr junges Herz zur Tugend zu gewöhnen, wenn ſie in der Bruſt ihrer Aeltern das Grab der erſten häußlichen Tugenden finden.

Nein! ſo heftig mein Herz ſich auch nach meinem Karl ſehnt, ſo iſt doch mein Entſchluß gefaßt; ſolch eine Ehe ſchließ ich nie. Auf der Waage meiner Empfindungen will ich die ſeinigen wägen, will mich lieber jedem andern Elende preis geben, als ſo durch langſame Qualen mein Daſeyn auflöſen.

Noch fühle ich lebhaft, wie ſein Herz ſich in das meinige nicht ergießen konnte, wie er ſich ſchnell hinwegſtahl, als ich es durch Zärtlichkeit zu gewinnen glaubte. Ich träumte damals nicht, ich ſuchte nicht mein Elend, ich ließ mich ſicherlich nicht täuſchen, ich ſuchte vielmehr Balſam für eine Wunde, die zu bluten anfing; aber je tiefer ich in ihn drang, je mehr Vergleichungen ich anſtellte; je öfters ich ihn durch unerwartete Fragen überraſchte, je deutlicher glaubte ich einen

Kampf in ihm wahrzunehmen, einen Zwang, der seinen Aeußerungen, seinen Empfindungen eine Wendung, eine Farbe gab, die mir auffiel. Als ich, sein Herz zu prüfen, meine Zärtlichkeit verdoppelte, mußte ich empfinden, wie er sich meinen Liebkosungen mit einem Ernste entzog, der nahe an Unwillen gränzte.

Ich möchte über das Dunkel, das sich dichter und immer dichter um meine Seele zieht, in Verzweiflung sinken.

Zwölfter Brief.

den 4. May.

Du nennst mich mit Recht eine Schwärmerin, die sich mit Ungestüm in das Reich der Möglichkeiten hineinarbeitet, und Besorgnisse nährt, die nichts weiter als das Werk einer eben so lebhaften als furchtsamen Einbildungskraft sind, einer Einbildungskraft, die vor jedem Schatten bebet, sobald er dem ähnlich ist, was ihr Glück untergraben könnte, und die dadurch, sobald es nur etwas zu dämmern anfängt, die gewöhnlichen Naturerscheinungen in Gespenster verwandelt.

Das unbefangene Betragen meines Karls hat meine Zweifel gegen seine Liebe gehoben und

deine Meinung bestätigt. Er war ungemein heiter, höchst zärtlich, und schien sogar besorgt zu seyn, er möchte mich durch seine Laune, die eine Folge seiner vorigen Unpäßlichkeit gewesen seyn müßte, gekränkt haben.

Die Luft war sehr heiter, die Frühlingssonne warm, die Natur in Blüthe, die süssesten Empfindungen der Liebe rege, mein Herz zufrieden, die Zukunft lachend und jeder Zweifel gehoben.

Wir konnten uns nicht von einander, nicht von der anmuthigen Gegend trennen. Bis Untergang der Sonne irrten wir in einsamen Alleen und beschäftigten uns abwechselnd mit dem Vergangenen, mit der Gegenwart und mit der Zukunft, — ein großes Feld, wovon kaum der geringste Theil durchwandert ist. Wie mancher Freude begegneten wir, die im frohesten Genuße dahin welkte und nie wieder so, wie sie damals in unsrer Brust aufkeimte, ins Leben zurückgerufen werden konnte. Länger weilten wir vor derselben, wie vor dem Grabhügel einer Freundin, und genossen der Wohlthätigen in der Erinnerung.

Dreyzehnter Brief.

den 6. May.

Wenn ich die Natur betrachte, wie ſie in jedem Frühlinge in voller Blüthe ſteht, ſo möchte ich über unſer Schickſal weinen. Unſre Blüthe iſt die Jugend. Sie verſinkt ſo ſchnell, wie der Morgenthau, der ſich unter den erſten Strahlen der Sonne auflöſt.

Wenn ich mit meinem Karl unter den blühenden Bäumen wandle, und ihn betrachte, wie er ſo jung, ſo anmuthig, ſo reizend iſt, o da möchte ich die Zukunft von der Gegenwart trennen, und die Zeit in ihrem Laufe aufhalten.

Das kommende Jahr ſchenkt mir die Natur, die ich ſo oft abſterben ſahe, verjüngt wieder, aber nicht meinen Karl, wie ich ihn jetzt, wie ich ihn ſo gern ſehe, wie ſein Bild tief in meinem Herzen eingegraben iſt. Mit jeder Stunde hange ich feſter an ihm, weil jede Stunde, die vorüber fließt, mir etwas von ſeinen Reizen raubt. Was für Jammer, daß der zerſtöhrende Zahn der Zeit an ſolchen Blüthen nagt!

In der Laube, wo ich dieſe Worte niederſchreibe, erwarte ich den Vertrauten meiner Empfindungen. Ich bin ſo heiter, wie die rings

wacher lachende Natur. Da hör' ich ihn! Er kommt näher. Ich will ihm entgegen.

Vierzehnter Brief.

den 7. May.

Ich entreiße der Liebe einige ſüße Morgenträume, um mit, die zu plaudern, meine Karoline. Geſtern Abend wurde es zu ſpät, und meinem Karl, der die Nacht auf dem Schloße zubrachte, verſprach ich, ſehr früh in unſrer Lieblings-Laube den Morgengruß zu bringen.

Alſo der Freundin noch immer meinen erſten Kuß, bis die Liebe in ihre vollen Rechte tritt, und ihn von meinen Lippen pflückt, ehe dein ſüßes Bild vor der Erwachenden ſchweben kann.

Der geſtrige Tag, der wie ein Gedanke verflog, hat ſich in Empfindungen aufgelöſt, die ich oft zurück rufen werde. Wir bekomen keinen Beſuch und waren, ausgenommen in der Mittags- und Kaffee-Stunde, immer allein, mit der Liebe und der Natur.

Von den Blüthen unſerer Bäume wehte uns eine liebliche Frühlingsluft balſamiſche Düfte entgegen. Um unſre Herzen lispelte der Odem der Liebe, der unſer ganzes Weſen in eine wollüſ-

stige Gluth verwandelte. Kein ernster, kein banger Gedanke trübte den Genuß. Wir fühlten die Wonne des Daseyns.

Um unsre Lieblings-Laube färbte sich schon die zarte Knospe der Rose. Ihr schönes Roth schimmerte durch die grüne Hülle, die sie nicht mehr einschließen konnte. Dieser Anblick versetzte uns in jene Zeiten, wo die Liebe sich in unsre Herzen stahl, und ihre wonnigen Empfindungen, welche die Brust nicht mehr verschließen konnte, in dem Auge und auf der Wange schwebten.

Dies weckte eine lange Reihe froher Erinnerungen. Von der einen zur andern hingerissen, versuchten wir dieses Mal nicht, die Zukunft ihrer Geheimnisse zu entbinden. Wir schöpften aus dem Vergangenen den Genuß der gegenwärtigen Stunden, und diese durch die Hand der Zeit entfesselt, ließen wir ruhig entfliehn, damit sie den Kreis derer vergrößerten, die auf den Wink der Jahreszeiten zurückkehren, die Aussichten des Lebens zu verschönern.

Nach der Kaffeestunde wandelten wir abwechselnd im Garten und im Hain. Mein Karl sprach viel; er sprach oft von der nahen Stunde unsrer Verbindung. Ich sah ihn nie so zärtlich, nie so beredt. Was er von der Glückseligkeit sagte, die

r aus meinem Umgange, die er aus meinem Herzen schöpfen würde, rührte mich ungemein. Mit der Wärme der Jugend, und dem Enthusiasm der Liebe schwärmte sein froher Geist um ie schwachen Reize, die ich der Natur verdanke, nd die ihn in Entzücken versetzten. Der liebliche Schmeichler, der süße Schwärmer steckte mich n. Auch ich gerieth in Entzücken, nicht, weil meine Eitelkeit bey diesen Schmeicheleien ihre Rechnung fand, sondern weil ich meinen Karl so innigst froh sahe, und weil ich ihn durch so leichte Mittel über allen Begriff glücklich machen onnte.

Seit ich liebe, fühlte ich, was ich sonst nie empfand, den Werth der Schönheit. Es liegt in hohes Gefühl in dem Genuß derselben. Der Begriff der Vollkommenheit, den sie erweckt, beschäftigt und fesselt den Geist, ihr Anblick erregt arte Empfindungen, die das Herz sanft reizen. Der Blick heftet sich gern an die Weichheit ihrer Formen, an den Zauber ihrer Farben. In jenen Stunden, wo die Vernunft dem Herzen chmeichelt und ihm erlaubt, manche Forderungen er Sinne laut werden zu lassen, hängt mein Blick unverwandt an dem schönen Jünglinge, dessen Bild ich überall in meiner Brust trage; bin ich von Zeugen umringt, so stehle ich mich schüchs

tern nach ihm hin, heimlich ſtumme ich ihn an und erröthe, wenn ich mich belauſcht bemerke; blos über die Furcht, man möchte glauben, ich ließe mich durch dieſen Zauber zum Nachtheil der Tugend beſtechen. Dieſe Beſorgniß bewaffnet mich dann mit einer Strenge, die, wie ich öfters befürchte, meinen Karl über meine wahren Geſinnungen zweifelhaft machen muß; bin ich aber mit ihm allein, ſo folgt mein Auge frey dem Winke des Herzens. Mein Blick begegnet dem ſeinigen, und das Bewußtſeyn, daß die Empfindungen, die wir in einander wecken, von gleicher Natur ſind, erhöht ihren Genuß. Nahet er ſich aus der Ferne, ſo bebt ihm mein Herz vor Freude entgegen. Meine Phantaſie rückt mir ſchnell ſein holdes Antlitz näher, oder ich betrachte mit kindiſcher Einfalt, wie ſich das liebliche Gemälde nach und nach entwickelt, bis er, wie eine Blume, die im Sonnenſtrahl allmählig aufbricht, in vollem Glanze vor mir ſteht. Oefters, ſo täuſchen mich die Sinne zum Vortheil der Empfindungen, öfters glaube ich zum erſten Male die Reize wahrzunehmen, die ich doch ſo oft ſahe, dieſe hohe offne Stirn, dieſes große feurige Auge, dieſe Züge voll Mannheit, um den Mund ein liebliches, einnehmendes Lächeln, auf der Wange die bräunliche Röthe, die den Wimm zieret, in jeder

Stellung des Körpers Leichtigkeit und Grazie, über sein ganzes Wesen die Würde seines Geschlechts, mit der Farbe und der Kraft der Jugend vereint. So empfinde ich, auch von dieser Seite, das Glück, mit meinem Karl verbunden zu seyn. So genieße ich mit ruhigem Gewissen, mit furchtlosem Herzen, was die Natur in ihm mir huldreich schenkte. Ehe der Zahn der Zeit an diesen Reizen nagt, will ich ihren Zauber einschlürfen. Da ich weder die Zeit in ihrem Laufe noch die Jugend in ihrem leichten Fluge halten kann, so will ich mich fester an meinen Karl schließen, so viel wie möglich nicht von seiner Seite weichen, einen jeden seiner Reize genießen, ehe sie verschwinden, bis die äußere Vollkommenheit nicht mehr mit der innern um den Vorrang streitet, und mein Herz von den Fesseln der Sinnlichkeit befreiet, in dem Geiste meines Gatten allein eine Befriedigung sucht, die ich noch lange auf einem doppelten Wege finden werde.

Mein Umgang mit meinem Karl wird freyer, wird zwangloser, je näher die Stunde meiner Verbindung mit ihm heranrückt. Seit ich mich nicht mehr mit so viel Strenge bewaffnen muß, bin ich, wenn ich allein mit ihm wandle, unbefangener und froher. Sollte ich jetzt noch sein bebendes Herz fürchten, da er mich in wenigen

Wochen beſitzen wird. Was könnte ihn bewegen, mich, deren Denkart er kennt, durch eine zügelloſe Phantaſie zu kränken?

Dies Zutrauen in ſeine Selbſtbeherrſchung iſt vortheilhaft für ihn. Da ich überzeugt bin, daß er die zärtlichen Gefühle meines Herzens nicht mißbraucht, um mir, wie es bey unſerm Geſchlechte wohl öfters der Fall iſt, Schwächen abzugewinnen, ſo kann ich mich ſeinen Liebkoſungen, ſelbſt wenn ich mit ihm in der tiefſten Einſamkeit bin, mit weniger Schüchternheit überlaſſen; ich darf ſie ſogar freyer erwiedern, und was ich ſonſt nicht that, ohne dich, meine Vertraute, an meiner Seite zu haben, mich mit ihm in den Wald vertiefen.

Dort wandelten wir geſtern Nachmittag mehrere Stunden hindurch. Des Abends verirrten wir uns in eine wildgewachſene Gegend, wohin noch kein liebendes Herz gedrungen war. Der Bach ſchlängelte ſich hier durch hohes Gras unter dichtbelaubten Bäumen. Ein leiſes Rieſeln der Silberquelle, die mit dem Ufer ſpielte, das wollüſtige Liſpeln der Vögel, die das Laub belebten, das weiche Säuſeln der warmen Luft in den Blättern der Bäume, der kühle Schatten, der ſich von den Ulmen ergoß, luden uns hier zur Ruhe ein.

Ich trat mit meinem Karl dem Ufer näher. Lange betrachteten wir einander im Spiegel des Waſſers, wie die Welle um unſre Wange floß, und mit unſerm lockigten Haar ſpielte. Um die lieblichen Bilder näher an einander zu rücken, küßte ich ſeine roſige Lippe, er, er drückte ſeine Wange an die meinige, und in der kühlen Fluth glühte die anmuthige Gruppe, als wenn neues Leben in ihren Adern ſtrömte.

Laß uns hier im Graſe ruhen, meine Sophie, ſagte er. Warum ſoll ich im Bache ſuchen, was ich in meinen Arm ſchließen kann. Es iſt beſſer, daß meine Lippe an der deinigen bebe, als daß die Welle mit deinen Reizen buhle.

Wir ſetzten uns. Nach der langen Wanderung, dem heißen Tage und den glühenden Empfindungen, die meine Bruſt entwickelt hatte, glaubte ich auf dieſem kühlen Graſe eine wohlthätige Erquikkung zu finden. Hier ſollte der flüchtige Rauſch, den mein froher Geiſt den Tag hindurch aus dem Becher der Liebe getrunken hatte, verrauchen.

Ich Thörin! Wie konnte ich im Schooße dieſer einſamen Natur, die mir zum Brennpunkte aller Empfindungen wurde, wo ſich alle Brennſtoffe ſammelten, die den Tag hindurch mein Herz

entzündeten, den ruhigen Genuß meiner selbst finden?

Wem der Sturm der Liebe um das Herz wehte, wird sich in meine Stelle versetzen. Es war mir, als wenn mein Herz sich bis zum Zerspringen in meiner Brust ausdehnte, als brennte der Boden, auf dem ich saß. Jede Liebkosung meines Karls floß wie ein Feuerstrom durch meine Adern. So oft ich mich bis zum Bewußtseyn meiner selbst sammeln wollte, rief ich in den engen Bezirk, der mich einschloß, die Empfindungen zusammen, die sich in den schönsten Tag meines Lebens getheilt hatten.

Dicht an meinen Karl gelagert, die Wange auf die eine Hand gestützt, staunte ich den liebenswürdigen Jüngling an, der einen unnennbaren Zauber über die wilde Gegend ergoß. Die Glückseligkeit, die er empfand, konnte ich an der meinigen abwägen. Er stotterte nur unzusammenhängende Worte, die ganz Gefühl waren. Sein Auge sprühte Feuer.

Entstahl ich, meine Karoline, stahl ich der Zukunft einen Vorgeschmack der wonnigen Empfindungen, die sie mir noch vorbehält. Was ich heute empfand, empfand ich nie. Wenn in der Liebe die glückseligsten Empfindungen so mächtig heranwachsen, wo wird die Wonnetrunkene

ie Kraft finden, das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt zu
ehalten, wenn der Becher der Liebe näher an
ie Lippen kömmt.

Funfzehnter Brief.

den 10. May.

Dein letzter Brief hat mir eine unnennbare
reude verurſacht. Seit ich weiß, daß deine
Mutter ſich beſſert, ſehe ich dem Tag meiner Ver-
indung mit meinem Karl froher und ruhiger ent-
egen. Es war immer mein ſüßeſter Gedanke,
us dem Arme der Freundſchaft in den Arm der
iebe zu treten.

Mit ſtarken Schritten eile ich nun dem zweyten Junius entgegen. Wohin ich blicke, ſehe ich Vorbereitungen zu meiner Hochzeitfeyer. Etwas weniger Glanz und mehr Ruhe, das, das würde beſſer. Aber auch meine Mutter will ihren Genuß bey dieſer Feyer nicht aufgeben; du weißt, wie ſehr ſie die Pracht liebt.

Sie betrachtet überdies meinen Karl als einen Gegenſtand ihrer eigenen Wahl. Sie iſt ſtolz auf dieſelbe, und kann der Zeugen meines Glücks, wie ſie es nennt, nicht zu viel zuſammen bringen. Dagegen darf ich nichts einwenden;

denn ſie giebt mir zur Antwort, daß ſie ihre Tochter nur ein Mal verheyrathen wolle — einen Mann, wie meinen Karl, brauche man nicht zu verſtecken.

Sechzehnter Brief.

den 13. May.

Die Poſt brachte heute einen Brief von meinem Onkel, der meiner Mutter ſehr unangenehm war. Er bedauert darin, daß er den zweyten Juni, als den Tag meiner Verbindung mit meinem Karl, nicht mit uns zubringen könne; ſeine Geſchäfte erlaubten ihm grade jetzt nicht, eine Reiſe zu unternehmen, die ihn zu lange von denſelben trennen würde. Indeſſen, ſetzte er hinzu, ſähe er dem Ende derſelben in wenigen Wochen entgegen.

Der Baron, der in den Augen meiner Mutter ihren Wunſch las, ſchien nicht abgeneigt zu ſeyn, denſelben zu entſprechen, und man beſchloß, mit der Hochzeitfeier zu warten, bis der Onkel von ſeinen dringendſten Geſchäften frey ſeyn würde und unſrer Vermählung beywohnen könnte.

Dieſer Entſchluß, meine Karoline, entſpricht wenigſtens dem Wunſche der Freundſchaft. Ich

arf mich deſto feſter mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß die Geſundheitsumſtände deiner Mutter mir die Freude nicht rauben werden, auch ich alsdann zu umarmen.

Täglich genieße ich der ſchönen Natur im Sonnenſchein der Liebe. Wenn werde ich wieder die vorigen Empfindungen, die ich überall mit mir in meiner Bruſt trage, unter dem Flügel der Freundſchaft genießen?

Siebzehnter Brief.

Mein Mann, der, ſeit unſre Vermählung aufgehoben iſt, noch ein Mal ſeine Freiheit benutzen und ſeine Freunde in der Gegend beſuchen will, at bey mir, ſeiner künftigen Gebieterin, um die rlaubniß angeſucht, auf einige Tage verreiſen zu ürfen. Ich ertheilte ſie ihm großmüthig, obgleich ngern, was ich ihm doch nicht empfinden ließ, a er die ganze Zeit hindurch, ſo viel der Wohlſtand es erlaubte, nicht von meiner Seite wich.

Den Tag ſeiner Abreiſe will er morgen bekommen.

Achtzehnter Brief.

den 19. May.

Als mein Karl heute von mir Abschied nahm, war mein Herz sehr erweicht. Es fehlt mir Etwas, wenn ich ihn nicht sehe; es ist mir so bang, wenn ich ihn fern von mir denke. Es sind der Möglichkeiten so viele, worunter ich leiden kann, so daß ich immer für sein Leben besorgt bin.

Als er vom Hofe wegritt, ging ich in den Garten, um meinen Empfindungen freyen Lauf zu lassen. Die Gesellschaft war mir zuwider.

Ich verlieste mich in den Wald, und fand mich unvermerkt an jener Stelle, am Bache, wo ich vor wenigen Tagen so glücklich war. Das hohe Gras am Ufer war noch niedergedrückt, wo sein Arm, hier der meinige die Halme in die Erde gesenkt. Noch fühlte ich, wie das hohe Gras sich um unsre Füsse wand, und unsre Wange kühle.

Die Erinnerungen, die hier erwachten, erschütterten mich mit einiger Heftigkeit. Mein Herz wurde weicher und immer weicher, bis sich die Beklemmung in mehrere Bangigkeit, in Thränen auflöste. Ich drückte mein Gesicht auf die Spuren, die der Wonnetrunkene dort zurück gelassen hatte. Ich küßte das Gras, worauf er lag, ich

küßte sein Bild, das über dieser, der Liebe geweihten Stätte schwebte, und benetzte die Erde mit Thränen, die ich lange fließen ließ.

Mein Herz hat sich zwar etwas Luft gemacht, aber es ist noch so wehmüthig, daß eine Thräne mir sogleich im Auge zittert, wenn ich an die langen Tage denke, worin mein Karl wird von mir entfernt seyn.

Ich habe von meinen Aeltern die Erlaubniß erhalten, diese Tage bey dir, liebe Karoline, zubringen zu dürfen.

Neunzehnter Brief.

den 30. May.

Es vereinigten sich gestern viele Umstände, wovon die meisten meine vorigen Besorgnisse wieder erweckten.

Der Gedanke, daß ich meinen Karl, der eben von seiner Reise zurückgekommen war, nach einer langen Trennung, in einer großen Gesellschaft, die mein Vater grade auf den Tag eingeladen hatte, zum ersten Male wiedersehen würde, machte mich launigt.

Um diesem Uebel wenigstens in etwas vorzubeugen, ließ ich ihn bitten, früher zu kommen, — und er kam nicht.

Die ganze Gesellschaft war beysammen, ausgenommen der Herr von Unruhe und die Gäste, die er den Tag vorher bekommen hatte.

Schon war man im Begriff, zur Tafel zu gehn, als diese in den Saal traten und mit ihnen mein Karl. Das verdroß mich. Herzen, welche die Liebe verbindet, begegnen sich ungern in einem großen Kreise gleichgültiger Menschen.

Ich eilte ihm entgegen, so froh ich nur konnte, und ein leiser Händedruck war die einzige Erwiederung meiner Zärtlichkeit. Auch dies verdroß mich. Eine Geliebte, die dem Tage der Verbindung so nahe ist, darf wohl auf andere Beweise derselben warten.

Ich hatte ihm eine Stelle am Tische neben der meinigen offen gelassen. Ich winkte ihm dahin, aber er schien meinen Wink nicht zu merken. Er drängte sich, weit von mir, in eine andre Stelle, die er für sich besonders ausgewählt zu haben schien, und zwar so, daß ich ihn nicht einmal sehen konnte.

Die Fremden, die der Herr von Unruhe bekommen hatte, waren ein Graf aus Wien mit seinem Sohne und seiner Tochter. Beide letztere saßen mir gegenüber.

Die junge Gräfin kann ungefähr funfzehn Jahre alt seyn, ein bildschönes Geschöpf. Ihr

eines Geſicht iſt ein Gewebe von lauter lieblichen Zügen.

Als ich ſie näher ins Auge faßte, ſchlich ſich zum erſten Male in meinen Buſen ein Gefühl ein, das ich bis dahin nicht kannte. In ihrer Nähe glaubte ich mich verdunkelt. Ich ſahe mit Ingern, daß mein Karl eine Gelegenheit bekam, ſich mit ihr zu vergleichen.

Es verdroß mich, daß ich ihn nicht ins Auge faſſen konnte, um ſeine Blicke zu belauſchen. Er hat, ſagte ich, jene Stelle gewählt, um ſie ungehindert zu betrachten. Sein Blick hängt an ihr, vielleicht auch ſein Herz. Ich fing an, ihr alle Urſache ſeiner letzten Reiſen zuzuſchreiben.

Das Geſpräch über Tiſch war ſehr allgemein. Die Neuigkeiten des Tages wechſelten mit den Nachrichten, welche die Stadt der Neuverehelichten darbietet.

Am Ende der Mahlzeit brachte ein Hofrath, der nicht weit von mir ſaß, die Geſundheit des jungen Brautpaares auf. Bey ſolcher Gelegenheit, zumal in einer gemiſchten Geſellſchaft, wie dieſe, leiden öfters unſre Gefühle. Mein Auge, das ich nicht vor mir niederſchlagen wollte, ſuchte einen gleichgültigen Gegenſtand, und durch die Verwirrung, die bey ſolchen Umſtänden entſteht, irrte mein Blick gerade da, wo er nicht hätte

ruhen ſollen, auf dem jungen Grafen. Sein Auge ſuchte ſeine Schweſter, indem die übrigen Gäſte mein Glas zum Einklang auffoderten. So unbedeutend dieſe Wahrnehmung ſeyn konnte, ſo fiel ſie mir doch auf. Im Grunde hätte ſie mich beruhigen ſollen; aber da die Eiferſucht ſich in mein Herz geſchlichen hatte, ſo erklärte ich die Beobachtung gerade nach der Stimmung, worin ich mich befand. Es ſcheint, ſagte ich mir, daß mein Karl die Gräfin gebeten hat, ohne ihr es was von ſeiner Liebe zu mir zu ſagen. Sollte er ihr nicht gleichgültig ſeyn? Es ſcheint, als wenn der Bruder ſie necke, und ſie ſich einander verſtehen.

Indem ſo der Saal von dem Jubelgetöne der Gäſte wiederſchallte, kam der Herr von Eichhorn von ſeiner Reiſe zurück. Die Unterredung nahm eine andre Richtung, und bald darauf wurde die Tafel aufgehoben.

Du weißt, mit welchem Widerwillen ich die Umarmungen dulde, die noch immer in unſerm Hauſe, wo doch ſo manche alte Sitte abgeſchafft wurde, jede feierliche Mahlzeit beſchließen. Indeß heute ſahe ich ſie gern. Sie führten meinen Karl in meine Arme. Mein Blick folgte ihm in dem Kreiſe, den er durchwandelte, als wenn ich mich ſelbſt auf die Gräfin eiferſüchtig gewogen, wäre,

Jch erſchrack, als er ſich ihr nahte, ſo blendend ſchien ſie mir. Er beugte ſich vor ihr, küßte ſie nicht, nicht einmal ihre Hand, und eilte zu ihrem Bruder, den er feurig umarmte. In jeder andern Lage hätte ich ſeiner Leidenſchaft für mich dieß Betragen zugeſchrieben. Jetzt aber fiel es mir auf. Jch hielt es für Verſtellung; denn es ſchien mir nicht natürlich, daß ein feuriger Jüngling, deſſen Herz für die Reize unſers Geſchlechts ſo empfänglich iſt, einen roſigen Mund nicht küſſe, der ſich ihm zum Kuſſe bähert. Als er zu mir kam, küßte er mir blos die Hand. So herrſcht, ſagte ich mir, eine Verwirrung in ſeinen Gefühlen, deſſen Grund ich finden muß. Indem er noch meine Hand hielt, und ſie leiſe drückte, zog ich ihn unvermerkt ins Nebenzimmer. Er folgte, und da Niemand uns weiter folgte, führte ich ihn durch den großen Saal, der grade offen ſtand, in den Garten. Er ließ ſich leiten. Einige Male ſahe er ſich nach der Gartenthüre um, und da Niemand ſich erblicken ließ, lenkte er in den Weg ein, der zu unſrer Lieblings-Laube führt.

Jch wollte ihm Anfangs einige Fragen vorlegen, die auf die gräfliche Familie und auf ſeine Bekanntſchaft mit derſelben Bezug hatten; allein die Furcht, meine Eiferſucht, die ich durch nichts rechtfertigen konnte, möchte ſich verrathen, machte

mich verlegen. Er benutzte diese Verlegenheit, leitete selbst das Gespräch ein, und wir unterhielten uns nun von seiner Reise, von der meinigen und von manchen Kleinigkeiten, die vorgefallen waren.

Jetzt erfolgte eine kurze Pause, in der er seiner Aufmerksamkeit eine Richtung gab, die ich nicht erwarten konnte. Er griff plötzlich nach der Uhr und schien unruhig, daß schon eine Viertelstunde dahin war. Unsre Entfernung, sagte er, wird Aufsehn erregen. Laß uns, Liebe, zu den Gästen zurückkehren, ehe man uns vermißt. Es wird gut seyn, wenn ich voran gehe; und indem er dies sagte, sprang er auf und war schon im Saal, als ich noch in der Laube mit meinem Anzuge beschäftigt war, der in seinem Arme gelitten haben konnte.

War ich in dieser Viertelstunde etwas zufriedner geworden, so wurde ich jetzt desto mißmuthiger, obgleich ich doch eigentlich nicht wußte, worüber ich klagen sollte, es war nicht über Kälte; denn die drückt sich anders aus; vielleicht war es ein leiser Vorwurf, den ich mir machte, mich von einem Jünglinge durch feinere Gefühle, die doch unserm Geschlechte eigener seyn sollten, übertroffen zu fühlen, — genug, ich war unzufrieden.

Wenn hätte ich den wahren Grund dieſer Gemüthsveränderung aufgeſucht; aber die Kaffeeſtunde rief, und ich mußte nun wirklich befürchten, Aufſehn zu erregen, wenn ich länger von der Geſellſchaft entfernt blieb.

Die Zeitungen, die eben angekommen waren, und die die Aufmerkſamkeit des ganzen Zirkels an ſich zogen, erlaubten mir, ziemlich unbemerkt in den Saal zu treten, wo ich denn, nach alter Sitte unſers Hauſes, meinen Platz an dem Kaffeetiſche einnahm.

Es wurde langſam getrunken; die angekommenen Nachrichten waren an ſich intereſſant, und die Damen und Herren ließen über der Wichtigkeit der Begebenheiten des Tages die Taſſen kalt werden. Mein Vater las länger als eine Stunde. Dem Scheine nach aufmerkſam, hörte ich nur dann und wann unzuſammenhängende Sätze. Zu ſehr in mich vertieft, um auf Nebendinge zu achten, rief ich die Szene in der Laube zurück, und machte mich durch die Folgerungen, die ich daraus zog, ſelbſt unruhig.

Wie die Gegenſtände ſich jetzt vor meiner Phantaſie ordneten, erſchienen ſie mir in einem für meinen Karl ſehr zweydeutigen Lichte. Ich ſtellte die froſtige Zuſammenkunft nach der Tafel mit den heißen Umarmungen in der Laube und

ter seltsamen Furcht, in die sich diese auflösten, zusammen, und erschrack über den Sinn dieser kontrastirenden Aeußerungen. Er muß, sagte ich, er muß irgend einen Grund haben, warum er seinen nähern Umgang mit mir, der doch kein Geheimniß ist, gerade heute so merklich verbirgt. Was mir in der Laube Zärtlichkeit zu seyn schien, war vielleicht ein bloßes Spiel der Sinne. Irgend eine andere, die von unsrer Verbindung nichts weiß, soll nichts davon wissen, das ist es. Indeß, so bestimmt ich mir auch dieses in meinem Unwillen sagte, so konnt' ich mir doch nicht erklären, was das eigentlich für eine Bewandtniß haben könnte.

Dabey verirrten sich öfters meine Blicke zu dem Baron, um, wo möglich, in seinem Herzen zu lesen, was darin vorging. Aber sie begegneten den seinigen nicht. Er schien aufmerksam auf die Zeitungen und doch ungemein heiter zu seyn. Jedoch mußte diese Aufmerksamkeit ein bloßes Werk der Kunst seyn; denn eben die Nachrichten, die allen Uebrigen Aeußerungen tiefen Schmerzes ablockten, konnten ihn unmöglich heiter lassen. Vor seinem Geiste schwebte irgend ein anmuthiges Bild, womit er sich eben so ungestört unterhielt, als ich in der nämlichen Zeit mich mit meinem Kummer. Gott! sind dies Entdeckungen, oder bloße Phantome,

die ein zu empfindliches Herz aus unbedeutenden Erscheinungen erzeugt?

Indem die Zuhörer ihre Meinungen über jene Begebenheiten, die ihre Aufmerksamkeit noch immer gespannt hielten, wechselten, riß ich mich plötzlich von meinen Träumen los, um mich neben die Gräfin zu setzen, mit welcher ich bis dahin wenig gesprochen hatte.

Der Baron, den ich auf dem Wege dahin mit einem freundlichen Blicke ins Auge faßte, richtete zwar auch seinen Blick auf mich, jedoch ohne dies Lächeln zu erwiedern. Vielmehr glaubte ich auf seiner Stirne einen Ernst zu bemerken, der in Unzufriedenheit übergehn wollte. Ich folgerte hieraus, daß ein Gespräch zwischen der Gräfin und mir ihm unangenehm seyn müsse. Zwar schien er über dieses Gefühl, das ihn überrascht hatte, Herr zu werden, wenigstens, indem ich die Hand der Gräfin faßte, entfaltete er seine Stirne und sahe uns Beide mit einem lächelnden Blicke an, der vielleicht meiner Nachbarin allein gelten sollte, worin ich aber das Verlangen zu lesen glaubte, sich zu uns zu gesellen, um Antheil an unsrer Unterredung zu nehmen. Meine Ahndung trog nicht; denn als ein Major, der ihr zur Rechten saß, seinen Platz verließ, trat er zu uns, brach plötzlich das angesponnene Gespräch ab, als wenn

er üble Folgen daraus befürchtet hätte, und gab demſelben, mit der ihm ſo ſehr eignen Geſchicklichkeit, eine neue Richtung.

Das Geſpräch blieb ſehr allgemein. Ich erfuhr bloß zufälliger Weiſe, daß der Graf nur erſt ſeit ſechs Wochen in dieſer Gegend wäre; — eine Entdeckung, die meine frühern Wahrnehmungen in ein beſondres Licht ſetzte, und die mich faſt unwillkührlich auf die häufigen Reiſen zurückführte, die der Baron gerade in der Zeit gemacht hatte.

Ich war jetzt eben im Begriff, eine Frage aufzuwerfen, von der ich einige Aufſchlüſſe erwartete, indem ein Bedienter hereintrat, der dem Herrn von Unruhe meldete, daß ſein Wagen vorgefahren ſey. Der Graf und Herr von Unruhe ſtanden ſogleich auf, der junge Graf trat zu uns und erinnerte den Baron an ſein Verſprechen, ihn zu begleiten, um die letzten Tage ſeines Aufenthalts in dieſer Gegend noch in ſeiner Geſellſchaft zu verleben; eine Erinnerung, worüber mein Karl etwas verlegen zu werden ſchien.

Indeß mein Vater die gräfliche Familie nach dem Wagen begleitete, hielt mich mein Karl im Zimmer auf, um jenes Verſprechen und dieſe plötzliche Entfernung zu entſchuldigen. Er verſprach mir zwar, den Tag darauf zurück zu kom-

mein, um mich abkühlen nicht wieder zu verlassen; aber ich konnte doch meine Empfindlichkeit, die auf so mannichfaltige Art gereizt worden war, nicht unterdrücken. So entfernte er sich und hinterließ mir einen reichen Stoff zum Nachdenken. Hält er Wort, so arbeitet sich mein Geist von neuem in die traurigsten Besorgnisse hinein, und meine Unruhe wird jetzt desto größer seyn, da Eifersucht sie belebt.

Zwanzigster Brief.

den 1. Aug.

Ich schrieb die gestern einen langen Brief, voll von Besorgnissen, womit ich deine Freundschaft nicht hätte beunruhigen sollen. Sie waren bloß die Frucht einer finstern Laune, die den Stoff, den sie vor sich fand, nicht nach der Wahrheit, sondern bloß nach ihrer Stimmung bearbeitete. Heute bin ich heiter, sehr heiter, Gottlob, ohne Besorgnisse, ohne Ahndungen. Ich war eine Thörin, daß ich mich ohne Ursache quälte.

Mein Karl kam heute sehr früh, ungefähr um sieben Uhr des Morgens, um mich desto angenehmer zu überraschen, weil er die Nacht gereiset, ein Umstand, der mich so für ihn ein-

nahm, daß ich den Entschluß faßte, ihm in meinen Nachtkleidern in seinen Arm zu eilen. Es war das erste Mal, seit wir uns kennen, daß ich in meinem Morgenanzuge vor ihn trat.

Da mich die Nachricht von seiner Ankunft so eben aus dem Schlafe weckte, so hatte ich nicht Zeit gehabt, an meine vorige Empfindlichkeit zu denken. Doch er hatte sie nicht vergessen, und war, aus Besorgniß, ich möchte noch zürnen, desto zärtlicher.

Kurz darauf trat meine Mutter herein, dann mein Vater, und das Gespräch ward allgemeiner. Nach dem Frühstücke traten wir ans Fenster, um desto ungehinderter zu sprechen.

Mein Betragen ist dir heftig aufgefallen, liebes Mädchen, hub er nun an, indem er mir die Hand küßte, das wundert mich nicht. Du hattest einigermaßen Recht, zu zürnen; aber höre nun, wie alles zusammenhing.

Als ich das erste Mal zu meinem Prager Freunde reiste, begegnete mir der Graf, dessen Sohn ich auf Schulen gekannt habe. Damals hieß es, daß die Rückreise nach Wien in wenigen Tagen erfolgen sollte, so daß ich an diese flüchtige Bekanntschaft nicht weiter dachte, und bloß mit meiner Liebe und der Freude, dich wiederzusehn, beschäftigt in deine Arme eilte.

Der Sohn des Grafen, ein junger Geck, fragte mich zu der Zeit, auf eine mir empfindliche Art, nach meinen Herzensangelegenheiten, und spottete schon bitter über die Thoren, wie er sie hieß, die sich durch die Ehe fesseln lassen. Ich war nicht bey Laune, und antwortete in einem etwas verdrießlichen Tone, ich hätte keine Herzensangelegenheiten, und dabey blieb es.

Nun denke dir mein Erstaunen, wie ich von dieser letzten kleinen Streifpartie in Cassel zurückkomme, und meinem jungen Geck, den ich längst auf dem Wege nach Wien glaubte, auf der Straße begegne. Sogleich bemächtigte er sich meiner; ich mußte mit ihm in sein Quartier gehn, wo er mir erzählte, daß sein Vater auf dem Gute des Herrn von Unruhe die Nacht zugebracht hätte, und einige Tage dort verweilen werde. Morgen, setzte er hinzu, reisen wir mit ihm zu einem Edelmanne, und nannte deinen Vater, der uns mit eingeladen hat.

Was blieb mir jetzt übrig? Ich durfte mich selbst nicht Lügen strafen; auch wußte ich nicht, wie der Graf jene Aeußerung, die er im Grunde für eine Beleidigung halten konnte, aufnehmen würde; ich entschloß mich kurz, begleitete den jungen Geck auf das Landgut des Herrn von Unruhe, erzählte diesem jenen Vorfall und bat ihn,

von meiner Verlobung mit dir nichts zu sagen, wenn etwa Gelegenheit dazu gegeben werden sollte.

Das Uebrige wirst du dir nun leicht erklären. Kurz, ich mußte eine Rolle spielen, die nicht leicht war. Ich sehe wohl, daß meine Verlegenheit dir nicht entging; aber da du mir einiges Mißtrauen blicken ließest, wollte ich dir an diesem Tage einen Vorfall nicht erzählen, den du für eine kahle Ausflucht halten konntest, und ich beschloß, mich, ohne dich, meine Liebe, mit ins Spiel zu ziehen, durch die Klippen durchzuarbeiten.

Sprich, liebe Karoline, war ich nicht eine Thörin? Wie leicht irrt sich doch in den Beweggründen menschlicher Handlungen irrt.

Nach diesem freymüthigen Geständnisse mußte ich natürlich meinem Karl durch die liebreichste Behandlung zu erkennen geben, wie sehr es mich schmerzte, ihn gekränkt zu haben. Wir gingen lange Hand in Hand im Zimmer auf und ab, bis uns dieser kleine Raum zu enge wurde, und wir die frische Morgenluft in dem Garten zu genießen beschlossen.

Auf dem Wege nach unsrer Laube fiel mir ein, daß heute der erste Juni wäre. Lieber Karl, sagte ich, als wir Platz genommen hatten, du

hab' etwas vergessen, was für uns sehr wichtig ist. Es ist gerade ein Jahr her, als ich von dir deinen ersten Kuß in dieser Laube empfing. In der Zeit bin ich unter der Leitung deiner Liebe ein neues Wesen geworden, das sich selbst kaum kennt, so sehr hat sich mein Geist entwickelt, und mein Herz gebildet. Da frisch wie jetzt, blühten damals die Rosen, gerade so heiter war der Himmel, so freundlich lachte uns die Natur entgegen. Auf mich blickte sie an, wie allen dem Feier, das deine Augen noch jetzt belebt. Meine Gefühle waren damals schüchtern, aber mein Herz schlug laut für dich. Meine Wange, die sich höher färbte, mein Auge, worin du Verwirrung lasest, sagten dir mehr, als ich zu der Zeit durfte, weniger als ich wünschte. Indeß du verstandest diese Sprache, und indem sich das schüchterne Mädchen aus deinem Arm winden wollte, brannten neue Küße auf meine Wange. Nie vergesse ich diese Stunde mein Karl. Würdest du sie vergessen können?

Eine stumme Umarmung war seine Antwort. Da er nun einmal wußte, daß er in mir Liebe geweckt hatte, so entschloß ich mich, ihm mein Herz hierüber ganz aufzuschließen.

Höre weiter, mein Karl, sagte ich. In eben dieser Laube weinte ich vor einigen Wochen,

und auch gestern noch bittere Thränen. Ich glaubte in deinem Herzen Kälte wahrzunehmen, und weg hier an eben der Stelle, wo der mir ewige Liebe schwurst, mein künftiges grämendes Elend ab. Meine Thränen flossen lange, da keine Hand sie trocknete, und mein Herz seine Wunden immer wieder aufriß. Glaubest du, ich würde es ertragen, wenn ich dir weniger theuer werden sollte? Meine bleichen Wangen würden dir bald meinen Kummer verkündigen.

Er sah mich mit einem wehmüthigen Blicke an, sank sprachlos an meine Brust, drückte sein Gesicht auf mein schlagendes Herz und küßte mit bebenden Lippen das Tuch, worunter es glühte.

Sein brennender Athem zündete. Nie wehte der Odem der Liebe so nahe um mein Herz.

Ich schlang meinen Arm um sein braunes lockiges Haar und küßte seine Stirn. Meine Hand ruhte auf seiner brennenden Wange.

Ich empfand immer mehr und mehr, worüber ich in der Einfalt meiner ersten Jugend scherzte, daß die Gefühle der Liebe ammuthiger sind, als die Blüthen des Frühlings, daß ihre Gluth eine wohlthige Wärme und ihr Hauch lieblicher ist, als der Duft der Rose.

Sein Auge schwamm in Wonne. Sein lockiges Haar floß über seine Stirn, und in dieser

reizenden Umgebung ſchien er mir ein Bild der Natur, wenn ſie einen Augenblick der Gewalt des Sturms unterliegt.

Eine Erholung war nothwendig. Laß uns wandeln, ſagte ich zu ihm, indem ich einen Kuß auf ſeinen Mund drückte. Die Bewegung wird unſerm Herzen Ruhe bringen. Die Sonne ſcheint ſchon in die Laube. Unter den Bäumen des Waldes wird uns Kühlung entgegenwehen.

Ich ſtand auf, er folgte. Wir wandelten Hand in Hand. An dem mittelſten Aller, die nach dem Walde führt, zeigte ich ihm die Roſenbeete, und ich dachte hin den Vorſtellungen nachhing, die ich am Teiche mitgebracht hatte, und entwickelte ihm die Beſorgniſſe, die daraus entſtanden waren.

Lieber Karl, ſagte ich zu ihm, als du fern von mir die Freude anzubeten, brach mir hier das Herz. Wie du mir kalt ſchienſt, glaubte ich ſchon ganz aus deinem Herzen ausgeſchloſſen zu ſeyn. Ich verſetzte mich in die Zukunft und ſah, wie ich dir gleichgültig geworden war; wie meine Glückſeligkeit für dich, in Sonderlichkeit und deine Kälte in Widerwillen ausarten. Gott! den Gedanken ertrug ich nicht, nur ein gewöhnliches Weib in deinen Armen zu ſeyn, keine Freun-

bist, bis das Band schwerer Geschäfte mich ihrem Gatten verbindet. Mit diesen schmerzhaften Empfindungen kehrte ich trostlos nach meinem Zimmer zurück. Ach, mein Karl! könntest du mich je so tief beugen, daß du dich mir nie verbinden wolltest, ohne die Beharrlichkeit deines Herzens und die Aufrichtigkeit deiner Neigung für mich geprüft zu haben, da du jetzt schon die Erfahrung gemacht hast, wie ein einziger frostiger Blick von dir mich zu Boden drückt? Und ich stand still, indem ich ihn mit einem Blicke ansah, der ihm die tiefste Rührung und das innigste Verlangen nach einer beständigen zärtlichen Liebe verrieth. Gott! was sagte er nicht, um jeden Zweifel zu heben, der noch in meinem Herzen zurückgeblieben von ihm konnte! Wie beredt war sein Auge!

Unvermerkt lenkten wir nach der schattigten Gegend ein, die uns doch so frisch im Andenken war, und setzten uns dort auf das Gras nieder. Voriges Jahr um diese Zeit, sagte mein Karl sagte ich ihm, würden wir nicht allein unter diesen Schatten geruht haben. Dann wagten wir es, uns zu sprechen. Es war ungefähr die Zeit, wo du anhaltender kamst, und wo ich schüchtern im Garten auf dich wartete. Erkennst du noch diesen Brief, das erste Unterpfand deiner Liebe, und ich zog ihn aus meinem Busen. Ich las ihm

[illegible] Tag und Nacht [illegible] Ihn
in ihren [illegible] strahlte Wonne aus seinen Augen
du sollst ihn nennen lernen mein Kind auf diesen
Wege will ich von Zeit zu Zeit dein Herz mit
er [illegible]
Wenn die Zeit [illegible] er, ihn mir
ertilgt haben, so findest du ihn noch in meinem
Herzen, wie du ihn jetzt so liebst.

Deine kalte Hand, mein Kind, hatte mich
so erschüttert, das Herz klopfte, daß ich
sage: vom übergroßen Leben wußte, hatte mein
Herz, vielleicht in [illegible] da [illegible] da flossen
keine Thränen; sie flossen [illegible] ich das Grab
[illegible] hatte, in die Erde gedrückt hatte? Wie
[illegible] so viele Liebe aufbewahren? Ach, Karl!
wenn welche Zärtlichkeit [illegible] dich einst die Quelle
seines Kummers werden?

Mein [illegible] einzige Geliebte, erwiderte er
in Leidenschaft, wie, wie sollte mein Herz
[illegible] einem Herzen erzeugen, worin mein
Bild eingegraben ist, in einem Herzen, das sich
nie aufschloß, denn sich mein nennen darf.

Und [illegible] schloß er mich in seinen Arm, fest
an seine Brust. In dieser schnellen Bewegung
[illegible] mein Busentuch verrückte, ruhte zum ersten
Male sein Herz auf meiner Brust. Unter dem
süßen Druck seiner Lippen fuhr ich zusammen, indem

ein Feuerstrom sich über meine Wangen ergoß. Ich suchte sie niederzudrücken, aber unaufhaltsam war angewurzelt; ich wollte stammen, aber seine brennenden Lippen verschlangen jedes Wort. Ich wollte meine Röthe verbergen, aber auch das ließ er nicht zu. Durch die Anstrengung, mich loszuwinden, erschöpft, blieb ich wie hingegossen in seinem Arm. Diese Scham machte beinahe den Tod wegen. Unter meinem leichten Morgenanzuge fühlt sich seine Hand weiter, und stärker schlug das Herz, das für ihn schlug. Alles Blut stieg mir in die Wangen. Kalt, sagte ich, Kalt! so beschwören; was thust du?

Was ich thue? Ich schmiege mich fester an ein Herz, das mir gehört. Ich fange die Gefühle auf, die es für mich empfindet. Ich nehme vom Zufall, was deine Sorgfalt mir ein ganzes Jahr verzog, weil meine Ehrfurcht für dich unter dem Schleier ließ, worunter es ungenossen blühen, was meinem Geist zu arm war, mit zu schildern, kannst du darüber zürnen?

Ich will nicht wie Virginien, daß du den Zufall, der dir günstig ist, benutzest. Wehe thut es mir nur, daß du von meiner Vorliebe den Gebrauch machst, ehe ich sie dir als ein Opfer für deine Liebe bringen durfte. Du hast mir das süße Bewußtseyn genommen, dieses Opfer gethan

haben, bey mein unbescholtenes Mädchen nicht entehren konnte.

Aber die Freude über das Ungefähr, das mich begünstigt hatte, machte ihn trunken, er hörte nicht, was ich sagte, und sein glühender Kuß brannte auf einer Brust, wohin, seitdem die weiblichen Gefühle ihr reisten, kein männlicher Blick sich verirrte, worüber kein männlicher Athem wehte.

Die Betglocke schlug, als wir noch an keine Trennung dachten. Ich mußte vor der Tafel meinem Anzug eine Stunde widmen, die ich gern meinem liebenswürdigen, obgleich etwas zu wollüstigen Schwärmer geschenkt hätte. Wir kehrten mit langsamen Schritten auf das Schloß zurück.

Stadtfremde, die aus der Nachbarschaft herkommen waren, aßen mit uns und brachten Abwechslung in unser Gespräch. Des Nachts fuhren wir in die Stadt. Gegen sieben Uhr waren wir zurück. Nach dem Abendessen ging ich etwas früher als sonst, so viel mein Rang auch dagegen einzuwenden hatte, auf mein Zimmer, um an dich zu schreiben. Es ist mir so wohl, wenn ich die Empfindungen der Liebe in den Schooße der Freundschaft ausgieße.

Jetzt [illegible] Ich bin [illegible] die Einzige im Hause, die noch wache. Nehme mir dies nicht als ein Opfer an, das ich dir bringe. Nein, wenn ich mich jetzt auch von dir trennen und diesen Brief schließen wollte, so würde ich doch, da die Begebenheiten des Tages mit so lebhaften Farben vor meinem Auge schweben, mich vergebens nach dem Schlafe sehnen.

Noch immer wandle ich von der Laube unter die Ulmen des Baches, von den Gefühlen begleitet, die mir dahin folgten, und lebe dort mit den neuen Empfindungen, die das ungefähr in mir weckte. Dir verdank ich sie, jene Stunde, die meinem Karl so glücklich machte. Dein Gefühl, liebe Karoline, leitete stets das meinige. Indem ich dem wohlthätigen Rathe deiner Freundschaft folgte, und in meinem Anzuge eine [illegible] Einfachheit beobachtete, die meinen Vorzügen [illegible] gewiß nirgends aufstoßen [illegible] dächte, [illegible] würde, mich mürrisch gemacht haben. Meine jungen Freundinnen [illegible] der Zeit an, wo die weiblichen Gefühle sich in ihnen entwickeln, ihre Brust dem Blicke der Neugierde bloß stellen, und sich an diese Blöße gewöhnen, werden gewiß nicht die Gefühle ihres [illegible] Gatten in Auf-

ihr bringen, und jene fühlbare Röthe, die Frucht der Unſchuld, über ihre Wangen laufen ſehen; wenn in einer vertrauten Stunde die glühende Hand der Liebe den Weg geht, der ihr längſt offen ſtand, und über ein Herz geht, worin die Flamme der Liebe lodert.

Indeß würde ich mir doch über jene Eigenſinnige Vorwürfe machen, wenn ich der Zeit meiner Verbindung nicht ſo nahe wäre. Dieſer Umſtand allein beruhigt mein Gefühl, das mir ungeachtet gern einige Vorwürfe machen möchte, wenn ich die Gemüthsruhe hätte, die erfoderlich iſt, das leiſe Lispeln deſſelben deutlich zu vernehmen. Denn ich ſehe ſehr wohl ein, was ich von Seiten meines Karls an Ehrfurcht, Zärtlichkeit, vielleicht an Beharrlichkeit in der Liebe verloren hätte, wenn ich durch meine Nachgiebigkeit die Kühnheit ſeiner Leidenſchaft früher begünſtigt. Eben ſo gut ſehe ich die Gefahr ein, der ich ausgeſetzt war, wenn er mehr der Leidenſchaft, als der Ehrfurcht, mehr der Liebe, als der Zärtlichkeit gehorchte. Wie leicht konnte er die Dunkelheit der Schatten, die tiefe Einſamkeit des Orts, die Verwirrung meiner Gefühle, meine Nuttigkeit, als ich mich feuchtlos bemühte, mich aus ſeinen Armen zu winden, zu meinem Verderben benutzen? Gottlob, daß die Gefahr, die

ich nicht einmal sehen, als sie mir so nahe war, nun vorüber ist!

In einigen Wochen, meine Karoline, seht sich für mich eine neue Ordnung der Dinge an. Ein ganzes Jahr habe ich mich darauf vorbereiten können, und doch je näher sie herantritt, desto ernsthafter werden meine Gedanken über die Veränderung, die mir bevorsteht. Nach allen Umständen scheint mir zwar die Liebe, die mir mein Karl jetzt zeigt, so aufrichtig zu seyn, wie ich sie wünsche; auch glaube ich, daß ich an seiner Hand, in seinem Umgange die Ruhe und die Zufriedenheit finden werde, die meinem Herzen so sehr Bedürfniß sind: so sehr ich mich aber nach einem Zustande sehne, das der innigsten Vertraulichkeit, die zwischen zwey Wesen herrschen soll, welche die Natur für einander bestimmt, keine Gränzen mehr setzet, und dem widrigen Zwang hebt, der uns so oft trennt, wenn unsre Herzen sich einander fodern, so gehe ich doch seit einiger Zeit mit einem heimlichen Schauer der Stunde entgegen, worin diese erwünschte Veränderung entstehn soll. Die Ursache dieser Empfindung, von der ich schon letzthin mit dir sprechen wollte, suche ich vergebens aufzufinden. Sie entsteht nicht aus Rückblicken auf meine jungfräulichen Jahre, die ich nun sonst den Vergnügungen, die sie mir

gewähnen, hinter mir lassen muß, dann das wüste Traumgesicht verlachen. Auch entsteht sie nicht aus einem Widerscheine meiner vor den Entbehrungen, die mir bevorstehen, und die unausbleiblich seyn könnten, zagenden Seele; ich gehe auf dem Wege des Pflichtgefühls, der Erfüllung ihres Wunsches entgegen. Es ist ja auch mein Wunsch, mein Wille, und mein Gefährte dahin ist ein liebenswürdiger Jüngling, der mein ganzes Herz besitzt. Es ist mir aber, als wenn sich aus jener einsamen nächtlichen Stunde etwas Grausenvolles entwickeln sollte, das wie ein Gespenst in Nebel gehüllt, ohne Form, ohne Gestalt vor mir schwebt. Freundin, was ist das? Ist es die leise Ahndung eines bevorstehenden Uebels, das aus meiner Verbindung mit dem Baron entstehn soll?

In diesem Augenblick erschütterte mich dieselbe Empfindung, und es lief mir eiskalt über die Nerven, als der Gedanke plötzlich in mir erwachte, daß in eben dieser mitternächtlichen Stunde, wo ich mich noch mit dir unterhalte, so war es bestimmt, so hatte ich es feierlich versprochen, ich meines Karls Beständigkeit belohnen wollte? verrückt ein guter Geist, der mich zu retten sucht, die entscheidende Stunde?

Aber warum bin ich auch noch jetzt im Arm der Freundschaft, und nicht im Arm der Liebe? Warum wurde ich an der Erfüllung meines Ver-

sprechens gehindert? Warum verwährte mein Herz nicht heute, wozu ihn doch so viele Lieder singen auffordernten, seine Bewahrung? Warum drang er nicht, da er es konnte, auf die Erfüllung meines Versprechens? Warum empfand ihn nicht eine Zögerung, die er im Grunde meiden konnte? Wie konnte es ihm gleichgültig seyn, mich als sein Weib in seinen Arm früher oder später zu schließen, er, der ganz in Erwartung gerieth, als der Zufall ihm meinen Busen entblößte? War er es auch Treue nicht selbst, der den Umstand, welcher meinen Vater bewog, die Zögerung vorzuschlagen, die er sich, dem Scheine nach zwar ungern, die er sich aber doch gefallen ließ, auf die Bahn brachte? Welche Absicht konnte ihn dazu bewegen?

Ich kann noch nicht von dir scheiden, liebe Karoline; diese Stunde ist zu grausenvoll. Wenn mir ein wohlthätiger Geist Warnungen zuwinkt, so sind sie mir wirklich noch zu dunkel. Ich muß mich blindlings in den Schooß des Zufalls werfen. So viel sehe ich wohl ein, daß die Rosen, die noch jetzt über meiner Liebe blühen, sie nicht krönen werden. Erinnerst du dich noch des Einfalls, den meine Mutter kindisch nannte, als ich dem Baron, der auf seine Verbindung mit mir mit etwas Ungeduld drang, jene Worte sagte, die

le Empfindlichkeit meiner Mutter, welche unſre Verbindung wirklich beſchleunigen wollte, reizten: Nein, lieber Karl, erſt müſſen wir uns einander kennen; wenn das Jahr um iſt, bin ich dein; die Roſen, die über unſre Verlobung blühten, ſollen unſere Verbindung bekränzen.“ Die Närrin, wiederte meine Mutter etwas bitter, pländeret romane; ſie will ihre Unſchuld unter Roſen begraben, ſo ſiehe es freylich ſchöner aus. Verzeihn Sie, liebe Mutter, gab ich ihr zur Antwort; die Unſchuld ihrer Tochter wird nie, am wenigſten unter Roſen erſterben.

Sieh, meine Karoline, indem ich dieſe Worte niederſchrieb, überlief mich wieder ein Schauder, der tief in mein Inneres griff. Dies Mal zogen meine Nerven krampfhaft zuſammen; ich mußte die Feder niederlegen, und als ich ſie wieder faßte, zitterten noch alle meine Glieder.

Was iſt das? Erkläre du, meiner geheimſten Empfindungen Vertraute, erkläre du mir dies Zittern.

Wie doch die ſonderbarſten Einfälle ſich aneinander gereiht haben, auf die ich doch ſo wenig vorbereitet war, als ich meinen Brief anfing! Eine Angſt, wie ich ſie nie fühlte, macht mich beben. Eben ſahe ich mich ſchaudernd um, als ob Geſpenſter ſich in allen Ecken des Zimmers bewegten.

Vielleicht haben die wollüstigen Bilder des Tages, deren Zauber ich mich, Gott weiß, zum Verderben meiner Unschuld überließ, mein Blut erhitzt und meine Phantasie irre geleitet. Vielleicht auch hat sich mein Blut, das vor kurzem noch in meinen Adern glühte, etwas abgekühlt, und mein für die Eindrücke der Luft allzu empfänglicher Körper leidet von der Wirkung der der kühlern mitternächtlien Stunden. Du siehst, ich suche alles auf, was mich beruhigen und meine Erscheinung erklären kann, die mir nie so auffallend war, als heute.

Mein Licht droht zu verlöschen. Ich muß mich von dir trennen, meine Karoline. Nein, von dir trenne ich mich nicht; ich will im Geiste in deinen Armen einschlummern.

Ein und zwanzigster Brief.

den 25 Juni.

Eben als ich gestern früh meinen letzten Brief an dich abgeschickt hatte, erhielt ich ein Schreiben von dir, worin ich wenig Trost las.

So sehr du mich auch in demselben zur Behutsamkeit und zur Vorsicht ermahnest, so wird doch der Rath deiner Freundschaft von keinem großen Nutzen

nehr seyn, da er zu spät kommt. Es ist möglich, aß meine Empfindlichkeit, die ich dem Baron nun einmal sichtbar werden ließ, eine größere Verstellung, wie du sie befürchtest, bewirkt hat, o daß ich mir das einzige Mittel genommen hätte, as mir übrig blieb, ein Herz zu prüfen, worin ch ewig leben möchte. In den wenigen Wochen, ie mich noch vor der Stunde meiner Verbindung nit meinem Karl trennen, werde ich keine Gele enheit haben, tiefer in sein Herz zu dringen. Möge das Schicksal über mich verhängen, was s wolle, ich muß blindlings gehorchen.

Indeß ich läugne es dir nicht, ich hielt die Warnungen deiner Freundschaft neben die seltsa en Ahndungen, die mich in der vorigen Nacht eunruhigten, und ich konnte mich wiederum ei es leisen Grausens nicht erwehren. Ob oft ich ber diese Erscheinung, die sich öfters ereignet, e näher die Zeit meiner Verbindung mit dem Baron heranrückt, meine Vernunft zu Rathe ehe, muß ich über mich selbst erröthen, und ermag es doch nicht, einer Empfindung zu ge ieten, die ich vergebens in ihre Theile aufzulösen iche, um ihrem Ursprung nachzuspüren.

Mein Kammermädchen tritt eben herein, it einem Briefe in der Hand. Der Baron

ſchickt ihn. — Es iſt kaum Sieben. Gut, was ſoll das!

An Sophie von Walden.

den 2. Jun.

Dieſer Brief, meine Sophie, den ich in einer Stunde ſchreibe, wo ich dich geſtern in meine Arme ſchließen durfte, wird dich befremden, ſo unerwartet kömmt er dir. Aber lies nur, und theile dann, wo du es kannſt, die Freude, die mich durchdringt.

Als du geſtern Abend das Zimmer ſo früh verließeſt, und ich aus deinem Arm traurig nach meinem Stuhle zurückkehrte, neckte mich deine Mutter, die ſehr aufgeräumt war, mit manchem muthwilligen Scherze. Da dies mich nicht aufheiterte, denn ich ſuchte noch immer nach der Urſache, die dich bewegen konnte, deinen Karl ſo frühe zu verlaſſen, ſtimmte ſie ſich etwas mehr nach der Lage meines Gemüths, ſuchte dich durch Geſchäfte zu entſchuldigen, die ſie herzuzählen wußte, und ſchloß endlich, da auch dies nicht anſchlagen wollte, mit den Worten: Je nun, mein Sohn, denn kann ich dir vor der Hand nicht helfen, ſuche dies auf die Zukunft zu vermeiden.

Ein Wort folgte aufs andre, und es kam am Ende dahin, daß dein Vater, der, was er selten iſt, ſehr aufgeräumt wurde, von ſeinen Brauttagen manches erzählte, was hierher gehörte, und zuletzt auch eine Anekdote, die nach dem Urtheil deiner Mutter nicht hierher gehörte, die mir aber nicht erwünſchter ſeyn konnte.

In der letzten Zeit meiner Verlobung, erzählte er, konnte ich von meiner Braut nicht länger entfernt leben, und blieb die letzten Tage im Hauſe meines Schwiegervaters, eines Oberſten außer Dienſten, der auf ſeinem Gute lebte. Da unerwartete Umſtände unſre Verlobung vierzehn Tage aufſchoben, wurde ich ungeduldig. Was zürneſt du, ſagte mein Schwiegervater; iſt das Mädchen nicht dein, haſt du nicht ihr Wort, habe ich nicht das deinige? Poſſen! Poſſen! einige Stunden früher oder ſpäter; deswegen ſoll die Taufe nicht früher eintreffen und die Hochzeitgäſte nicht ausbleiben.

Deine Mutter, die etwas ernſter wurde, unterbrach die Erzählung, als dein Vater noch manches hinzufügen wollte.

Das hinderte mich nicht, ſie zu benutzen; ich verſicherte, dem Sohne gebührten dieſelben Rechte, die der Schwiegervater unter ähnlichen Umſtänden genoſſen hätte; lange genug hätte ich

mich beherrscht, jetzt siege die Liebe, und ich stünde nicht mehr dafür, daß sie nicht in ihre Rechte trete. Die Hochzeitgäste und die Zerimonie veränderten ja doch an der Sache nichts, auch nicht die Abwesenheit des Onkels, der dann immer noch kommen könnte, wenn er Zeit hätte; mir sey es blos darum zu thun, dich sobald als möglich mein Weib nennen zu dürfen.

Du weißt, wie sehr mich meine Einwilligung in den Wunsch deiner Mutter längst reuete. Jetzt hab' ich die Kraft nicht mehr, noch länger von dir, meine Sophie, getrennt zu leben; in deinem Arm allein kann mein Herz, das so heftig in mir schlägt, die Ruhe wieder finden, die es in deinem Arme verlor. Wir foltern uns einander vergebens um elender Konvenienzen willen; was uns trennt, ist am Ende eine kindische Furcht; was uns an einander zieht, ist die Liebe, unser Wille, die Natur.

Ja, unser Wille; denn ich habe dein Wort; wenn das Jahr um ist, lieber Karl, sagtest du, bin ich dein. Unter dieser Bedingung allein willigte ich damals, das weißt du, in einen Wunsch, der dich glücklich machte. Fodere nun nichts weiter von mir. Das Jahr ist um, und du bist mein, mein, durch meine Liebe zu dir, mein, durch die Zusage deiner Aeltern, mein, durch dein

enes Wort, und mein durch alle Rechte der
atur. Was kümmern uns Konvenienzen, wo
n Herzen der Ausſpruch gebührt. Als ich vor
rzehn Tagen hier war, um auf die Erfüllung
nes Worts und des Verſprechens deines Vaters
dringen, weißt du, wie ich ſeinem Wunſche,
die Rückkehr des Onkels zu warten, ungern
hgab, und damals wußte ich noch nicht, daß
Liebe, die mein Herz verzehrt, noch glühen-
werden und meine Sehnſucht nach dem Beſitz
ner Reize immer wachſen würde. Bis jetzt,
ine Sophie, hatte ich bloß deinen ſüſſen Athem
geſogen, deine Blicke, die tief in die Gefühle
ifen, verſchlungen: aber nie war ich deinem
rzen, dieſem Brennpunkte aller Empfindungen,
ahe gekommen. Aber als mein Auge einen
eil des Zaubers faßte, den die Natur unter den
hleier goß, der meiner Kühnheit heilige
hranken und ſelbſt meiner Phantaſie Gränzen
te, da erfuhr ich erſt, wie unerſchöpflich die
ndige Quelle iſt, die mich ſo huldreich in ihren
hatten aufnimmt, und ich faßte da den Vor-
, mich nicht mehr von derſelben zu trennen,
von nun an in ihren Silberfluthen die Gluth
nes Herzens zu kühlen, und aus derſelben eine
e Kraft zu dieſem überſchwenglichen Genuſſe zu
pfen. Ich wurde raſend, als ich mir lebhaft

dachte, daß in dem Augenblicke, wo ich noch um dich zingen mußte, ich eigentlich ſchon an der äußerſten Gränze ſtehen könnte und ſollte, wo die Kühnheit in den Beſitz ihrer Rechte tritt, wo die Vorurtheile der Konvenienz ſchweigen, wo die Gefühle, welche die Ehrfurcht lange unterdrückte, auflodern, wo die zarteſten Empfindungen reifen, und wo der brennende Kuß der Liebe das dünne Gewebe nächtlicher Schatten zerreißt, um über Reize zu ſchwärmen, die dort keinen Schutz finden.

So entſpann ſich aus der Traurigkeit, die deine frühere Entfernung in mir weckte, die lebhafteſte Freude, die ich je empfand. Trunken, von dem unerwarteten Glücke, ſo bald in den Beſitz deiner Reize zu treten, verließ ich mit dankbarem Herzen deine Aeltern.

Meine Sehnſucht nach dir hatte mir nicht erlaubt, die vergangene Nacht der Ruhe zu widmen; jetzt ließ es jene glückliche Wendung der Dinge ebenfalls nicht zu. Ueber eine halbe Stunde ging ich im Zimmer auf und ab, und immer ſchwebte mir dein Bild vor Augen. Als ich mich endlich niedergelegt und das Licht ausgelöſcht hatte, glühte meine Phantaſie noch immer fort und bildete mir zur Seiten einen ſtrahlenden Kreis, der dich, himmliſches Weſen, einſchloß, und deinen Glanz

erhöhete. Mit unverwandtem Blicke betrachtete ich den Zauber dieſer ätheriſchen Geſtalt, bis der ermüdete Geiſt erſchöpft, unvermögend, das luftige Gewebe länger zu halten, es in dunkle Nacht zerrinnen ſah.

So ſchlummerte ich ein. Aber dein Bild war wieder vor meine Seele, und zu mächtig, um dem Wonnetrunkenen einen ſüſſen Schlummer, oder leichte Träume zu erlauben, erweckt es mich wieder.

Jetzt miſchten ſich ruhigere Empfindungen unter diejenigen, die ich der Zukunft abzugewinnen ſuchte, und indem ich mich vergebens bemühete, zu begreifen und zu empfinden, was du mir in jenen neuen Verhältniſſen für Zauberkelche darreichen würdeſt, rief ich deſto deutlicher die verſchiedenen Empfindungen ins Leben, die du in mir, unter verſchiedenen Umſtänden, zu erwecken pflegteſt. Denn, meine Sophie, obgleich du dir immer ähnlich und überall gleich reizend biſt, ſo blicken doch zu gewiſſen Stunden des Tages aus deinem himmliſchen Weſen Reize hervor, die in einer andern Stunde etwas zurücktreten, damit andere, die ſich mit jenen nicht vertragen, ebenfalls hervorſtechen können. So führſt du den Mitgenoſſen deiner vertrauteſten Empfindungen von einer Stufe der Wonne auf die andere, da-

mit er immer tiefer und tiefer empfinde, wie unerschöpflich der Zauber ist, den die Natur über dich goß.

Sehe ich dich im Sonnenschein, so blendest du. Das Licht des Tages verbreitet über dein ganzes Wesen einen schimmernden Glanz, der tief ins Auge strahlt. In der glühenden Mittagsluft verliert deine Wange nichts von der frischen Anmuth, die dem Auge schmeichelt. Dann wandle ich gern mit dir unter den Blüthen der Natur und stelle sie dir zur Seite. Wie sehr verdunkelst du den Glanz der Lilie und der Rose, die stolz neben dir blühen. Ihr Glanz schwindet vor den Strahlen der Sonne, sie welken und erwarten in halber Ohnmacht, in die sie sinken, die Wiederkehr der nächtlichen Stunden, um mit verjüngter Kraft ins Leben zu treten. Du, du bleibst dir gleich, deine Rosen welken nie. Auch ist die lebendige Wärme deines Herzens wohlthätiger, als das todte Feuer der Natur. Sie rieselt aus einer Quelle, die nie versiegt, die immer neues Leben in alle Theile deines Körpers führt.

Wenn die Abenddämmerung grauet, und ich mit dir im Halbdunkel des Hains wandle, beschäftigst du andre Gefühle. Dort blendest du nicht, sondern du strahlst ein mildes Licht, das mit der Dämmerung streitet, sie besiegt und die

Heer bringt, das ſich dir öffnet. Neben dir ummern alle Kräfte der Natur ein, aber die ergie deines Geiſtes wacht; ſie bekommt einen en Schwung, und entzündet in deinem Herzen traulichere Empfindungen, die des Tages, wo rere Gegenſtände dich locken, nicht ſo häufig keimen. Es iſt mir dann, als wenn ich nä- an dich treten dürfte, als wenn die Natur n einen Theil des Vorhangs aufhöbe, den ſie h zwiſchen mir und dir hält, um ein muthwil- s Spiel mit zwey Weſen zu treiben, die für ander aufwuchſen. Dort iſt außer dir kein ſen, das ich mit dir vergleichen könnte, und mit dir vergleiche ich dich. Deine Stimme d leiſer, ſie klingt mir ſanfter. Es iſt, als n du befürchteſt, die Natur in ihrem Schlum- zu ſtören. In deinen Empfindungen liegt Schwermuts, welche die tobende Leidenſchaft Ruhe einladet; und ſie aus dem Gegenwär- n in die entferntere Zukunft führet. Dann ich dich, mit weniger Zurückhaltung in un- künftigen Verhältniſſen, wie du dich an mich chmiegſt, und mir iſt's, als drückte ich ſchon in ſanftes Weib, die Mitgenoſſin meiner ver- uteſten Freuden, an mein Herz. Schließe dich in meinen Arm, ſo höre ich unter deinem wande, ſo tief iſt das Schweigen in dieſer

feyerlichen Stunde, jeden Schlag deines Herzens. Dann ſchweige ich in dem Gedanken, einſt, ſo oft ich es nur wünſche, an dieſer reinen Quelle deines Lebens ruhen zu dürfen. Begegnet mir dein Athem, ſo bringt er mir die wollüſtigſten Düfte entgegen, welche die Sonnengluth verſchlang, und wenn ich, für die Vertraulichkeit dieſer Stunden dankbar, einen Kuß auf deine Lippen drücke, ſo ſchmiegt ſich wollüſtig meine Wange an die deinige, und fühlt, wie die Abendluft ſie kühlet. Und wenn denn nun des Abends die Stunde der Trennung herantritt, dann möchte ich ſie in ihrem Laufe halten, um wenigſtens noch einige ſüſſe Empfindungen mehr aus deinem Umgange zu entwickeln, und dein holdes Bild noch tiefer in mein Herz zu prägen. Dann zieht der Gedanke, daß du dich aus meinem Arme in die Einſamkeit windeſt, um, fern von mir, einer Ruhe zu genießen, die ich nicht mit dir theilen kann, einen dunkeln Flor über die froheren Empfindungen, die mich am Tage belebten. Es iſt mir dann, als wenn der Frühling ſich von der Natur trennte, um mehrere Jahreszeiten hindurch zu ſchlummern, als wenn die Sonne den Erdball verläßt; man ſaugt mit Sehnſucht nach ihrer Wiederkehr, ihre letzten Strahlen ein, und nimmt ihr glänzendes Bild mit in die Dämme-

lig, die ſich zur Erde ſenkt. So nehme auch
) dein ſüſſes Bild mit unter den Flügel der
lacht; es ruht an meinem Herzen, es theilt
eine Liebkoſungen, es entwickelt, indem es ſich
nter dem leiſen Drucke meiner Hand bewegt,
nen feinen Gliederbau, den die Natur nie zart
r, die Phantaſie nie wollüſtiger bildete. Zu-
ß verfliegt der Traum, der mich täuſchte, und
it ihm die Täuſchung. Dann ſuch' ich dich mit
engſtlichkeit, und finde dich nicht. Dunkle Schat-
n ſchweben, wo dein liebenswürdiges Bild
hmete, und in der finſtern Leere, die mich um-
ebt, ſchlägt mein Herz vergebens nach dir. Ich
hne mich nach der einen, der ſchönſten Hälfte
einer ſelbſt, und, im tiefen Gefühle des Schmer-
s dieſer Trennung von dir, wälze ich mich un-
r dem nächtlichen Schatten umher, ohne die
Stelle zu finden, wo das wilde Toben meines
erzens ſchweigen und der mitempfindenden
ruſt, an der es Ruhe finden würde, begegnen
nnte. Deswegen ſchmiege ich mich auch in je-
er Trennungsſtunde, in der ich dein göttliches
bendiges Weſen wie einen leeren Schatten, der
er meinen Empfindungen ſchwindet, vertauſchen
uß, ſo innig an dich an.

Aber nun, meine Geliebte, mögen dieſe
räume immerhin verſchwinden. Im Schooße

ſüchende, der bis zum Schwärmen durch die Hoffnungen entzückt war, die er zu faſſen, nunmehro für erlaubt hielt.

Von dieſer Zuſammenkunft nachher. Zuerſt von dem Briefe ſelbſt, und meine Gründe für und wider jenen Entſchluß.

In dieſem Briefe wirſt du eine glühende Phantaſie nicht verkennen, die tief in die Sinnlichkeit greift.

Aber ich fand auch wirklich nur dieſe darin: bloß eine ſchwärmende Einbildungskraft, den Reiz der Sinnlichkeit und die ganze Wuth der Liebe, wenn ſie von feineren Gefühlen entblößt, ſich ſelbſt überlaſſen iſt. Ohne jenes ſeltſame Grauſen in der vorigen Nacht, ohne die Winke, die du mir in deinem letzten Briefe gabſt, hätte ich eine Schwärmerey, an der ich vielleicht Antheil genommen hätte, gern verziehen. Es wäre mir wenigſtens nicht eingefallen, ſie einem Jünglinge vorzuwerfen, der im Begriffe iſt, ein Mädchen in ſeine Arme zu ſchließen, das ſeine Ungeduld ein ganzes Jahr hindurch durch Schüchternheit, Zurückhaltung und eine ſtrenge Sittſamkeit ſpannte. Jetzt foderte ich mehr.

Giebt es nicht edlere Triebe, ſagte ich mir, die ſich ebenfalls im Schooße der feurigſten Liebe entwickeln, wenn ſie ächt iſt, und dem Wunſche

der Natur entspricht? Was könnte sie unterdrücken, wenn sie wirklich vorhanden sind? Sind es denn blos meine Reize, die ihm den Besitz meiner Person so erwünscht machen? Warum spricht er nirgends von der größern Vertraulichkeit unserer Herzen im einem zwangloseren Umgange? warum denn immer von meiner Schönheit, die er gewiß zu meinem Nachtheile in der Zukunft in einen viel zu hohen Anschlag bringt, indem er die Eigenschaften meines Geistes und meines Herzens aus den Augen läßt, als wenn sie für ihn nur einen Nebenwerth hätten, der jetzt gar nicht erwähnt zu werden verdient, und wenn er ja im Vorbeygehen einen Blick auf sie wirft, so ist es nur, um seinen Sinnen zu schmeicheln. Warum lebt er bloß in jener einsamen Stunde, die sein letztes Ziel zu seyn scheint, und verirrt sich nicht ein einziges Mal unter die frohen Geschöpfe, die doch der ganze Wunsch meines Herzens und der Zweck unsrer Verbindung sind? Weiß er etwa nicht, wie süß es mir immer war, an jene Zeiten zu denken, wo ich die Pflichten einer Gattin mit den Pflichten einer Mutter verbinden würde, und weil ich ein warmes Blut und eine glühende Einbildungskraft nie verläugnete, glaubt er mich durch diese zu

gewinnen? und hat er nie wahrgenommen, wie ich ſie immer edleren Trieben unterordnete?

Wenn ich nun auch annehme, daß dieſe Dürre des Herzens bloß ſcheinbar iſt, und durch die Gluth der Leidenſchaft veranlaßt wurde; ſo begreife ich doch nicht, wie er, falls er mich wirklich liebt, einen ſolchen Entſchluß zur Reife kommen laſſen konnte, ohne meinen Wunſch vorher zu erforſchen. Ein Opfer, das das Herz dem Herzen bringen muß, ſollte wenigſtens nicht mit Gewalt erzwungen werden.

Indeß, da die Einwendung vielleicht weniger von der Vernunft als von der gekränkten Eigenliebe herrühren könnte, ſo will ich nicht darauf dringen, ſo ſehr es mich auch ſchmerzt, der Tyranney einer Leidenſchaft, ſelbſt einer Leidenſchaft, die mein Werk iſt, weichen zu müſſen.

Hätte er aber nicht der Delikateſſe mehr als den ſinnlichen Trieben gehorchen ſollen? Empörte es ihn nicht, eine Verbindung verheimlichen zu müſſen, worauf er ſtolz ſeyn darf? Soll ich jungfräuliche Gefühle erkünſteln, wenn ich als Weib auftreten kann? ſoll ich in zwey verſchiedenen Verhältniſſen das Auge täuſchen, und der Natur getreu bleiben?

Geſetzt, ich könnte das, ſo gut, wie viele andere, würde ich auch die Stimme des Gewiſ-

ns unterdrücken können, die mir vorwerfen
ürde, daß ich, um ſinnlichen Trieben zu gehor-
hen, vom Wege der Ordnung abging? War es
icht edler, den Zeitpunkt abzuwarten, wo die
Natur und das Gewiſſen, die Ordnung und das
Geſetz zu gleicher Zeit befriedigt werden konnten?
uf dieſem ehrenvollen Pfade allein wäre ich gern
inem Jünglinge entgegen gegangen, mit dem ich
ich auf immer zu verbinden wünſche.

Er ſtützt ſich auf mein Wort. Ja, das
at er: aber nur unter jener letzten Bedingung.
Warum drang er denn nicht bey meinen Aeltern
uf die pünktliche Erfüllung? Warum ließ er
ich eine Zögerung gefallen, die ſeine Leidenſchaft
it Recht empören konnte? Ich wäre nunmehr
eine Gattin, ruhig in ſeinem Schooße, mit
einem Looſe zufrieden, und er litte nicht einen
nnerlichen Kampf, der ihm ſehr nachtheilig ſeyn
ürde, wenn mein Herz nicht ſo feſt an dem ſei-
igen hinge?

Er ſtützt ſich auf die Zulaſſung meiner Ael-
ern! Aber worauf gründet ſich denn dieſe Zu-
age? Auf das Gefühl der Rechtſchaffenheit eines
Jünglings, der unſre Liebe und dadurch unſer
Zutrauen gewonnen hat.

In meiner Lage wäre es ein Hochverrath,
en ich an der Ehre und den weiblichen Gefühlen

begünge, wenn ich bey dieſer für mich ſo kränkenden Unterſuchung auch den entfernteſten Gedanken, der dahin ſchlägt, unterdrücken oder nicht beleuchten wollte. Es kommt alſo zuerſt auf die Frage an: Meynt der Baron es mit mir redlich?

Für ihn ſpricht ein ganzes Jahr, worin er ſich bemühete, mein Zutrauen zu verdienen. Ich bin ihm dieſes Zeugniß ſchuldig; mein Herz giebt es ihm gern. Ich denke nie ohne Rührung an die Achtung, die er für mich äußerte, an die Delikateſſe, mit der er mich behandelte, an die Beſcheidenheit, die ſein Betragen, ſelbſt in unſern einſamſten Stunden, auszeichnete. Wenn er dieſe, in jener etwas zu wollüſtigen Stunde am Bache, aus den Augen zu laſſen ſchien, ſo war es durch den Zufall, der ihn begünſtigte, durch das Uebergewicht, das ſeine Leidenſchaft durch meine eigene Schuld gewann. Gegen ihn ſprechen bloß die wenigen Wochen, wo ich ihn der Kälte beſchuldigen mußte, die erſten, ſeit wir uns lieben, die einige Wolken um meinen Geſichtskreis zogen, die erſten, wo ſeine Empfindungen ſich von mir zu entfernen drohten — eine kurze Periode, die in keine Betrachtung gezogen werden darf, wovon der Ausgang vielmehr für ſein Herz ſpricht; denn wie könnte ich die

Offenherzigkeit, die zärtliche Beſorgniß verkennen, mit der er jene Kälte, die doch mehr ſcheinbar als wirklich war, bereuete, und die Eindrücke derſelben zu vertilgen ſuchte.

Das Uebergewicht iſt alſo auf der Seite der Aufrichtigkeit ſeines Herzens. Er verdient unſtreitig mein ganzes Zutrauen. Was dieſen Punkt anbetrifft, glaube ich mich ohne Gefahr in ſeinen Arm werfen zu können.

Aber iſt das Herz nicht Eindrücken offen, die es verſtimmen, die es anders ſtimmen, ohne daß es möglich iſt, den Lauf der Umſtände, die ſolche Eindrücke veranlaſſen, vorher zu ſehn?

Wer kann mir dafür ſtehn, daß eine Leidenſchaft, die ihren Urſprung mehr in der Sinnlichkeit, als in der Zärtlichkeit des Herzens haben kann, nicht plötzlich verſchwinde, vielleicht bloß deswegen, weil ich ſie nicht auf dem Pfade der Rechtmäßigkeit, der Ordnung und folglich der Tugend befriedige?

Wer wird mir Bürge ſeyn, daß nicht durch äußere, jetzt noch nicht vorhandene Umſtände Zwiſtigkeiten entſtehen können, die Uneinigkeiten erzeugen und Wunden ſchlagen, die der Balſam der Liebe vergebens würde zu heilen ſuchen?

Wird ihn die schwindende Leidenschaft noch an mich fesseln, wenn das Gesetz selbst ihn von aller Verbindlichkeit entbindet?

Wenn diese Verbindung schon wirklich Folgen gehabt hätte, wie würde ich die Schande überleben, als eine Verworfene auftreten zu müssen, ohne die Mittel in Händen zu haben, mich als sein Weib zu rechtfertigen!

Dieser letzte Gedanke erschütterte mich heftig. Ich konnte es dem Baron nicht verzeihn, daß er mich in eine Lage bringen wollte, die für mich so gefährlich werden konnte. In dieser Stimmung verließ ich mein Zimmer, fest entschlossen, nichts unversucht zu lassen, um ihn von diesem Vorsatze abzubringen.

Ich traf ihn wirklich in der Nähe meines Zimmers, ungeduldig mich zu umarmen; aber so sehr ich auch seine Liebkosungen zu erwiedern suchte, so wenig gelang es mir, seine Erwartungen zu befriedigen. Mein sorgfältiger Anzug war das erste, was ihm auffiel und ihn schon bey dem ersten Anblicke unzufrieden machte. Ich war nicht das Mädchen, das er an sein Herz drücken wollte, das merkte ich.

den 24. Juni.

Um 7 Uhr des Morgens.

Ich knüpfe den Faden wieder an, den ich gestern abbrechen mußte, um in der Gesellschaft, die ich zu lange hatte auf mich warten lassen, zu erscheinen.

Nach den ersten Umarmungen gingen wir auf unser gewöhnliches Zimmer. Sein erstes Wort war unsre nahe Verbindung. Indem er davon sprach, drückte er mir die Hand, um auch von mir einen Ausdruck der Freude erwiedert zu fühlen, der Freude, die, wie er meynte, mich nicht minder als ihn beleben müßte.

Mein guter Karl, sagte ich, es thut mir herzlich leid, wenn mein Betragen dir Kummer verursacht; aber ich kann mich wirklich über eine Verbindung, die ich geheim halten muß, nicht freuen. Das widerspricht ganz meinen Grundsätzen. Ich danke dir herzlich für deinen Brief. Ich habe ihn in mancher Hinsicht mit unendlichem Vergnügen gelesen, die übertriebenen Schmeicheleien ausgenommen, die du mir darin sagst, worüber ich jedoch, weil das Auge der Liebe sich gern täuscht, nicht mit dir zürnen will. Fodre von mir nicht mehr als ich leisten kann.

Diese Stimmung meines Herzens, und der geringe Antheil, den ich wirklich an der von ihm

ſo ſehr gewünſchten Veränderung der Dinge nahm, nannte er Kälte. Jetzt, ſetzte er hinzu, da der Zeitpunkt da iſt, wo du mir die unbezweifelten Beweiſe deiner Liebe geben kannſt, jetzt zeigſt du, wie wenig du dich nach meinem Beſitze ſehneſt, und ich ſehe, was ich von deiner bisherigen Zurückhaltung denken ſoll.

Dieſe Vorwürfe, erwiederte ich, dieſe Vorwürfe, lieber Karl, verdiene ich nicht. Wenn du Beweiſe bedarfſt, um von meiner Liebe überzeugt zu ſeyn, ſo biſt du derſelben nicht werth.

Zwar muß ich über das Geſtändniß erröthen; indeß ſollteſt du aber wiſſen, wie ungern ich dich in den Wunſch meiner Mutter, als ſie unſre Verbindung verzögern wollte, einwilligen ſahe. Es war ſtets mein ſüſſeſter Gedanke, dir Wort zu halten, und an jenem Tage, den ich ſo feierlich dazu beſtimmt hatte, deine treue Anhänglichkeit, ſo wie dein Herz es nur immer wünſchen konnte, zu krönen. Warum drangſt du damals nicht darauf?

Wenn es wahr iſt, antwortete er, daß du mich liebſt, wie du es verſicherſt, und wenn dieſe letzte Aeußerung nicht bloß erdichtet iſt, ſo ſey mir morgen, was du mir vor zwey Tagen ſeyn wollteſt. Ich fodre nichts von dir, wozu ich nicht berechtigt bin. Ich beleidige im mindeſten nicht

deine Ehre, nicht deine Gefühle. Ich fodre von dir keinen Schritt, den du hinterher bereuen könnteſt. Wir verſtänden uns ja mit Vorwiſſen deiner Aeltern; was dich ſo niederſchlägt, begreife ich nicht; wäre es etwa Mißtrauen in meine Rechtſchaffenheit?

Grade dies hatte ich befürchtet, und was konnte ich dazu ſagen?

Es that mir ſo wehe, dieſe empfindliche Saite ſeines Herzens gerührt zu ſehen, daß mein Auge ſogleich in Thränen ſchwamm, und die Wehmuth meines Herzens meine Sprache erſtickte. Gott! es war das erſte Mal, daß wir uns ſo gekränkt hatten.

Als meine Thränen floſſen, hob er mich von dem Stuhle, wo ich neben ihm ſaß, nahm mich auf ſeinen Schooß, drückte mich an ſeine Bruſt, und küßte die Thränen, die von meinen Wangen rollten.

Mein Karl, ſagte ich, als ich wieder Worte fand, wie konnteſt du mich ſo tief kränken! Wie konnte ich Mistrauen in deine Rechtſchaffenheit ſetzen? Ich, die dir ſo oft die auffallendſten Beweiſe meines Zutrauens gab, und die, in tauſend Fällen, wo ich dir ganz überlaſſen war, auf deine Rechtſchaffenheit allein baute. Wodurch verdiene ich dies? Aber ſchone, ich bitte dich, ſchone

meiner Gefühle, Empfindungen, die ſich mir aufdringen, die in ihren Foderungen übertrieben ſeyn können, deren Befriedigung mich indeß zufrieden und glücklich macht. Entſage einer heimlichen Verbindung, die mich empört, ohne daß ich recht begreife, warum? Bringe mir noch dieſes einzige, dieſes lezte Opfer. Es ſoll dich nicht gereuen. Karl, ich bin kein Kind, ich handle nicht nach Launen; ich weiß, was ich der Kühnheit der Liebe erlauben darf. In der Zwiſchenzeit ſollſt du alles genießen, was nur immer mit der Ehre, mit der Tugend, mit meinem Gewiſſen verträglich iſt. Mit dir will ich die Einſamkeit ſuchen, um dort deſto ungeſtörter deiner Liebe zu ſchmeicheln. Dir allein ſollen die ſtillen Abendſtunden gewidmet ſeyn. Die Zeit der Trennung will ich entfernen, die unangenehmen Nächte, die uns ſcheiden; will ich verkürzen, und dich frühe aufſuchen. So will ich dich für ein Opfer ſchadlos halten, das ich um deſto höher ſchätzen werde, da es dir viel koſtet; das Uebrige entgeht dir nicht: und auch dann will ich dir zeigen, was Dankbarkeit über ein Herz vermag, was die zärtlichſten Gefühle belohnet.

Ich war ſo gerührt, daß die Thränen mir noch immer von den Wangen rollten.

Aber meine Bitte fand keinen Eingang in ein Herz. Anstatt ihn zu rühren, schien sie einigen Verdruß in ihm zu wecken. Meine Bedenklichkeiten nannte er Grillen. Meine Betrübniß konnte er sich nicht erklären. Sie beleidigte ihn, und er kam am Ende auf die Zusage meiner Aeltern zurück, die alle diese Bedenklichkeiten heben mußte.

Diese Gefühllosigkeit schmerzte mich ungemein. Karl, sagte ich, indem ich von seinem Schooße aufstand und meinen vorigen Platz wieder einnahm, deine Sprache verstehe ich. Ich sehe, wie du, aller Bitten ungeachtet, auf einem Vorsatze beharrst, den ich nun einmal nicht gut heiße, nicht gut heißen kann. Du berufst dich zwar auf die Zusage meiner Aeltern, und du kannst mit einigem Schein des Rechts verlangen, daß ich mich nicht mehr weigre, deinen Wunsch zu erfüllen: so sey es; aber mit welcher Gemüthsstimmung werde ich in jener Stunde, wo du gewiß Vertraulichkeit und Liebe verlangst, deinem Arm entgegen gehen! Ist dir dort mit der Traurigkeit eines Mädchens gedient, das dir aus Zwang das überlassen mußte, was das Herz nur dem Herzen schenkt? Willst du mit meiner Schüchternheit und mit den Vorwürfen, die mir das Gewissen machen wird, zugleich kämpfen? Mit welchem Gefühl wirst du an meiner Brust

ruhen, wenn du, indem du meinen feineren Gefühlen kein Gehör giebst, das Herz zerreiſſeſt, das für dich ſchlägt? Muß ich nicht denken, daß du deine Liebkoſungen bloß meinen Reizen, nicht meinem Herzen bringſt?

Dieſe Worte ſprach ich etwas laut und mit Affekt. Meine Mutter, die im Nebenzimmer war, trat herein und fragte, was mir fehle?

Karl, der ſie immer auf ſeiner Seite hatte, ſprang auf ſie zu, faßte ihre Hand, die er küßte, und ſagte halb ſcherzend, halb bitter, es wäre nichts, ein bloßer Vorgeſchmack der Ehe, der Sturm ſey ſchon vorüber. Sie ließ ſich damit begnügen, und ohne nach der Urſache des Zwiſtes weiter zu fragen, wandte ſie ſich zu mir: Sey kein Kind, meine Tochter; was ſoll das, kommt und verſöhnt euch; kein Wort mehr über das Vergangene! Wie ſoll es in der Ehe ausſehn, wenn die Brauttage ſtürmiſch ſind.

Und wir mußten unſre Verſöhnung in ihrer Gegenwart mit einem Kuße verſiegeln. Eine falſche Schaam, die ich nicht überwinden konnte, verhinderte mich, mit meiner Mutter von der wahren Urſache meines Unwillens zu ſprechen, und das Geſpräch nahm eine andere Wendung, theils weil ſie ſich zu uns ſetzte und von gleichgültigen Dingen ſprach, theils weil Fremde aus der

Stadt kamen, die bis Abend bey uns bleiben wollten.

Nachdem ſich die Fremden wieder entfernt hatten, blieben wir noch eine halbe Stunde beyſammen. Mein Vater ſprach von einem Briefe, den er heute an den Onkel geſchrieben hatte, und von den Vorbereitungen zu unſrer Verbindung. Auch jetzt ſchwieg ich; denn eben die falſche Schaam, die mir vorher nicht zu ſprechen erlaubte, unterdrückte auch jetzt meine Worte.

Dies Mal ging ich ſehr unruhig auf mein Zimmer. Das Herz klopfte mir laut, als ich mit dem Gedanken die Thüre aufmachte, und mir war es, als wenn es die letzte Nacht wäre, die ich allein dort zubringen würde. Seit meinem zwölften Jahre hatte ich dies Zimmer bewohnt, und ſeit dieſer Zeit hatte ſich kein fremder männlicher Fuß dahin verirrt. Mein Karl hatte es nie geſehn, ſo ſehnlich er auch öfters darum bat, ſelbſt mein Vater hatte eine gewiſſe Ehrfurcht dafür und vermied, ſo viel es ſich thun ließ, ſeine Tochter dort zu überraſchen. Hier war es, wo ſich meine ſüſſeſten Empfindungen entwickelten; hier hatte ich einen ſicheren Zufluchtsort, wo Niemand mich ſtörte, wenn Einſamkeit mir ein Bedürfniß geworden war. Mit einem Seufzer ſchloß ich die Thüre hinter mir zu, als ich einen Rückblick auf meine Ver-

hindung warf, die grade hier vollzogen werden ſollte. Ich betrachtete ſie als einen Eingriff in meine Keuſchheit, eine Entweihung dieſes Heiligthums.

Unter dieſen Vorſtellungen zog ich mich langſam aus. Als ich mein Halstuch weglegte, erröthete ich über den Gedanken, daß ich, die ich ſelbſt weibliche Blicke ungern duldete, nunmehr, und morgen ſchon, dem Blick eines Zeugen, der ſich ſchwerlich würde abweiſen laſſen, ausgeſetzt ſeyn würde. Ich legte meine Kleider langſam zuſammen, als wenn ich einer Freyheit, die mir morgen gewaltſam entriſſen werden ſollte, zum letzten Male ungehindert genießen wollte.

Aus Furcht vor jenem ängſtlichen Grauſen, das mich in der vorigen Nacht ſo heftig erſchüttert hatte, zog ich mich nun ſchneller aus, verlöſchte das Licht, und ſchloß mich mit klopfendem Herzen in das einſame Bette, wo ſich, ſeitdem ich denken kann, unter leichtem nächtlichem Schlummer und heiteren Morgenträumen, die ſich aus dem Schooße der Unſchuld entwickelten, die belebende Kraft verjüngte, die meine jungfräulichen Gefühle zur Reife brachten.

Unter tauſenderley Vorſtellungen, die mich ſehr niederſchlugen, ſchlief ich vor Ermattung ein. Den folgenden Morgen ſtand ich früher wie

ost auf, um einige Stunden mit dir zuzubrin
n, und als ich aufstand, küßte ich mit kindi
her Einfalt das Bette, das ich nunmehr mit
nem Andern theilen sollte. Es schien mir, als
enn ich die letzte vertrauliche Stunde mit einem
reunde zugebracht hätte, dessen Umgang ich
n nun an nicht mehr ohne Zeugen genießen
ürde.

Jetzt, da es acht Uhr schlägt, verlasse ich
ich, Gott weiß, auf wie lange, meinen Anzug
z besorgen, und dem Baron, der mich gestern
arum bat, meine Gegenwart zu schenken. Ge
iß erwartet er mich in dem Gartensaale.

Um 9 Uhr Morgens.

Als ich angekleidet war, ging ich in den
aal. Der Baron war nicht da. Die heitere
uft lockte mich ans Fenster, und ich sahe ihn im
arten. Er pflückte die schönsten Rosen, die im
Morgenthau halb aufgebrochen waren. Gott, wie
uhr ich zusammen, da mir die Worte einfielen,
ie ich damals in der Einfalt meines Herzens
gte: Die Unschuld ihrer Tochter soll nie, am
enigsten unter Rosen, ersterben. Ich wurde
alt und blaß, und eilte auf mein Zimmer, fest

entſchloſſen, nichts unverſucht zu laſſen, um eine Antwort von dir auf dieſen Brief zu be men.

Ein unſichtbares Weſen treibt ſein Spie mir, das iſt gewiß; wie würde ich ſonſt m ner heiteren Einbildungskraft, mit einer gli den Liebe zu dem Baron, auf die ſeltſamſten fälle, auf Beſorgniſſe gerathen, wozu ich k hinlänglichen Grund finde.

Ich ſchicke dir dieſen Brief mit einem re den Boten. Der Mann iſt mir zugethan. kann mich auf ihn und auf ſein Pferd verl Er verſpricht dir meinen Brief um halb Dre überreichen. Zögere nicht, und ſchicke mir Antwort durch irgend einen Bedienten d Vaters, auf welchen du dich verlaſſen ka Dieſer Schritt beruhigt mich.

Aber vor allen Dingen, meine ei Freundin, eine beſtimmte Antwort! einen f Entſchluß! verlaſſe dich darauf, ich folge d lings, es koſte, was es wolle.

Um drey Uhr erhielt ich vorhergeher Brief, der mich in nicht geringe Verlegen verſetzte; ich verglich ihn mit dem, den ich vor kurzem erhalten hatte, wog den Inhalt be

mit der größten Aufmerksamkeit ab, ohne jedoch dadurch zu einem bestimmten Entschlusse zu gelangen. Die frohesten Empfindungen, welche die Liebe und das höchste Zutrauen in den geliebten Gegenstand nur immer einflößen können, hatten sich am Ende des Briefes in eine Aengstlichkeit aufgelöst, die zwar von kleinen an sich unbedeutenden Umständen herzurühren schien, die sich aber hinterher, durch den Zusammenfluß mehrerer solcher Umstände, welche meine Freundin schnell an einander reihte, auf eine sehr natürliche Art vergrößerte. Aus dem andern blickte eine gleiche Aengstlichkeit hervor, die nunmehr durch eine beschleunigte Verbindung, durch die richtigen Schlüsse und durch die Empfindungen, die sie veranlaßte, beträchtlich vermehrt wurde, folglich was meine Freundin als eine Ahndung betrachtete, konnte und durfte mich nicht leiten.

Nach vielem Hin- und Herdenken blieb ich endlich bey dem Rathe der kalten, von allen Nebenbetrachtungen freyen Vernunft stehen, und ich beschloß, sie zu bitten, auf ihrem Vorsatze zu beharren, sich nicht anders als auf dem Wege der Ehre und des Gesetzes mit dem Baron zu verbinden, ihrem Vater mit Offenherzigkeit, ihrem Geliebten mit Muth ihre Gründe zu sagen, und allenfalls, gesetzt sie fänden keinen Eingang, und

entſchloſſen, nichts unverſucht zu laſſen, um noch eine Antwort von dir auf dieſen Brief zu bekommen.

Ein unſichtbares Weſen treibt ſein Spiel mit mir, das iſt gewiß; wie würde ich ſonſt mit einer heiteren Einbildungskraft, mit einer glühenden Liebe zu dem Baron, auf die ſeltſamſten Einfälle, auf Beſorgniſſe gerathen, wozu ich keinen hinlänglichen Grund finde.

Ich ſchicke dir dieſen Brief mit einem reitenden Boten. Der Mann iſt mir zugethan. Ich kann mich auf ihn und auf ſein Pferd verlaſſen. Er verſpricht dir meinen Brief um halb Drey zu überreichen. Zögere nicht, und ſchicke mir deine Antwort durch irgend einen Bedienten deines Vaters, auf welchen du dich verlaſſen kannſt. Dieſer Schritt beruhigt mich.

Aber vor allen Dingen, meine einzige Freundin, eine beſtimmte Antwort! einen feſten Entſchluß! verlaſſe dich darauf, ich folge blindlings, es koſte, was es wolle.

Um drey Uhr erhielt ich vorhergehenden Brief, der mich in nicht geringe Verlegenheit verſetzte; ich verglich ihn mit dem, den ich erſt vor kurzem erhalten hatte, wog den Inhalt beider

mit der größten Aufmerksamkeit ab, ohne jedoch dadurch zu einem bestimmten Entschlusse zu gelangen. Die frohesten Empfindungen, welche die Liebe und das höchste Zutrauen in den geliebten Gegenstand nur immer einflößen können, hatten sich am Ende des Briefes in eine Aengstlichkeit aufgelöst, die zwar von kleinen an sich unbedeutenden Umständen herzurühren schien, die sich aber hinterher, durch den Zusammenfluß mehrerer solcher Umstände, welche meine Freundin schnell an einander reihte, auf eine sehr natürliche Art vergrößerte. Aus dem andern blickte eine gleiche Aengstlichkeit hervor, die nunmehr durch eine beschleunigte Verbindung, durch die richtigen Schlüsse und durch die Empfindungen, die sie veranlaßte, beträchtlich vermehrt wurde, folglich was meine Freundin als eine Ahndung betrachtete, konnte und durfte mich nicht leiten.

Nach vielem Hin- und Herdenken blieb ich endlich bey dem Rathe der Balton, von allen Nebenbetrachtungen freyen Vernunft stehen, und ich beschloß, sie zu bitten, auf ihrem Vorsatze zu beharren, sich nicht anders als auf dem Wege der Ehre und des Gesetzes mit dem Baron zu verbinden, ihrem Vater mit Offenherzigkeit, ihrem Geliebten mit Muth ihre Gründe zu sagen, und allenfalls, gesetzt sie fänden keinen Eingang, und

ſollten etwa als Eigenſinn ausgelegt werden, Hartnäckigkeit mit Hartnäckigkeit zu erwiedern, und den Unwillen, den ſie dadurch wecken konnte, mit kalter Entſchloſſenheit zu ertragen.

Meine Gründe waren folgende: Iſt die Liebe des Barons wirklich aufrichtig, ſo werden dieſer Ernſt, dieſe Entſchloſſenheit, welche Folgen einer ſtrengen Liebe zur Tugend ſind, ihm ſeine Geliebte um ſo ſchätzbarer machen müſſen. Bey reiferem Nachdenken wird es ihm wehe thun, daß er die Richtigkeit ihres Gefühls verkannt und die Zartheit ihrer Empfindungen gekränkt habe. Sinkt im Gegentheile ſeine Achtung für ſie, verfolgt er ſie mit unverdienten Vorwürfen, läßt er ihr etwas Kälte blicken, weniger Zärtlichkeit als zuvor, ſo ſpricht er ſich dadurch ſelbſt ſein Urtheil. Dieſer Vorfall wird ein ſicheres, ein untrügliches Mittel an die Hand geben, den Baron auf die Probe zu ſetzen, und die ängſtlichen Zweifel zu heben, die ſich in die Bruſt der unglücklichen Sophie geſchlichen haben.

Mit dieſem Vorſatze, den ich vollkommen zur Reife kommen ließ, ſetzte ich mich an den Schreibtiſch. Das Leſen jener ziemlich langen Briefe, das Nachdenken über den Inhalt derſelben hatten ſchon ſehr viel von der kurzen Zeit, die mir beſtimmt und folglich höchſt koſtbar war,

weggenommen; der Verluſt einer Minute konnte bedeutend werden.

In der nämlichen Zeit kam mein jüngſter Bruder von ſeinem Onkel, bey dem er einige Wochen zugebracht hatte, zurück. Auch dadurch und durch das Geräuſch, das ſeine Ankunft im Hauſe verurſachte, wurde ich wieder etwas aufgehalten.

Unſer Jäger, der ſein Pferd ſchon geſattelt hatte, ſtand im Vorſaale und wartete auf meinen Brief. Mein Bruder ward ihn gewahr und fragte nach der Urſache, die ich ihm, ſo weit es mir erlaubt ſchien, erzählte. Ey, Schweſter, gen, ſagte er, es iſt gut, daß du mir das ſageſt. Da hab' ich unterwegs etwas gefunden, das du gleich mitſenden kannſt. In Lindeman hatte ein Reiſender dieſe Brieftaſche verloren; als man ſie fand, war der Reiſende ſchon zu weit entfernt, als daß man ihn hätte zurückrufen können. Aus der Beſchreibung, die mir von dem Fremden gemacht wurde, mußte ich ſchließen, daß ſie dem Baron von Eichen gehörte. Ich bin in dem Wirthshauſe ſehr gut bekannt, und da ich dieſen Mann für meinen guten Freund ausgab, ſo trug man kein Bedenken, mir die Brieftaſche zu überlaſſen. Hier iſt ſie.

Er legte ſie auf meinen Schreibtiſch. Ich war eben im Begriff, ſie einzupacken, da kam

er wieder. Schweſter, ſagte er, da die Briefſtaſche verſchloſſen iſt, ſo kann ich ſie nicht verabfolgen laſſen, ehe ich mich nicht überzeugt habe, daß ſie auch wirklich dem Baron gehöre. Da ſie keine Staatsgeheimniſſe enthält, ſo kann ich ſie ja wohl ohne Bedenken aufſchließen.

So ſehr auch dieſer Entſchluß mich empörte, ſo wenig gelang es mir doch, ihn davon abzuhalten. Er verließ mich, und brachte ſie nach einer Viertelſtunde mit einer Miene voll Bedeutung wieder zurück. In der Hand hielt er Briefe, die er auseinander gefaltet hatte. Da, lies einmal, Schweſter, ſagte er. Ich weigerte mich, und ſchalt ihn wegen ſeiner unerlaubten Neugierde, die ſich an fremden Briefen vergriff. So lies doch nur erſt, wiederholte er mit Heftigkeit, und da ich keine Luſt dazu äußerte, wurde er wild. So werde ich ſie dir vorleſen, da du nicht willſt, ſagte er. Er las, und ich erſtaunte.

An Karl von Eichen.

Den 11. April.

Seit zehn Wochen wenigſtens habe ich von dir keine Zeile erhalten. Was iſt an deinem Schweigen Schuld?

Lebst du noch? bist du etwa unglücklich auf der Jagd? sind dir die Mädchen zu wild? bist du, junger Fuchs, nicht schlau genug? oder ist die Jagd so ergiebig, daß du darüber deinen Busenfreund vergißt?

Nur einige Zeilen zur Antwort, ich beschwöre dich.

Karl von Lindov.

An Karl von Eichen.

den 5. May.

Endlich, nach lieber langer Zeit, habe ich einige Zeilen von dir erhalten. Ich sehe also doch, daß du lebst und nicht ganz müßig bist!

Aber, bey allen Heiligen! wie soll ich das Räthsel lösen? Ist denn das noch die nämliche Sophie, von der du mir vor vier Monaten schriebst? das kann ich nicht begreifen. Das ist wohl ein Mißverständniß? sie heißt vielleicht auch Sophie; aber das Mädchen muß ein andres seyn. Du wirst ja nicht zehn Monate lang mit einem und eben demselben Täubchen girren und die ganze Zeit hindurch bloß über den Lippen schweben, ohne dich weiter zu verlieren. Wenn

das iſt, ſo biſt du ja warlich ganz umgeſchaffen. Ich bin in der That auf deine Antwort neugierig. Antworte mir bald.

An Karl von Eichen.

den 14. May.

Was du mir da von deinem Liebesromane ſchreibſt, das hätt' ich mir warlich nicht träumen laſſen.

Höre, alter Junge, du machſt da einen dummen Streich, der dich noch um Ehre und Reputation bringen wird. Die Grundſätze, die Grundſätze! davon keinen Schritt abgegangen. In unſrer Kunſt iſt der wichtigſte Grundſatz der: Laß dich nie mit einem Mädchen ein, das dir das Ziel zu weit hinausſetzt. Trenne dich mit guter Manier und bey Zeiten von demſelben, wenn du nicht in den erſten zehn Wochen die Gebirge erreicht haſt; du kommſt wahrhaftig nicht durch das Defilee durch. Ich habe Erfahrungen, die dich leiten können.

Ich bin dein Freund, Karl, du weißt es; folge meinem Rathe; ich meyne es gut mit dir. Beharre nicht auf dem Vorſatze, das Mädchen ſo weit zu bringen, daß du deine Abſicht mit ihr

vollkommen erreichst. Bey gestrengen Schönen dieser Art hilft, so wahr ich lebe, weder Hochachtung, noch Bescheidenheit, noch feine Schmeicheley. Wenn du damit hättest weiter kommen können, so wärst du wirklich schon weiser. Laß es gut seyn; gieb sie auf; du bekommst sie nicht anders, als in der feyerlichen Brautnacht; und wolltest du, um deine Absicht zu erreichen, diesen letzten verzweifelten Schritt wagen? Hast du wohl an die Schwierigkeiten gedacht, die sich finden werden, wenn du, nach dem ersten halben Jahre, wo doch Alles, Alles erschöpft seyn wird, aus der förmlichen Ehe wirst treten wollen?

Ich wiederhole es, Karl, sey gnügsam; genieß so viel du genießen kannst, und laß das Uebrige fahren. Ein Kuß an sich ist zwar wenig, indeß von einem rosigen Munde gepflückt, ist er doch Etwas. Tausend Andre würden sich an deine Stelle wünschen. Wer ein hübsches junges Mädchen, so oft er will, in seinem Arm, auf seinem Schooße halten, an seine Brust drücken konnte, hat doch Manches dabey empfunden, und ist nicht ganz leer ausgegangen.

Du siehst, ich suche dich zu überreden; das thu' ich, weil ich dir gut bin.

Noch eins. Wenn du wirklich meinem Rathe folgst, und das Mädchen aufgiebst, so hast

du gewonnenes Spiel. Laß dann die Bescheidenheit bey Seite, die dir am Ende noch das Spiel verdirbt; nimm was du erhaschen kannst, benutze den günstigen Augenblick, Occasio calva, diese Worte aus dem Phädr sind die einzigen, die ich behalten habe, was du dem Mädchen einmal geraubt hast, überläßt es dir hinterher freywillig; denn wo nichts mehr zu retten ist, sucht man nichts mehr zu retten. Ein Sturm, und du genießest. Wird dir aufgekündigt, so hast du wenigstens genossen und deine Absicht erreicht. Erhältst du Gnade für die Freveltat, noch besser, der Spaß dauert länger. Karl, ich mag es betrachten von welcher Seite ich will, ich bitte dich, folge mir, laß die Grillen fahren. Von deinem System begreife ich nichts. Du raffinirst dir das Mädchen aus dem Garne.

den 27. May.

Für die Mittheilung deines Plans danke ich dir, Freund. Listig, sehr listig! ob aber Alles so sicher, als listig ist, muß der Erfolg beweisen. Auf meine Mitwirkung kannst du rechnen.

Suche nur erst die Aeltern dazu zu bewegen, daß sie dich einige Tage wenigstens vorgreifen lassen. Für den Onkel stehe ich ein; ich habe darum geschrieben und schon Antwort erhalten; man

ürd ihn ſo tief in ſeine Angelegenheiten verwik-
eln, daß er in acht Wochen nicht von der Stelle
eichen ſoll.

Mit dieſer Friſt biſt du doch wohl zufrieden,
icht wahr? biſt du dann nicht glücklich, ſo ſchrei-
e dir die Schuld allein zu.

Obgleich ich den Weg, den du gehſt, nicht
ir ſicher genug halte, und deine etwas zu ver-
inerte Wolluſt nicht ganz billigen kann, ſo muß
h doch geſtehn, daß du das Vergnügen zu wür-
n verſtehſt. Genießen ohne zu rauben! Plün-
ern mit Ruhe, mit Sicherheit, mit Muße!
om Sonnenlicht das erhalten, was die Nacht
erhüllte und verbarg! In der zweyten, drit-
n, vierten Stunde Genüſſe nachholen, die
uch den Rauſch der erſten entflohn! Göttlich!
öttlich! Karl! darauf kann man freylich wohl
was Feinheit und Kunſt verſchwenden! Wahr-
aftig, das Mädchen, das deine Phantaſie ſo lange
eſchäftigen konnte, muß aus lauter Lilien und Ro-
n gewebt, und ſo friſch wie der Morgenthau ſeyn!

Nur nicht unerſättlich, Bruder! Bey Zei-
en abgebrochen. Mit dem Kopfe aus der Schlin-
e heraus, ehe der Onkel kömmt, dazu im Noth-
all einen Brief, worin man dir den Tod deines
Vaters aus Wien meldet, und der nachgelaſſenen
Güter wegen auf die allerſchleunigſte Rückkehr

bringt. Er kann dir zu seiner Zeit gute Dienste leisten. Vergiß nur das Datum nicht.

Noch ein Wörtchen. Bald hätte ich über dein gegenwärtiges Glück dein zukünftiges vergessen. Die kleine Wienerin muß wahrlich ein reizendes Geschöpf seyn; sie gefällt mir; folge nur nicht mit derselben in allen Stücken deinem jetzigen Systeme, ich bitte dich; du machst die nichts als unnütze Weitläuftigkeiten und findest am Ende doch nicht mehr und nicht weniger, als du mit weniger Mühe und weit schneller erhalten konntest.

Das Blümchen Unschuld, das dir den Mund so wässerig macht, hältst du zu hoch im Werth; es reizt den Durst zwar, aber es würzt die Speise nicht. Der Becher der Freude, den es uns reicht, wird dadurch nicht um einen Tropfen voller; mich kümmert es wenig, ob der Becher versilbert oder vergoldet, vom Athem oder bloß vom Winde berührt worden, wenn der Nektar nur ächt ist. Lebe wohl!

An Karl von Lindow.

den 6. Juni.

Bruder, von heute an fliege ich auf Entdeckungen aus. Meine Prüfungszeit ist um. Ich habe sie redlich ausgehalten. Eine nicht gemeine Geduld, mit einer feinen Kunst verbunden, haben mir treulich gedient. Wenn meine Erwartungen mich nicht täuschen, so bin ich überschwenglich belohnt.

Du kennst mich, Karl, du weißt es, ich habe ein paar gesunde Augen, die nicht so leicht von weiblichen Reizen getäuscht werden; ich bin kein verliebter Geck, der sich blenden läßt, und ein hübsches Mädchen ist mir nun eben nicht so ganz was Neues. Und doch muß ich dir versichern, daß ich Schönheiten, wie ich sie hier finde, noch nirgends gefunden habe.

Etwas Aehnliches, in seiner Art eben so Vollkommenes, verspricht mir meine kleine Wienerin, auch ein göttliches Geschöpf, das nie einem fürstlichen Wollüstling so frisch vor den Schnabel kam.

Bruder, meine Wienerin zählt jetzt erst ihr vierzehntes Jahr, Sophie ihr achtzehntes. Hier hat mir die Natur jede weibliche Vollkommenheit schon entwickelt; an der zarten Rose ist kein

Blättchen unentfaltet; dort bildet ſie, unter meinem Auge und in meinem Arme, unnennbare Reize, die das funfzehnte Jahr in voller Blüthe aufſtehen wird. Kein fremder Schmetterling hat noch an dieſem Honig genaſcht.

Karl, du magſt dagegen einwenden, was du willſt, mich reizt nur das Friſche, das Neue. Unſchuld! Unſchuld! Bruder, mit dieſer kämpfe ich gern. Hinderniſſe! ohne dieſe erſtirbt die Wolluſt, ehe ſie das Ziel erreicht. Es ekelt mir, auf gebahntem Wege zu wandeln. Wenn ich auch der Erſte bin, der die unerhorgenſte Frucht bricht, ſo verdrießt es mich doch, auf dem Wege dahin auf deutliche Spuren fremder Wolluſt zu ſtoßen.

Meine Wienerin iſt mir ganz ergeben. Nach den erſten acht Tagen war ihr unerfahrnes Herz in Gluth. Ihr Bruder allein weiß bis jetzt von unſerer Liebe; er begünſtigt ſie, ſo viel er kann; er verſchafft mir überall Gelegenheit, mit der Kleinen allein zu ſeyn, was will ich mehr? Wenn die Schleichwege nicht mehr ſicher ſind, dann iſt es Zeit, unter den Schutz der Aeltern zu treten.

Auch hier, Karl, werde ich meinem Syſtem getreu bleiben. Ich will an der ſchönen Blume kein Blatt ſitzen laſſen, wovon ich nicht den Ho-

ig anfange; dazu gehört Muße, ein zwangloser Umgang, und von Seiten des Mädchens keine ngstliche Gewissensunruhe, die nur zu oft die sesten Genüsse entweder verkürzt, oder nicht ur Reife kommen läßt.

Bey gewöhnlichen Mädchen ist das Land ald umseegelt; man eilt auf neue Entdeckungen s. Nicht so mit meiner Sophie, nicht so mit einer Wienerin. So schön das Ufer auch entegen lächelt, mit so vielen Klippen ist es umingt, und selbst dieser genießen wir, wir Forcher der weiblichen Reize.

Gewöhnliche Mädchen sind von allen Seiten ugänglich; man überläßt sich dem Winde, und andet, ohne Gefahr zu scheitern. Dort findet an nur den Hafen durch Klugheit, Kunst und rfahrung. Auf der Fahrt dahin lächeln uns hon Blumen entgegen, die nur auf Klippen achsen, und die allein hinreichend seyn würden, ns für die Mühseligkeiten der Reise schadlos u halten.

Hat man einmal das Land erstiegen, so giebt s für den Naturforscher, für den Dichter, für en Wollüstling einen unermeßlichen Stoff, Anichten, wie keine Kunst sie zeichnet; hier giebt s einen weißen blendenden Marmor, der wirklich thmet, einen warmen Schnee, der nie schmilzt,

und der dem Auge wohl thut; hier werfen zarte Empfindungen, wenn sie aufgehn, so wie die Sonne, wenn sie in die Natur blickt, über die beschneeten Hügel und die reizendsten Ansichten, die zarte rosige Röthe, worin sich Aurora badet. Auf gemeinerem Boden gehen diese flüchtigen Schattirungen, die für mich einen unbeschreiblichen Reiz haben, verloren. Die Farbe des Bodens verschlingt sie.

So lange jene Morgenröthe der Empfindungen die zarte Haut des Mädchens noch färbet, so lange weile ich da; schwindet diese, so ist das Zeichen zum Aufbruch gegeben; die Blüthe ist dahin.

So, Karl, würze ich die Wollust, die tausend Andre ganz roh genießen. Ich begreife nicht, wie man Geschmack an verworfenen Dirnen finden kann, die schwerlich wissen würden, von welchem Geschlechte sie sind, wenn die äußere Gestalt sie nicht daran erinnerte. So gar leichte Eroberungen sind mir zuwider; so wie ich sie jetzt mache, so gefallen sie mir. Da man aber auf diesem Wege mit Unschuld, Vorurtheil, Erziehung und Gewissen kämpfen muß, so sind sie, wie du siehst, nichts weniger, als das Werk eines einzigen Tages.

Die Kunst, ein Wollüstling zu seyn, der nach verbotenen Früchten strebt, und hie und dort nascht, ist sehr gemein. Eine weit größere Kunst ist es aber, sein Spiel so anzulegen, daß man, ohne Gefahr, mit Muße, mit allem Anschein eines rechtmäßigen Besitzers den Kelch ausleeren kann, wonach so Viele gelüstet.

Mich verdrießt ein Genuß, den ich von einem furchtsamen Gewissen erbetteln muß. Die einsame Stunde, die ihn erkämpfen soll, muß von mir, ich nicht von ihr, abhängen. Die Furcht, entdeckt zu werden, muß es nicht seyn, worüber das Mädchen in meinem Arme bebet; die ganze Welt mag wissen, daß ich glücklich bin, wenn ich es nur auf einem Wege werde, wo Niemand sich bis zu der Stunde verirrte, wo Niemand neben mir wandeln darf.

Mädchen, wie Sophie und meine Wienerin, gebieten ihren Sinnen, und lassen sich nicht durch den Wollüstling bestechen. Man genießt sie nur, wenn man sie aus der Hand ihres Vaters erhält. Sie ergeben sich nur, wenn dieser sie giebt. Und ein rechtmäßiger Besitzer allein kann in den Besitz der Vortheile treten, die der rechtmäßige Besitz gewährt.

Diese Wahrheit, die ich einsehe, bildete in mir das neue System, das ich hie und dort schon

mit Nutzen angewandt habe. Der kleine Betrug, der bey diesem Spiele obwaltet, erregt in mir keine Gewissensbisse. Da die Liebe selbst an und für sich ein Betrug ist, warum sollte ich mich über jenen härmen. Ein Betrug, der dem Betrogenen eben die Vortheile gewährt, die der Betrüger einärndtet, hört im Grunde auf, das zu seyn, was man es nennt. Ein Mädchen, das ich ein ganzes Jahr lang, durch die feinste Kunst und durch die Aufopferung so mancher Vortheile, auf alle Stufen des irdischen Glücks führe, hat wirklich nicht Ursache, sich zu beklagen.

Aber die Täuschung muß vollkommen werden, und deswegen muß die Trennung, durch welche ich die Ketten abwerfe, nicht mein Werk, sondern das Werk des Mädchens seyn; sie muß mir den Stoff dazu selbst liefern, und dies deutlich empfinden. Die Betrogene muß mich nicht mit dem Vorwurfe verfolgen können, daß ich der Urheber dessen sey, was sie ihr Unglück nennt.

Und am Ende, was ist dies sogenannte Unglück anders, als eine vorübergehende Wirkung der ersten Bestürzung. Das Mädchen, das sich gewöhnt hatte, in einem andern Wesen zu leben, lebt nunmehr mit sich selbst; weiter ist es nichts. Was ihm fehlt, muß es jetzt in dem Vergangenen, nicht, wie vorher, in der Zukunft suchen;

ein Vortheil mehr. Das Vergangene iſt das bleibende Gute, das in der Erinnerung lebt und ſtets wieder genoſſen wird; das Zukünftige iſt das Zufällige, das Unſichere, das bloß vor der Phantaſie ſchwebt und nicht ſelten verſchwindet, indem man es genießen zu wollen hofft.

Sollte eine ſo enge Verbindung wirklich einige verdrießliche Folgen gehabt haben, auch dafür iſt geſorgt. Etwas Diät, nach einem mäßigen Genuſſe, erſetzt, wie Büffon verſichert, was man ſo lange für unerſetzlich hielt; und wenn auch wirkliche phyſiſche Uebel daraus erwüchſen, ſo verſöhnt eine einzige Reiſe nach dem Bade die erzürnte Gottheit.

Ich würde wahrlich ein Thor ſeyn, wollte ich nicht nach einem feſten Syſteme ſo handeln wollte, wie ſo viele Andre bloß durch Zufall handeln. Was iſt gewöhnlicher, als Verbindungen, die wieder aufgelöſt werden. Es fehlt ja ohnehin den gewöhnlichen Liebhabern der feine Sinn, der dazu nöthig iſt, an einem Mädchen die Freiheiten wahrzunehmen, die es vorher einem glücklichen Verwegenen verſtattete. Wenn Sophie aus meinem Arme zum letzten Male treten wird, ſo wird ſie immer noch zu ſchön für den Glücklichen ſeyn, der ſie des Reichs zur Sättigung ſeiner rohen

Triebe, und bey Tage, als ſein erſtes Mittel, zur Zierde ſeiner Putzſtube gebraucht wird.

Ehe irgend ein Elender ſie dazu beſtimmt, ſoll mein Athem um ihre Blüthen wehen. Morgen bin ich bey ihr, um ſie nicht eher zu verlaſſen, als bis ich mich von ihr auf immer trenne.

Bis zu der Station, wo ich jetzt ſchreibe, habe ich meine Wienerin begleitet. Es iſt vier Uhr; ich würde zu ſpät in der Nacht ankommen, wenn ich noch heute in Waldov ſeyn wollte. Beſſer iſt es, daß ich langſamer reiſe und ſie morgen wecke. In der Zwiſchenzeit plaudre ich mit dir, und breche nur ab, um meiner Göttin immer näher und näher zu treten.

Dieſe Ueberraſchung, die ich ihr in der frühen Morgenſtunde bereite, und die mir kein geringes Vergnügen macht, wird für mich nicht ohne Nutzen ſeyn.

Es ſind etwa vierzehn Tage her, daß mein Geiſt durch meine Wienerin, die mir ebenzugänglicher zu werden anfing, etwas zu ſehr zerſtreuet, einen Theil dieſer Zerſtreuung blicken ließ. Sophie hielt ſie für Kälte. Als ich den Eindruck merkte, den dieſe Stimmung meines Geiſtes auf ſie machte, ſammelte ich mich, nicht um den gefaßten Argwohn durch erkünſtelte Wärme zu heben, ſondern, um ihn zum Vortheile meiner Liebe zu be-

muhen. Ich blieb mir den ganzen Nachmittag so ziemlich gleich. Auf ihrer Seite wuchs die Unruhe. Sie wurde zärtlicher, zudringlicher; ich ließ das gut seyn und that als ob ich es nicht merkte.

Eine gelinde Portion von Kälte, wenn die Klugheit sie abwägt, entbindet in einem empfindsamen Herzen einen beträchtlichen Zuwachs an Wärme. Es war Zeit, daß ich diese so viel wie möglich erhöhete.

Der Zufall, der alles verderben kommt, wenn das Glück den Verwegenen nicht immer begünstigte, kam mir ganz unvermuthet zu Hülfe. Er führte ohne mein Wissen die gräflich Familie in das Haus meines Schwiegervaters (lache nicht über diese Benennung, die mir selbst komisch klingt). Ich hatte daselbst bis jetzt kein Wort von derselben erwähnt, auch, wie leicht zu denken, mit der neuen Verlobten kein Wort von der älteren gesprochen, folglich machte mich diese Erscheinung nicht wenig verlegen. Die schöne Gräfin, mein längeres Außenbleiben, meine Ankunft mit der gräflichen Familie, Manches, was in meinem Benehmen befremdend scheinen mochte, und doch damals nicht anders seyn konnte, weckten Eifersucht. Zur Unzeit erwähnte der Bruder meines Verstorbenen ihn auf der

Rückreise zu begleiten, und die letzten Tage seines Aufenthalts in dieser Gegend noch in seiner Gesellschaft zuzubringen, eine Unvorsichtigkeit, wodurch jene Empfindlichkeit, die sie mir, als ich Abschied nahm, sehr deutlich merken ließ, vermehrt wurde. Das ist es, was ich nunmehr benutzen will.

Es ist mir leicht, sie zu überzeugen, daß sie mir Unrecht gethan, und mich dadurch gekränkt hat. Von der gräflichen Familie werde ich ihr das erzählen, oder erdichten, was zu meiner Absicht dienen kann. Mein jetziges Verlehnen, meine nächtliche Reise, meine frühe Ankunft, meine unbegreifliche Fürsichtigkeit, meine scheinbare Offenherzigkeit, das Alles muß theils mir für mich höchst günstiger Vorurtheil erwerben, theils ihre gereizte Empfindlichkeit besiegen.

Wo stehen Ihre hier ich schon auf dem Schloß. Gewiß hat sie sich diese Tage hindurch sehr viel mit mir beschäftigt. Die erste Nachricht von meiner Ankunft, die sie noch nicht erwartet, die sie zuverläßig nicht so früh erwartet, wird sie überraschen. Ich sehe, wie sie mir in ihrem leichten Morgengewande in den Arm hüpft. Sie wird sich nicht die Zeit nehmen, sich in ihren gewöhnlichen Anzug zu werfen. Bruder, in dieser leichten Tracht, worin sie zum ersten Male, seit ich sie kenne, vor mein Auge treten wird, liegt so

muß ein brennender Zunder, der Verwüſtungen anrichten muß. Auch wird ſie, durch das Gefühl ihres Unrechts zärtlicher, zuvorkommender in ihren Liebkoſungen ſeyn; ſie wird, ohne ſich die Folgen derſelben zu berechnen, Gelegenheiten zu Freyheiten geben, worüber ſie nicht wird zürnen dürfen. Göttliche Ausſichten, Bruder! Die Vorboten meines letzten Sieges.

Dieſen letzten, letzten Sieg denke ich wohl von der Mutter zu erfechten. Sie iſt mir gewogen, und dabey ſehr eitel. Eine eitle Frau führt man durch geſchickte Schmeicheleien weiter, als ſie es zu fürchten wagen darf. Die Natur ſoll ihr nicht vergebens die kleinen Leidenſchaften gegeben haben, die meine Abſicht ſo ganz befördern. Das weißt du, wer nur die Mutter für ſich zu gewinnen verſteht, der beſitzt die Tochter.

Nun, dieſen Schlüſſel beſitze ich ſeit meinem Eintritte in dies Haus; es iſt Zeit, ihn zu gebrauchen; er ſoll mir den Zutritt zu dem Zimmer, wo meine Gottheit ruhet, es koſte was es wolle, öffnen. Meine Ungeduld, die nunmehr aufs höchſte geſtiegen iſt, und ihre Entſchuldigung, die der Onkel hergeben muß, ſoll befriedigt werden. Lange genug treibe ich mich ums Ufer herum; jetzt will ich landen.

Denke dir dies, Karl, möchte man nicht drüber rasend werden, so strenge hält meine Göttin auf ihre wohl hergebrachten jungfräulichen Rechte, daß es mir bis jetzt, aller Geschicklichkeit ungeachtet, nicht gelingen wollte, nur mit einem Blicke hinter den Schleier zu dringen, worin sie ihre Reize, die gewiß nicht gering sind, verbirgt. Ich würde in der That nicht einmal wissen, daß sie einen Busen hat, wenn ihr Athem ihn nicht verriethe, wenn in einsamen vertrauten Stunden es mir nicht vergönnet gewesen wäre, meinen Arm um ihren Leib zu schlingen, und so die sanften Wölbungen zu ahnden, die das steifere Gewand dem Auge, dem sie eigentlich gehören, entzieht. Sie ist in diesem Punkt so strenge, daß sie mir ihre Liebe aufzukündigen im Stande wäre, wenn ich die geringsten Eingriffe in die Rechte ihres Busentuchs wagen wollte.

Auf der andern Seite räumt sie mir viel ein, im Vergleiche mit jener Strenge wahrlich sehr viel. Gern sucht sie mit mir die Einsamkeit, nicht selten wiege ich sie auf meinem Schooße, mein Kuß brennt an dem ihrigen, an ihrer Wange glüht die meinige, ihren süssen Athem sauge ich mit Wollust ein; ruht sie in meinem Arme, so zähle ich unter der buhlerischen Seide, die sich fest an ihre Brust schmiegt, jedem leisen Schlag ihres

Herzens, in ihrer weichen Hand liegt die meinige, sie sinkt in ihren Schooß und badet sich in Wollust; auch die Seide darf ich küssen, worunter die Rosen geheimnißvoll aufbrechen, die sich doch nur für mich entfalten. Dabey hebt sich ihr Herz höher, ich weiß es, ich fühle es, es hebt sich in meinem Arme höher, durch die Macht der Liebe; gern schwärmt sie in jenen Zeiten, wo sie Mutter seyn wird, und spricht öfters, zumal wenn die Abenddämmerung grauet, und ihre Wange halb verschleiert, von der Stunde, wo sie meine Beständigkeit und meine Bescheidenheit, worauf sie den größten Werth setzt, belohnen wird. Ihr warmes Blut glüht in ihren Adern, so wie die Wollust in den meinigen.

Sieh, Karl, dies Alles empfinde ich, dies genieße ich, dies entflammt mich, dies bringt mich in eine unbeschreibliche Gluth, dies bietet alle meine Kräfte, meine ganze Klugheit, alle meine künftigen Hoffnungen zum Kampfe mit einer Leidenschaft auf, die auch nicht einen günstigen Augenblick möchte vorüber gehen lassen. Um sie in den Schranken der Klugheit zurück zu halten, muß ich meine Brust mit dreyfachem Erz bewaffnen.

Einst am Bache, im Schatten hoher Ulmen, Karl, welcher wollüstige Tempel der Liebe! laß

ſie mir zur Seite im hohen Graſe. In dieſer feierlichen Stunde hob ein tiefes Schweigen alle Gefühle; ihre Bruſt athmete Wolluſt, ihr Auge brannte, Liebe war ihr Geſpräch, ihr zur Kühnheit einladender Kuß duftete den Balſam der ſüſſeſten Empfindungen. Leichter und loſer fiel um ihre Hüfte, die es ſchärfer bezeichnete, ihr dünnes roſiges Gewand. An ihrem Knie bebte das meinige. Da lag mit dem unſchuldvollſten Zutrauen, in ein Gewand, das jeder Athemzug zu zerſprengen drohte, gehüllt, wollüſtig, auf wollüſtigem Graſe gehoben, im engen Umkreiſe traulicher Schatten, von den allmächtigſten Trieben der Liebe beſeelt, im Schooße der mütterlichen Natur, von keinem Auge belauſcht, das reizendſte Geſchöpf, das je vor mich trat. Da lag es, ein lebendiger, wollüſtiger, balſamiſcher Athem, vor mir hingegoſſen, jung, wie die blüthentreibende Kraft des Frühlings, friſch, wie die bethaute Roſe, heiter, wie die Empfindung, die ſich im Schooße der Liebe entwickelt, anziehend, wie die Kraft, welche die Welten verbindet, halb durch ſich ſelbſt beſiegt, ohne ſchützenden Genius zur Seite, ohne Raum zum Weichen, ohne Kraft, ſich aus meinem Arm zu winden, die Beute meiner Liebe, der Preis meiner Kühnheit. — —

Frischer lohderte die Flamme in meinem Busen, schon wagte sie an der buhlerischen Seide, die meiner Phantasie trotzte, das dünne Gewebe zu zerstäuben, als der Gedanke, daß sie mit der Seide den Schleier der Ehrfurcht und der Bescheidenheit, den meine Absicht so glücklich verlarvte, zerstäuben, mich in meiner wahren Blöße darstellen, und die Frucht aller meiner bisherigen Bemühungen zernichten würde, mich plötzlich aus dieser Trunkenheit weckte. Es fielen mir die Worte ein, die sie mir einst in einer vertrauten Stunde, wo meine Kühnheit mit der Vertraulichkeit wuchs, mit einer Festigkeit sagte, die mich erschütterte: Karl, sagte sie, wenn du je verwechseln könntest, was ich dir jetzt bin, mit dem, was ich dir einst seyn werde, so sehr ich dich auch liebe, so ist mein Entschluß, welche Folgen auch für mich daraus erwachsen sollten, unwiederruflich gefaßt, ich schwöre es dir, Karl, mit keinem Finger berührst du ferner ein Mädchen, dessen Tugendgefühlen du eine wilde Leidenschaft vorziehn würdest. Was mein Herz dir schenken will, soll mir kein Raub entreißen.

Karl, hätte ich nicht die Kraft, mich zu beherrschen gehabt, so würde mich zwar der Sturm in den Hafen, an das reizendste Ufer geworfen, aber die heftige Brandung an der nie befahrnen Küste, würde

mich sogleich wieder in die hohe See getrieben haben, ohne mir die Hoffnung zu lassen, je ein Land zu sehen, wovon der ruhige, ungestörte Besitz von mir allein abhing, wenn ich mich noch einige Zeit beherrschen wollte.

Mehr davon in einigen Stunden; ich will mich jetzt wieder etwas dem Zauberschlosse dieser Schönheit nähern, damit der Ritt mich nicht ermüdet und ich desto heiterer bin, wenn ich sie in meine Arme schließe. Gegen Abend binde ich, wenn es die Umstände erlauben, den abgerissenen Faden wieder an.

Erhältst du aber diesen Brief, so wie ich ihn jetzt schließe, so schildre dir vorläufig selbst, was ich dir in einer unbelauschten Stunde erzählen werde. So lange ich genieße, also selten allein seyn werde, und aus leicht zu errathenden Gründen nichts Verborgenes unternehmen darf, schreibe ich dir nicht. Nach sechs Wochen hörst du wieder von mir; dann ist der Silberschaum vom Becher abgeschlürft, der Reiz der Neuheit verschwunden, das Land umsegelt, und die Kühnheit schlägt keinen Feuerfunken mehr aus der ausgeglüheten Brust.

* * *

Mein guter Freund, fuhr mein Bruder fort, indem ich noch vor Erstaunen und Bestürzung schwieg, mein guter Freund, diss Mal hattest du dich sehr verrechnet. Packe nur ein, und sage deiner Sophie, ihren Rosen, ihren Zauberkelchen, dem gelobten Lande, wo der Marmor athmet, und ein warmer Schnee nicht schmilzt und allen mahlerischen Aussichten und Aussichten auf immer gute Nacht.

So wahr ich lebe, Schwester, fuhr er fort, ein so fein ausgedachter Betrug ist mir noch nicht vorgekommen! Wer hätte glauben können, daß unter dieser Larve ein Schurke stecke! Ich selbst würde mein Leben für den Menschen gelassen haben, wenn irgend Jemand seine Biederkeit angegriffen hätte. Jetzt aber will ich eilen und das gute Mädchen rächen. Ehe die Morgenröthe, die er so sehnlichst wünscht, aufbricht, soll er hinlänglich erfahren haben, daß ich, so jung ich auch bin, mit der Ehre meiner Freunde keinen Spaß treiben lasse. Schwester, schreib heute kein Wort von der Brieftasche und dieser Entdeckung; morgen, ehe der Tag grauet, bin ich unterweges; ich war so glücklich, den Betrug zu entdecken; ich will nun auch dem feinen Schurken die Larve vom Gesichte reißen, und ihm dafür solche Zauberkelche drauf, und auf die Wangen solche Ro-

ſchern machten, daß er an die verlornen ewig denken und vor ſeine beſtürzte Wienerin mit Reigen von einer neuen Art treten ſoll. Laß mich nur machen, Schweſter.

Das wäre alles recht gut, Bruder, antwortete ich; wenn nur deine Rache ſich bis morgen aufſchieben ließe. Und nun konnte ich ihm nicht weiter die Urſache verſchweigen, warum ich den Boten ſo eilig abſchicken mußte. Der Jäger, ſetzte ich hinzu, muß in einer Viertelſtunde fort, ſonſt kommt er zu ſpät an; berechne es dir ſelbſt; glaube nur, daß ich meine Freundin in einigen Zeilen mit ihrem traurigen Schickſale bekannt mache, und ihr wenigſtens einen von dieſen Briefen vorläufig mit einlege, das wird hinreichend ſeyn. Schwerlich wird der Schurke bis morgen auf die Rache warten, die du ihm zudächteſt, und ſo wird es beſſer, wenigſtens ſicherer ſeyn.

Nein, Schweſter, erwiederte mein Bruder mit Heftigkeit, ſo wird es nicht beſſer ſeyn. Die Entlarvung des Schurken iſt mein Werk, und die laſſe ich mir nicht nehmen. Niemand als ich ſoll ihm die Briefſtaſche überbringen, niemand anders dem verkappten Wollüſtling ins Herz greifen, um zu verſuchen, ob noch etwas mehr als Wolluſt darin glüht. Ich muß einmal ſehen, ob dieſer Unverſchämte auf der ſeltenen Jagd, die er treibt,

noch erröthen kann, wenn eine fremde Hand ihm etwas unsanft an's Herz greift. Schreib nur schnell, was du willst; ich lasse mein Pferd satteln; der Jäger aber soll mit, damit doch Einer bey der Hand ist, wenn durch irgend einen Zufall der Andere nicht weiter kommen könnte.

Mit diesen Worten eilte er aus dem Zimmer, ohne mir Zeit zu lassen, ihm zu antworten. Ich setzte mich nieder, um meiner Freundin die traurige Nachricht von der Gewißheit des ihr zugedachten Betrugs zu geben; allein ich konnte mich von der Bestürzung lange nicht erholen. Was ich niederschrieb, schien mir so hart, so unvorbereitet, daß ich mich nicht überwinden konnte, den Brief, so wie er war, abzuschicken. Ich schrieb noch einen; allein er ward nicht besser.

Bist du bereit? rief mein Bruder, indem er in die Thüre trat; ich bin es; gieb mir den Brief, ich muß nun fort.

Ich konnte meinen Brief, weil er so sehr unvollkommen und unvollendet war, unmöglich so fortschicken. Noch nicht, Bruder, erwiederte ich; nur noch einen Augenblick Geduld. Das kann nicht seyn, Schwester, bekam ich zur Antwort; es ist zu spät; wir kommen ohnehin vor elf Uhr nicht an; die allerhöchste Zeit, wenn wir dem Uebel noch zuvorkommen wollen. Indeß

wozu dein Brief? ich habe ja die Briefstasche; was du allenfalls schreiben könntest, will ich dort, an Ort und Stelle, besser und schneller sagen und erklären. Ich nehme eine Feder mit, und indem er das sagte, schlug er mit der Hand auf seinen Degen, die, in Blut getunkt, das Wort Schurke sehr richtig schreibt; sey unbesorgt. Morgen siehst du mich wieder. Lebe wohl!

So verließ er das Zimmer. Als ich ans Fenster trat, um ihm noch eins und das andre zu sagen, sprengte er schon im vollen Gallopp über den Hof.

Sie können leicht denken, wie dies Abentheuer, die Ursache und die Folgen desselben, der Schmerz meiner Freundin, die Verwegenheit meines Bruders und die Gefahr, die er dabey laufen konnte, uns den ganzen Abend beschäftigten.

Den folgenden Tag, als wir mit Ungeduld die Rückreise meines Bruders erwarteten, erhielt ich durch den Jäger folgenden Brief:

Schwester! mein Abentheuer ist, Gottlob! überstanden, doch nicht ganz, wie ich es gewünscht hatte. Höre.

Nachdem die Gäste fast allen Rhein Aehem hergegeben hatten, standen sie vor der Zugbrücke grade als die Schloß-Uhr ein Viertel auf Zwölf schlug. Die Lichter brannten sparsam und dunkel oben in den Zimmern; mir klopfte das Herz. So wahr ich lebe! Fritz, sagte ich zu dem Jäger, wir sind hier keine willkommenen Gäste: mache dich auf unfreundliche Gesichter gefaßt. Nachtschwärmer sind Ruhestörer.

Der Jäger stieg vom Pferde und schellte ein Mal, zwey Mal; wir horchten! es bewegte sich Niemand. Unsre Pferde stampften auf die Brücke, daß der Schall sich im Schloßhofe herumzog. Es bewegte sich Niemand. Fritz, sagte ich, wir haben unsern Pferden etwas zu viel Leben gelassen; um eine halbe Stunde kommen wir zu spät, warlich wir kommen zu spät, und können immer nur nach einem Wirthshause reiten; hier schläft Alles. Zwey Mal in der Zeit, so lange warten wir schon, können Mädchen zu Weibern werden. Versuch noch ein Mal. Schelle stärker, in einem fort, bis sie aufwachen, oder bis der Teufel die Schelle bricht: und er schellte in einem Zuge fort.

Endlich wurden wir auf dem linken Flügel des Schlosses, wo ein etwas helleres Licht brannte, eine Bewegung gewahr, die einiges Leben ver-

rieth: ein Fenster wurde geöffnet, und eine schwache Stimme erschallte in den Hafenraum. Was konnten wir nicht vernehmen.

Nun halt ein, sagte ich zu Fritz, der noch immer scheelte; jetzt ist Lärm geschlagen worden. War das nicht eine weibliche Stimme, die sich hören ließ? Hier ist entweder neues Leben jung geworden, oder die Schnerhügel haben noch nichts von ihrer Wärme mitgetheilt. Wir jagen dem Wolfe ein Schäfchen ab, das er schon aufs Reine gebracht hatte.

Indem ich dies sagte, wurde ein zweytes Licht in jenem Zimmer angezündet. Wir sahen, wie es nach und nach die Fenster bis auf den andern Flügel erleuchtete, bis es sich am Ende verlor. Nun trat etwas ins offene Fenster. Das ist eine männliche Gestalt, sagte Fritz; wo der Kopf seyn muß, ist etwas Weißes, wie eine Nachtmütze, und es flimmert ihr vor der Stirn, wie eine Hand, die sich hin und her bewegt.

Fritz, sagte ich, das ist mein Mann. Ihn ahndet das Hagelwetter, das in seine Hoffnungen einschlagen soll, und er reibt sich die Stirn.

Während der Zeit war ein Bedienter, auf seinem eisernen Schlafe gerissen worden. Ein alter Thorwärter brummte uns mit einigen Dem verwandten und einem Was da? das uns flüch-

erlich klang, entgegen. Iſt das Kavalier-Ma-
ier! knurrte er dazwiſchen; des Nachts herum zu
hwärmen, um die Leute in ihrer Ruhe zu ſtören?
nd ein zweytes Wer da! gellte uns in die Oh-
en.

Laß nur die Brücke herunter, Alter, rief ich
hm freundlich entgegen. Wir bringen gute Bot-
haft. Iſt es hier ſo ſpät? ſchläft der Herr
hon? legt ihr euch hier ſo früh zu Bette?

Ei was! früh oder ſpät! Wenn der Herr
lafen geht, iſt es immer ſpät. Wer früh auf-
eht und den Tag über arbeitet, darf keine Mi-
ute verlieren, und um Mitternacht erwartet
an keine Gäſte. Mit Erlaubniß, wer ſind die
herren?

Ich nannte ihm meinen Namen. Ei! Ei!
anger Herr, ſagte er; nichts für ungut, wie
ommen Sie ſo ſpät? ſeyn Sie uns willkommen!
arten Sie nur einen Augenblick; ich will Sie
em gnädigen Fräulein melden. Im Hauſe ſchläft
lles, und wenn das gnädige Fräulein nicht mun-
er geworden wäre, ſo hätten Sie noch lange
hellen können.

Ich gab dem Jäger mein Pferd und folgte
em Thorwärter.

Was ich zuerſt erblickte, war die liebenswür-
ige Sophie, die, mit einer Kerze in der Hand,

in der Thür des Vorsaals stand. Ihre erste Frage war: ob ich von Hause käme? ihre zweyte, ob ich einen Brief von dir mitbrächte?

Von Hause komme ich zwar, erwiederte ich; aber ich bringe Ihnen keinen Brief mit. Meine Schwester, welche schreiben wollte, wurde durch zu viele Geschäfte davon abgehalten. Sie bat mich, ihre Antwort mündlich zu überbringen.

„So!“ antwortete das Fräulein, das noch immer, mit der Kerze in der Hand, im Vorsaale stand, und über und über roth wurde, „das sollte ich kaum denken: so verschwiegen, lieber Ludwig, wie ich Sie auch kenne, so würde dies doch das erste Mal seyn, daß meine Freundin Sie mit einem meiner Geheimnisse beschwert hätte. Da Sie, wie ich aus allen Umständen schließen muß, unmittelbar von Hause kommen, und folglich spät ausgeritten sind, so werden Sie sich wohl heute nach der Ruhe sehnen. Ein Glas Wein und etwas Butterbrodt“, und indem sie dieses sagte, schellte sie den Bedienten herein, „ist die einzige Erquickung, die ich Ihnen, da es schon so spät ist, vorlegen kann. Indeß werde ich erfahren, was meine Freundin Ihnen für mich anvertraute. Meinen Vater werden Sie gütigst entschuldigen, wenn er heute nicht erscheint; es

war ihm nicht wohl, deshalb habe ich ihn nicht wecken lassen.“

Stören Sie den guten Vater nicht in seiner Ruhe, erwiederte ich. Er würde über den wilden Nachtschwärmer zürnen. Geschäfte, die ziemlich dringend sind, lockten mich aus dem väterlichen Hause, und da Er es nicht ist, der mir hierüber Licht geben kann, so sollte es mir sehr leid thun, wenn er durch meine Ankunft gestört würde.

„Seyn Sie unbesorgt,“ antwortete Sophie; ‚das Schlafzimmer meiner Aeltern ist, wie Sie wissen, oben nach hinten zu, und ziemlich entfernt. — Sie sprachen von dringenden Geschäften? wie soll ich das erklären? doch wohl nicht Ihre eigene? Wie Sie doch die Neugierde eines Mädchens reizen! Indeß über Ihre Geheimnisse muß ich das meinige nicht vergessen.“

Mein Geheimniß, antwortete ich, ist das Geheimniß einer Freundin, der ich gern dienen möchte: und Sie, mein gnädiges Fräulein, können mir dazu behülflich seyn; das Ihrige, wozu Sie wahrscheinlich den Schlüssel haben, liegt, so weit ich es weiß, in der Bitte meiner Schwester: ‚Sie möchten auf Ihrem Vorsatze strenge beharren.“ —

„Und dies wäre Alles! Je nun, dazu wäre ich freilich wohl einen Schlüssel finden müssen. Ich danke Ihnen für das schleunige Ueberbringen dieser wenigen Worte, die mir viel werth sind. Nun werden Sie mich doppelt verbinden, wenn Sie mich in den Stand setzen, Ihnen nützlich zu seyn.“ —

Mein gnädiges Fräulein, an dem Geheimniß meiner Freundin würden Sie einen zu lebhaften Antheil nehmen, wenn ich es Ihnen jetzt erzählen wollte. Es hat Zeit damit bis morgen. Warum sollte ich Ihnen eine unangenehme Nacht machen! Ich habe Sie ohnehin schon in Ihrer Ruhe gestört. Eine Gefälligkeit bitte ich mir nur noch von Ihnen aus. Ich weiß, daß der Baron von Eichen sich hier aufhält, verschaffen Sie mir gütigst jetzt eine kurze Unterredung mit ihm. Lassen Sie ihn wecken, ich muß ihn nothwendig und zwar sogleich sprechen; eine einzige Viertelstunde später könnte zu meinem Vorhaben zu spät seyn. Er wird desto bereitwilliger seyn, mir diese Gefälligkeit zu erweisen, wenn Sie, meine liebenswürdige Freundin, ihn darum ersuchen lassen.

„Ihre Bitte, lieber Ludwig, die Sie so dringend machen, macht mich unruhig. Trauen Sie mir so wenig Liebe zu einer Freundin zu, die, wie Sie selbst sagen, mir viele Theilnahme ein-

ßt, daß ich ihr nicht gern die Ruhe einiger
ächtlichen Stunden opfern sollte. Meine Neu-
ierde, wie ich aus Ihrer Rede selbst schließen
uß, ist nunmehr nicht unbescheiden. Verzeihen
ie, wenn ich Sie einen Augenblick allein lasse;
ch muß ohnehin auf mein Zimmer, wo ich aus
ersehen eine Kerze neben meinem Bette brennen
eß."

So stand sie auf und ging aus dem Saale.
hre Absicht errieth ich.

Sie ging selbst, den Nichtswürdigen zu ru-
en, der wahrscheinlich in ihrem Zimmer mit Un-
eduld auf ihre Zurückkunft lauerte. — Sie
lieb lange außen. Ach! wäre sie doch diese Nacht
icht zurückgekommen! Mein Wunsch war, mit
em Baron allein zu sprechen, und ihn durch trif-
ige Gründe von dem Entschlusse abzubringen,
iese Nacht seinen Vorsatz auszuführen. Er sollte
ie ganze Zeit nicht von meiner Seite weichen;
ch hätte ihn unter vier Augen gezwungen, dem
räulein Geschäfte vorzulügen, die ihm nicht er-
aubten, sich von mir zu trennen, und deine
reundin hätte sich, ohne Furcht, in ihrer Ruhe
estört zu werden, auf ihr Zimmer begeben kön-
en.

Allein sie kam wieder, mit der Nachricht,
er Baron würde sogleich erscheinen. Sie ver-

ſicherte mich, wie ſehr er ſich freuen würde, mir in meinen Angelegenheiten nützlich zu werden. Dazwiſchen ſprach ſie von dir, von meiner Mutter und ihrer Krankheit, von ihrer Sehnſucht nach dir. Sie hätte zwar heute ein Schreiben von dir mit Zuverläßigkeit erwartet, aber nicht geglaubt, ſo angenehm überraſcht zu werden. Die Schloß-Uhr tönte eben zwölf. Sehen Sie, ſagte Sophie, wie eine Stunde ſchnell dahin gefloſſen iſt. Die andere wird eben ſo geſchwinde auf dieſe folgen, und dann bricht der Tag an. Sie ſcheinen nach Ihrem Ritt nicht müde zu ſeyn; laſſen Sie uns zuſammen den Morgen in freundſchaftlichen Geſprächen erwarten. So jung kommen wir doch nicht wieder zuſammen. Erinnern Sie ſich wohl unſrer Kinderjahre? wie manche Nacht durchwachten wir im frohen Jubel. Ach! die Zeiten kommen nicht wieder! Ich bin jetzt ſehr heiter; wenn ich des Schlafes nicht bedarf, fliehe ich ihn, ſo ſehr ich kann. Sie auch? lieber Ludwig, nicht wahr? Morgen ſind Sie gewiß noch bey uns. Findet ſich dann die Müdigkeit ein, ſo ſind Sie ja Herr Ihrer Stunden, und können in der erſten beſten den Schlaf nachholen, den Sie meiner muntern Laune jetzt aufopfern.

Ich errieth ihre Absicht. Was sollte ich aber darauf erwiedern? Sie zerriß nicht nur meinen Plan, sondern sie durchbohrte mir auch das Herz.

Indeß trat der Baron herein. Er entschuldigte sich wegen seines Anzugs, fragte, womit er mir dienen könnte, und sah dabey etwas mürrisch aus. Mir kochte das Blut, als ich den Schurken ins Auge faßte.

Die gute Sophie, der diese in Runzeln gezogene Stirn nicht entging, bot alle ihre Munterkeit auf, um die seinige zu wecken; allein es gelang ihr nicht. Er war kurzsilbig, und blieb es. Sie machte sehr entfernte, feine und witzige Anspielungen auf die geheime Ursache dieser, wie sie sie nannte, so ungewöhnlichen Laune. Die Anspielungen verdrossen ihn. Das gute Mädchen schien wirklich zu besorgen, das Benehmen ihres Liebhabers würde mir auffallen und mich beleidigen.

Endlich nahm ich das Wort und sagte: „Herr Baron, es thut mir wirklich leid, Sie aus einem angenehmen Traume geweckt zu haben; indeß es war dringend; ich schmeichelte mir, Sie würden mir und meiner Schwester, die es hauptsächlich angeht, die Ruhe einiger nächtlichen Stunden, die Sie leicht nachholen können, gern aufopfern, besonders, da meiner Schwester durch

die mindeste Zögerung Alles unwiederbringlich verloren gehen kann. Der Antheil, den die liebenswürdige Sophie daran nehmen würde, hatte in mir den Wunsch erregt, mit Ihnen, Herr Baron, allein sprechen zu können, und wenn ich nicht befürchten müßte, durch die Bitte, mir diesen Wunsch zu gewähren, ihr gutes Herz zu kränken, so würde ich sie jetzt noch ein Mal darum ersuchen.“

Aber sie beharrte auf ihrem Vorsatze, zumal, sagte sie, da die Sache meine Freundin betrifft. Meine Einbildungskraft würde mir mehr Unruhe machen, als ich von der Wahrheit selbst befürchte. Nun sehe ich ein, warum sie mir keine Zeile schrieb.

Nein, mein Fräulein, erwiederte ich, das ist die Ursache nicht. Das Uebel, wovon ich spreche, und dem ich abhelfen möchte, trifft sie nur mittelbar; sie ist wegen eines geraubten Guts, das ihr sehr am Herzen liegt, höchst bekümmert; der Thäter soll sich, wie sie heute erfuhr, auf diesem Gute aufhalten. Ihm nachzuspüren, habe ich kein Bedenken getragen, Sie in Ihrer Ruhe zu stören.

Ist es das, erwiederte der Baron, so soll dem Uebel bald abgeholfen werden.

Ja, Herr Baron, das iſt es. Und gebe Gott, daß durch meine Ankunft dem Uebel-wirklich abgeholfen worden ſey. Dem Thäter, einem Manne von gutem Herkommen, Sie kennen ihn beide, war es gelungen, das Zutrauen meiner Schweſter dermaßen zu gewinnen, daß ſie ſich ihrer Redlichkeit ganz anvertraute. —

Nur zur Sache, junger Freund; nennen Sie den Schurken. Kenne ich ihn, wie ich aus ihrer Rede ſchließen muß, und er hält ſich noch im Bezirk dieſes Hauſes auf, oder ich ſollte ſonſt einen Aufenthalt wiſſen oder entdecken können, ſo wahr ich lebe, ich liefere Ihnen den Nichtswürdigen todt oder lebendig; aber nur zur Sache, es iſt wenigſtens Ein Uhr ſeyn muß, und Sie nach Ihrem Ritt der Ruhe bedürfen.

Ich ſchmeichle mir, Herr Baron, daß ich den Nichtswürdigen durch Sie erhalten werde, antwortete ich; das wünſche ich. Aber hören Sie nur gefälligſt weiter. Eben dieſer Nichtswürdige, der, wie es ſcheint, nicht arm iſt, und folglich überall für ſein Geld das finden konnte, was er anbte, hat ihr, ihr ſchönſtes, ihr reichſtes Kleinod entwandt.

Gottlob, daß es nur das iſt! fiel mir Sophie ins Wort. Mir war ſo beklommen, daß ich kaum Athem ſchöpfen konnte. Jetzt erhole

ich mich wieder. Ich kenne das Kleinod; es hat einigen Werth.

Einigen Werth! Mein gnädiges Fräulein, für meine Schwester einen unendlichen Werth, der nie ersetzt werden könnte, wenn ich nicht so glücklich wäre, es dem Räuber zu entreißen. So, wie sie sagte, ist es ein heiliges Andenken an ihre schönsten Jugendjahre, das Unterpfand ihres vorigen, die süsseste Quelle ihres jetzigen, ihres zukünftigen Glücks. An diesem Gute hing ihre ganze Seele; so oft es vor ihren Augen schwebte, weckte es in ihr die frohesten Empfindungen.

Lieber Ludwig, erwiederte sie, auf dieses Kleinod setzt meine Freundin einen viel zu hohen für mich zu schmeichelhaften Werth. Sie hatte es von mir; ich will ihr ein ähnliches, ein vollkommen ähnliches an der Stelle geben; es kann der Freundschaft erlaubt seyn, Gefühle dieser Art zu täuschen, und ein Bruder kann, ohne sich Vorwürfe zu machen, der Freundin die Hand dazu bieten. Ist Ihre Nachforschung fruchtlos, so geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie das thun wollen.

Der Baron wurde ärgerlich, und ließ es merken. Wozu diese Weitläuftigkeit, junger Freund? sagte er. Sie gerathen über das Bubenstück in Leidenschaft, und vergessen den Thäter

nennen, worauf doch Alles ankommt. Das ebrige ergiebt ſich ja von ſelbſt.

Ich will ihn ſogleich nennen, Herr Baron, nwortete ich, und Sie werden ſich über den Namen entſetzen, ſo bekannt wird er Ihnen klin- en. Hören Sie nur weiter: Dieſes Kleinod, nd darin beſteht eigentlich das Bubenſtück, ſoll ie zwar wiedergegeben werden, aber unter einer ndern Geſtalt, als diejenige, die ihr ſo lieb iſt; le ſoll es wieder bekommen; aber es ſoll nicht nehr daſſelbe ſeyn. Zwar wird es ohne ſeinen rſprünglichen Glanz und Farben für den Kenner mmer ſeinen innern Werth behalten; für den Käufer aber wird es ſeinen konventionellen Werth verlieren.

Der Baron wurde finſterer. So geheimniß- oll als entſetzlich, ſagte er; aber —

Was auf dieſes Aber folgen ſollte, wartete ch nicht ab. Hören Sie nur weiter, Herr Ba- on. Jeder Umſtand muß abgewogen werden, he ich zur Rache ſchreite. In dieſer Nacht, ſo iel hat meine Schweſter heute entdecken können, n dieſer Nacht ſollte das Bubenſtück verübt wer- den. Es ſollte in den Ringmauern eben dieſes Schloßes, das den Schändlichen ſo liebreich auf- nahm und bewirthete, den glaubwürdigſten Nach- richten zufolge, verübt werden. Dieſe Nachrich-

und sagen ferner, daß der Mensch sich in das Zutrauen der würdigen Familie dieses Hauses eingeschlichen habe, und mit dem schrecklichen Gedanken umgehe, hier in mehr als Ein Herz Wunden zu schlagen, die ewig bluten werden. Es treibt ihn eine geheime Bosheit, die Niemand ahnden, vor welcher sich Niemand schützen kann.

Sie zittern, liebenswürdige Sophie! Zittern Sie nicht. Bin ich wirklich, wie ich glaube, dem Ungeheuer auf der Spur, so ist die Gefahr sowohl für Sie als für meine Schwester vorüber. Entlarvte Schurken verlieren mit der Larve ihren Stachel. Ich wußte, daß Sie mich nicht ohne Entsetzen anhören würden, deshalb bat ich Sie, uns allein zu lassen. Meine Erzählung ist jetzt erst zur Hälfte vollendet, und wird noch schrecklicher. Mein Fräulein, noch steht es bey Ihnen, prüfen Sie sich. Wo Männer auftreten müssen, wo die Kühnheit sich mit der Verschlagenheit in einen ungleichen Kampf einläßt, entnervt die Schüchternheit des Weibes den Arm, den die Rache beflügelt.

Freund, antwortete sie! verzeihn Sie einem Mädchen, wenn es vor einer Gefahr bebet, die es nicht kennt. Ich glaubte mich bis jetzt bloß mit Freunden, nicht mit Feinden, umringt. Nehmen Sie auf diese Schwäche keine Rücksicht.

ſobald mir die Gefahr, worin ich ſchwebe, be-
annt ſeyn wird, ſollen Sie mich mit Entſchloſ-
nheit bewaffnet finden. Meine Einbildungs-
raft wirkt, ſobald ſie ſich nicht an das Wirkliche
lnden kann, mit zu vieler Lebhaftigkeit auf mich.
ahren Sie fort, ich bleibe.

Der Baron. — Aber, junger Mann,
wzu dieſe Weitſchweifigkeit? entweder zur Sache,
der ich —

Herr Baron, noch einen Augenblick Geduld!
echnen Sie mir es als eine Tugend an, daß ich
edenken trage, Ihnen den Namen jenes ver-
ppten Schurken zu nennen; er iſt Ihr nächſter
erwandter, der Freund Ihrer würdigen Aeltern,
ein Fräulein, ein Mann, deſſen Ruf bis jetzt
nbeſcholten war, ein junger Mann, deſſen Ehre
h auf das empfindlichſte antaſte, deſſen Leben ich
ufs Spiel ſetze, gegen deſſen Leben ich mein eige-
es wage.

Der Baron. — Junger Mann, vorſich-
ger, und nicht ſo hitzig! Schurken zähle ich
icht unter meinen Verwandten. Ich ging zu
hnen, um Rath, um Aufſchlüſſe zu geben,
icht, um mich von Ihnen beleidigen zu laſſen.
anken Sie es der Gegenwart des Fräulein,
enn ich in dem vorwitzigen Knaben den Bruder
rer Freundin ſchone. Aus allen Umſtänden

ſehe ich ohnehin, daß ich nicht dienen kann. Ich empfehle mich.

Hier zog ich den Degen, ſprang nach der Thür und ſchnitt ihm den Weg ab.

Nicht von der Stelle! Herr Baron, Rath verlange ich von Ihnen nicht; Aufſchlüſſe fordre ich. Er ſtand wie verſteinert da, und wußte nicht, was er auf meine Entſchloſſenheit, aus der er nichts Gutes zu ahnden ſchien, erwiedern ſollte.

Auch ließ ich ihm die Zeit nicht, ſich zu ſammeln. Eine Frage, Herr Baron! Iſt in dieſem Hauſe Jemand, der nicht zu der ehrwürdigen Familie gehört, oder der ſich mit derſelben auf irgend eine Art zu verbinden geſonnen iſt?

Der Baron. — Was ſoll mir dieſe Frage? Meine Schwiegerältern werden ſie Ihnen beantworten können.

Keinen Umweg! Herr Baron, auf eine beſtimmte Frage eine beſtimmte Antwort. Niemand?

Der Baron. — Noch eins. Was ſoll dieſe Frage? dieſe bedeutende Miene? und dieſes Mordgewehr? Fräulein, der junge Mann iſt von Sinnen. Schade, wirklich Schade um ſo viele Jugend und ſolche Eigenſchaften. Es läuft ihm bunt durchs Gehirn durch. Er träumte von Rittergeſchichten, und ſieh da, er ſchlägt ſich mit

dem Winde. Um Gottes Willen ſchellen Sie den Bedienten; er richtet ſonſt ein Unglück an. Mir ahndete gleich ſo etwas, als ich ihn ſo ſonderbar von einem geraubten Kleinode phantaſiren hörte.

Die kaltblütige Geduld, mit der ich Sie ausreden laſſe, zeugt Ihnen, Herr Baron, von der Gegenwart meines Geiſtes. Fräulein, der Klingel um keinen Schritt näher; machen Sie keinen Lärm; faſſen Sie ſich, ich beſchwöre Sie.

Der Mann, Herr Baron, den ich ſuche, und der meiner gerechten Rache gewiß nicht entkommen ſoll, iſt Ihr nächſter Verwandter, ſo verſicherte man mir. Er hat ſich in dieſe Familie eingeſchlichen, um mit der Ehre eines liebenswürdigen Mädchens ein ſchändliches Spiel zu treiben. Er hat die Miene eines ehrlichen Mannes angenommen; höchſtens ſechs Wochen wird er ſich noch hier aufhalten; Sie, Herr Baron, Sie ſelbſt wiſſen um das Bubenſtück. Eine beſtimmte Antwort: iſt es wahr, oder nicht wahr?

Der Baron. — Was ſtehn Sie denn da und zittern und weinen und ringen die Hände! So faſſen Sie doch Muth; dringen Sie nur dreiſt zur Schelle hin; Sie hören ja, daß er fehlt. Wozu dieſe Niedergeſchlagenheit? Man muß dem jungen Freunde zu Hülfe kommen.

Holla! Albert! — Sein Auge funkelt; ich befürchte den Anfall einer heftigen Raserey; man muß ihn binden, und den Zufall sogleich seinen Aeltern melden. Eine schreckliche Nachricht für die sterbende Mutter! Zittern Sie doch nicht, Fräulein; seine Klinge spielt bloß mit dem Winde; er stößt nicht zu; nur schnell; er thut Ihnen fürwahr nichts!

Herr Baron, ein zweyter Beweis von der Gegenwart meines Geistes. — Ich ließ Sie wieder ruhig ausreden. Fräulein, Sie dauern mich; das Spiel wird Ihnen zu gräßlich. — Vor diese Klinge wage sich Niemand. Ihr Degen, Herr Baron, soll Ihnen gebracht werden; aber Niemand als ich soll Ihnen diesen reichen; schließen Sie hieraus, ob ich wirklich rase.

Sophie weinte, der Baron biß sich in die Lippen, ich zog an der Schelle. Der Bediente kam, ich öffnete ihm die Thür, und sagte ihm mit gemilderten und unbefangenem Tone: Albert, hole mal den Degen des Herrn Barons, dann schloß ich die Thür sogleich wieder zu.

Ihr Degen, Herr Baron, soll Ihnen sogleich gereicht werden. Indeß, da ich die Ehre Ihres Verwandten auf die empfindlichste Art angegriffen habe, und da Sie mich so dreist für rasend ausgeben, so muß ich die Zeit, bis Ihnen

er Degen gebracht wird, benutzen, um mich zu
chtfertigen.

Sophie betrachtete mit weinenden Augen bald
ich, bald den Baron, der ſich neben ihr auf ei-
en Seſſel hingeworfen hatte. Von dieſer gan-
n Szene begriff ſie kein Wort.

Ich zog langſam die Briefta ſche heraus, öffnete
e langſam, indem ich den Baron ins Auge faßte.

Er wurde bleich, zugleich äußerſt verlegen.
Sophie wurde dieſe Veränderung gewahr und er-
hrak.

Lieber Baron, was iſt Ihnen? Sie werden
n ganz blaß; was iſt Ihnen, Karl? Ludwig!
as ſoll das? Wen gilt es? trifft es mich Un-
lückliche? Was muß ich befürchten! Gott!
orüber bebe ich!

Das thut mir weh, Fräulein, erwiederte
r. Um eines Schurken willen ſo viel Thränen!
Doch, da ich Ihnen nun einmal Elend verkündi-
en mußte, warum traten Sie, Gott! ich bat
Sie ja ſo ſehr, ſich zu ſchonen, warum traten
Sie dem Blitzſtrahl ſo nahe; er iſt zerſchmetternd,
h ſagte es Ihnen ja voraus. Meine Schuld
t es nicht, wenn Ihrem Auge noch mehr Thränen
ntquellen, — wenn etwa gar Blut fließen ſollte.

Nun, hören Sie nicht, Herr Baron, wie
as Fräulein Sie um die Urſache Ihrer ſchleuni-

öffnete gelaſſen die Thür, und ſagte dem
ten mit einem ruhig ſcheinenden Tone:
wenn du einen Schritt vorwärts gehſt u
mindeſten Lärm machſt, ſo ſchwimmt, ſ
meiner Klinge entlaufen ſollteſt, dein Herr
nem Blute, alſo nur ſchnell ins Zimmer
— Er trat ins Zimmer, ohne ein Wort
chen. Der ruhige Blick, mit dem er n
trachtete, würde mich befremdet haben,
mir nicht eingefallen wäre, daß ich unm
mit meinem Jäger von dem Auftritte,
hier erwarten mußte, und von der Urſach
ben manches geſprochen hatte, was mir je
nützlich zu werden ſchien.

Der Baron knirſchte vor Wuth u
Zähnen.

Schurke, ſagte er zum Bedienten, fa
Raſenden.

Endlich sprang sie von ihrem Stuhle, meiner Klinge, die mit der Luft spielte, entgegen. Ludwig! Gott, Ludwig! was willst du, stotterte sie mit schluchzender Stimme, was willst du? was soll das? was thust du? wie folterst du mich! sprich, nenne mir mein Elend; ich will es ertragen; aber nenne es, und folter mich nicht auf so eine grausame Art. Gott!

Plötzlich bleichten ihre Wangen, ihr Athem schwand, und sie sank ohnmächtig vor mir hin.

Ich faßte mit einem Arme die Sinkende, und hob sie wieder empor; dem Bedienten winkte ich, einen Stuhl heranzurücken. Er that es. Ich setzte die Ohnmächtige nieder, und wehrte, so gut ich konnte, mit der Klinge den Nichtswürdigen ab, der diesen Augenblick zu benutzen suchte, entweder zu entweichen, oder mir die Klinge zu entreißen.

Da dies nicht glückte, lief er wüthend ans Fenster, riß es auf und rief in den Schloßhof hinein, man morde, man morde das Fräulein. — Zum Glück konnte er die Fensterladen, die, wie es hier Sitte ist, verschlossen waren, nicht öffnen, sonst wäre er mir entsprungen.

Während dieser Zeit hatte sich Albert dem Tische genähert, um Wasser für das Fräulein zu holen, das noch immer bleich, mit dem Kopfe an meinen Arm gestützt, neben mir saß.

Kaum merkte er ihn, so kehrte er sich plötzlich um, packte den Kerl, schüttelte ihn einige Male mit Heftigkeit, und schrie, so laut er konnte: rette das Fräulein! siehst du nicht, er hat gemordet; fasse den Rasenden.

Da nun der Bediente, dieser Erschütterung ungeachtet, nicht von der Stelle wich; — er wünschte ihn mit mir handgemein zu sehn, wahrscheinlich um diesen Augenblick zur Flucht zu benutzen — so fing er an, ihn zu mißhandeln. Durch dies Geräusch schien die Ohnmächtige zu erwachen. Sie öffnete halb ihr mattes in Thränen gebadetes Auge, ohne die Kraft zu haben, ihr Haupt empor zu heben, und Worte zu finden, die ihren Schmerz auszudrücken vermöchten.

Nichtswürdiger, rief ich dem Wüthenden zu, laß den Bedienten das Wasser bringen, oder ich stoße dir die Klinge durch den Leib, und machte zugleich eine Bewegung vorwärts, die ihm bedeutend zu werden schien. Diese Bewegung, die meinen Arm, worauf sich das Fräulein noch immer stützte, erschütterte, riß sie völlig aus ihrer Ohnmacht; sie richtete sich auf, öffnete das Auge, sahe ängstlich um sich herum, und ihre ersten Worte waren: Karl! ach Karl! lebst du? haben sie dich ermordet?

Diese Szene, der ängstliche Ton, mit welchem Sophie diese Worte aussprach, hätten einen Stein erweicht: für den Baron ging ihr Zauber verloren; er antwortete nicht, und fiel wild über den Bedienten einher, der mir nunmehr das Wasser reichte.

Ja! er lebt! Sophie, sagt' ich ihr, indem ich ihre matte und kalte Hand ergriff, er lebt; trinken Sie; erholen Sie sich; trinken Sie.

Als sie mit ihren blassen Lippen das Wasser berührte, schien sie etwas Leben einzuschlürfen; aber indem sie mit gebrochener Stimme die Worte: Ach! wenn Er nur lebt! aussprach, sank ihr Haupt wieder an meine Brust; ein kaltes Schauer lief über meine Nerven, indem mein Arm ihre blasse Wange berührte.

Jetzt eilte einer mit schnellen Schritten über den Vorsaal nach der Thür des Zimmers. Es war mein Jäger, der das fürchterliche Geschrey des Barons gehört hatte.

Junker, sagte er, die Herrschaft ist so eben durch das Getöse wach geworden. Oben wurde ein Fenster geöffnet. Der Herr wird sogleich hier seyn. — Gut, Fritz, sagte ich, halte dich in der Nähe.

Auf die Nachricht, die der Jäger brachte, daß ihr neues Leben durch die Ihren den Ohnmächti-

tigen. Der Baron wurde ruhiger, horchte, und sann wahrscheinlich auf die Rolle, die er nunmehr spielen mußte. Mir öffnete sich ebenfalls eine neue Szene, zu der ich nicht vorbereitet war, und auf die ich jetzt zu denken hatte. Indessen erscholl die Stimme des Vaters, der das Gesinde weckte, durch die Schloßzimmer, und die Stimme des Barons, die fürchterlich um Hülfe rief, und durch die Wände drang, leitete und beflügelte seine zitternden Schritte.

Ich hatte die Thür hinter dem Jäger verriegelt. Stricke! Stricke! rief der Baron den Hereintretenden entgegen, Stricke, den Rasenden zu binden! Waffen! er mordet! man rette das Fräulein!

Man riß an der Thür. Aber der Riegel, der gegen den ersten Anfall sicherte, hielt den zweyten nicht ab. Die Thür sprang auf. Der Vater, mit der blanken Klinge in der Faust, die Bedienten, ein jeder nach seiner Art bewaffnet, stürzten ins Zimmer.

Er raset, er wüthet, rief der Baron, man packe ihn.

Wehe, erwiederte ich, wehe dem Verwegenen, der mir um einen Schritt näher kommt! Eine stumme Verwunderung bemächtigte sich aller Anwesenden, als sie in mir den Sohn des alten

Freundes ihres Hauſes erkannten. Der Vater war wie vom Blitz getroffen. Es wagte keiner der Bedienten, die Hand zu heben, um mich zu entwaffnen. Dieſe Stimmung benutzte ich. Ich ſprang in die offne Thür, und rief zum zweyten Male in den Kreis der Herumſtehenden: Wehe dem Raſenden, der, ehe ich, was ich auf dem Herzen habe, ſagen konnte, aus dieſem Zimmer zu entlaufen wagt, oder mich mit einem Finger anrührt. Neben mich ſtellte ich den Degen des Barons, und lehnte mich ſo mit dem Rücken in die Thür, daß ich mich von Seiten des Zimmers mit der Rechten und nach dem Saale hin mit der Linken decken konnte.

Herr von Waldov, ſagte ich nun in einem gelinderen Tone, keine Sylbe, ehe ſich nicht das Fräulein erholt hat. Seyn Sie unbeſorgt; treten Sie näher. Er ſahe mich mit ſtarren Blicken an, als wenn er aus meiner Miene erforſchen wollte, ob er es auch wagen dürfte. Herr von Waldov, wiederholte ich, fürchten Sie nichts; bringen Sie Ihre Tochter zuvor ins Leben. Aber Ihnen allein und Alberten ſey dieſe traurige Pflicht verſtattet; es nahe ſich keiner der andern Bedienten, der Baron mit keinem Schritte!

Herr von Waldov nahte ſich, ſeine Tochter richtete ſich langſam auf und ſchmiegte ihren Arm um

seinen Hals. Vater, stammelte sie, wie ist mir? was soll ich befürchten? worüber muß ich weinen? wen gilt es? — Was fehlt dir, mein gutes Kind? wer wagte es, dich zu kränken? wer ist der Verruchte? nenne ihn; was will hier der Junker? wenn kam er? warum du hier? — Ein schreckliches Unglück ist es, Vater, das mir bevorsteht; was es ist, darf ich mir nicht denken, konnte ich noch nicht erfahren, weiß ich bis jetzt noch nicht. Gott, die Auftritte waren fürchterlich!

Ja wohl, fürchterlich! erwiederte ich. Deshalb bat ich Sie, Fräulein, Ihre Entschlossenheit zu prüfen; ich bat Sie so dringend, wie meine Ehrfurcht für Sie es erlaubte, sich zu entfernen. Ich kannte die Gränzen des weiblichen Muths. Ihre Gegenwart zwang mich zu Umschweifen; ich mußte Ihrer Empfindlichkeit schonen, sie langsam zu den Wunden bereiten, die ich Ihnen nun mehr unmittelbar schlagen muß. Ein Barbar ist der Schurke, der Ihnen Ehre und Leben raubt, und zugleich hier mit Ihren Thränen spielt!

Der Baron nahm das Wort: So, Vater, so faselt er in einem fort; das Mordgewehr in der Hand, zog er vom Hause aus, um verlarvte Ritter, spricht er, aufzusuchen, die mit der Ehre und dem Leben ihrer Geliebten spielen. Durchbohren will er sie, um die Betrogenen, wie er

ſie nehme, zu retten; mit dieſem Plane drang er ins Schlaf, und ließ mich rufen, unter dem Vorwande, wichtige Aufſchlüſſe von mir über ein reiches Kleinod zu erhalten, das irgend ein Ritter, der ſich hier ſehen laſſen ſollte, ſeiner Schweſter rauben wollte. Iſt das nicht ein wirklicher Anfall von Raſerey? So ſpielt er den Raſenden, um ganz beſondre Abſichten zu erreichen. —

Halt! rief ich; erſt mir das Wort, alsdann Ihnen. Herr von Waldow, was der Baron da vorbringen wird, werde ich ganz gelaſſen und ruhig bis ans Ende anhören. Aus dieſer ſcheinbaren Gelaſſenheit ſchöpfen Sie kein ungünſtiges Vorurtheil gegen mich. Herr Baron, Sie haben jetzt das Wort.

Der Baron. Merken Sie, wie er ſich verrathen fühlt! Seine Raſerey war nur ein Spiel, das ihm durch einen beſondern Zuſammenfluß von Umſtänden nicht gelingen wollte. — Es war nichts mehr und nichts weniger, als eine Entführung. Deswegen kam er um Mitternacht. Das Rendezvous war abgeredet, deswegen eilte Ihre Tochter ihm entgegen. Sie floh aus dem Arme eines Mannes, um mit einem Knaben zu entweichen, daher die ſonderbare Weigerung, dem Wunſche meiner Liebe zu entſprechen. Es war ein geheimes Liebesverſtändniß zwiſchen Beiden;

Wußten Sie etwa darum, Herr von Walden, und bin ich auf eine ſolche empfindliche Art hinten gangen worden? Ich würde zwar hieher gerufen; aber das war ſehr natürlich: denn da ich mich nicht wie ein Kind aus dem Zimmer Ihrer Tochter zurückweiſen ließ, und am Fenſter erſchien, als die ſaubern Herren heraufgeritten kamen, mußte man freylich den erſten Plan abändern; er wurde alſo liſtig genug ausgeſonnen. Ihre Tochter kam ſelbſt, bat mich, ihrem Freunde, der ſich in groſſer Verlegenheit befände, einen wichtigen Dienſt, der keinen Aufſchub erlaubte, zu erweiſen. Man wollte mich überliſten und in dies Zimmer einſchlieſſen; da ich aber die Abſicht, die man mit mir vorhatte, merkte, und ehe man es vermuthen konnte, aufbrach, da ſprach der junge Herr aus einem andern Tone, zog den Degen, und erſann, Gott weiß, welche ſchreckliche Dinge, die er mir zur Laſt legen wollte, und worauf man mich wahrſcheinlich verabſchieden ſollte, damit er, mit frecher Stirn, in meine Stelle treten konnte. Ihre Tochter, welche dieſe tragiſche Wendung nicht erwartete, fiel darüber in Ohnmacht; während dieſer Zeit mußte ich zuſehn, und da er bewaffnet war, und ich nicht, mußte ich es dulden, wie er die Ohnmächtige in ſeinem Arme hielt, wie er ihr die Thränen abtrocknete, wie ſie ihr

haupt an ſeine Bruſt legte, ſo fuhren ſie unter meinen Augen. Wollte ich die Sache näher unterſuchen, ſo würde ich wahrſcheinlich — denn Räuber dieſer Art ſind auf jeden Vorfall vorbereitet — irgend einen Brief bey ihm finden, und durch er mich der Treuloſigkeit und Gott weiß, was mehr, zu überführen gewinkt. Man kennt die Kniffe dieſer ſaubern Geſellen. Eine Hand nachzuahmen, koſtet ihnen ebenſo wenig, als ſich in ein Herz zu ſtehlen, und ein hübſches Mädchen zu verführen und zu entführen. Meinetwegen, ich mag mich in kein Herz hineindrängen. Ein Gut dieſer Art mag ich mit Niemanden theilen; nehme das Fräulein, wer es mit Andern theilen will; ich entbinde es ſeines Worts. Eins muß ich nur noch hinzuſetzen: der Schurke Albert wußte um das Bubenſtück, und begünſtigte die Entführung.

Er ſchwieg, die Stirne in Falten gezogen. Alle Anweſende ſahen ſich einander an. Der Herr von Waldov blickte auf ſeine Tochter, dieſe, die ihre Farbe wieder bekommen hatte, wurde bleich und warf auf den Nichtswürdigen einen Blick, der ihm tief in die Seele dringen mußte. Ich, ich verlor meine bisherige Kaltblütigkeit und wurde wüthend.

Nichtswürdiger, sagte ich, du schämst dich nicht, mit dieser Frechheit den guten unbescholtenen Namen eines Mädchens anzugreifen, von dessen Unschuld du besser als irgend einer überzeugt seyn mußt. Es war dir nicht genug, eins der liebenswürdigsten Geschöpfe deiner unbegränzten Wollust opfern zu wollen; du wagst es noch, um deine Niederträchtigkeit zu verdecken, die Unschuldige, die Betrogene, als eine Verworfene zu schildern, die keine Achtung verdient, und du erröthest nicht, so etwas in ihrer Gegenwart, in der meinigen, vor ihrem Vater, vor dem Gesinde, das von ihrer Tugend überzeugt ist, zu behaupten?

Er wollte das Wort nehmen. Schweig, Nichtswürdiger, und warte, wenn du dann noch das Herz dazu hast, zu sprechen, wenn ich geredet habe.

Dieser scheinheilige Bube, fuhr ich fort, hatte sich in das Zutrauen dieser ehrwürdigen Familie eingeschlichen, um die Tochter, unter dem Scheine einer rechtmäßigen Liebe und einer rechtmäßigen Ehe, zur Befriedigung seiner Lüste zu zwingen; da dem Nichtswürdigen kein andrer Weg übrig blieb, das tugendhafte Mädchen zu bestrechen. Das war es, was ich der Getäuschten entdecken mußte, das war die Nachricht, wovon ich ihr den Schmerz, wenigstens diese Nacht, zu ersparen wünschte; ich wußte,

ß das Buhenſtücke in dieſer Nacht verübt wer-
en ſollte, daß kein guter Engel die Unſchuldige
hützen würde, wenn ich nicht, um ſie vom Ver-
erben zu retten, den letzten Athemzug meines
ferdes aufs Spiel ſetzte.

Geh, Verworfener, und ſieh die Pferde an,
ie freylich noch auf dem Hofe ſtehn, und ſieh,
b ſie Luſt genug übrig behalten haben, um mit
inem Mädchen davon zu jagen.

Ich dir dein Mädchen verführen! Nie-
riger Verläumder! Die Frechheit geht über
llen Begriff. Doch nein, der Schurke hat ei-
igermaßen Recht; ich kam wirklich hieher, das
räulein aus ſeinem Arme zu reiſſen — das un-
uldige Lamm aus der Klaue des Wolfes. Sechs
Wochen wollte er in den Blüthen dieſer Unſchuld
üthen, und alsdann die Betrogene ihrem Schick-
le, ihren Thränen, ihrem Harme überlaſſen, um
ſſelbe Spiel mit einer gewiſſen Wienerin, die er
uraſſls ſeiner Wolluſt opfern will, zu erneuern.
r iſt es, der Ihren Onkel in Weitläuftigkeiten
rwickeln läßt, um die Ankunft deſſelben zu ver-
ögern, und den Zeitpunkt der wirklichen Ehe, in
elche er nie treten will, zu entfernen. Die
ahrheit dieſer Anklage kann ich beweiſen.

Der Byron. Für einen achtzehnjährigen
naben liſtig genug erſonnen! Man ſieht, daß

vermuthen können, zumal da ich bereits
klärt habe, daß ich ihm das Fräulein her
überlasse; und weit entfernt bin, bey sol
ständen meine gerechten Ansprüche gelten
chen. Oder glaubt er etwa, seine Sac
schönigen, indem er meine Denkungsa
zweydeutiges Licht zu stellen sucht. E
kann hier nicht glücken, mein bewehrte
Ich bin als ein Mann von Ehre seit zwe
in diesem Hause und in der ganzen Gegend
und ein Bürschgen von achtzehn Jahren
seiner Pathos und seinen Floskeln, mi
schön ersonnenen, aus irgend einem Ro
geschriebenen Korrespondenz, meinen Ru
ziemlich fest gegründet ist, nicht so leicht
bin indeß in diesem Hause aufs äußerste
worden. Von einem Gecken, der sich eine
des Hauses nennt, von einer Sprödben,
heuchelte, die Enthaltsame spielte, und

le meine Liebe zu ihr ihr ein ganzes Jahr hin-
urch brachte. Nach dem, was vorgefallen iſt,
dort meine Ehre eine Genugthuung, die jener
beleidigung angemeſſen iſt. Sobald der Tag
nbricht, mag der junge Geck zeigen, ob er, ei-
en Klinge gegenüber, den hohen Muth retten
ird, womit er ſich jetzt brüſtet. Nun denke
h, wird das Gaukelſpiel ein Ende haben: we-
igſtens bin ich der Gaukeley ſehr müde. Herr
on Waldov, befehlen Sie gefälligſt, daß mir
ein Degen wiedergegeben werde, da ich ihn nun-
ehr brauchen muß; ſonſt ſtürze ich mich mit
em erſten beſten Stück Hausgeräth, das ich zu
einer Vertheidigung ergreifen kann, über ihn
er. Was daraus entſtehen könnte, wird dann
hre Sorge ſeyn. Genug, ich bin hier unnütz;
h will jetzt auf mein Zimmer gehn, und mich
nkleiden. In einer halben Stunde ſtehe ich zu
Befehl.

Ich war eben im Begriff, das Wort zu neh-
nen, als Sophiens ſchwache Stimme die Auf-
nerkſamkeit der Anweſenden auf ſich zog.

Herr von Steinbach, ſagte ſie, ſchonen Sie
ich, ich beſchwöre Sie, aus Liebe für mich, ſcho-
en Sie ſich; bin ich nicht ſchon unglücklich ge-
ug? Wollen Sie durch eine Gefahr, die Ihr
en und mir nichts nützt, meine Angſt ver-

gröſsern und vielleicht meine Traurigkeit vermehren? So tief mich dieſe Entdeckung niederdrückt, ſo innig fühle ich den Werth Ihrer ſeltenen Freundſchaft. Ich habe keine Worte, Ihnen meinen Dank auszudrücken; eben ſo wenig finde ich auch Worte, die meinen Schmerz auszudrücken vermögen. Nach Allem, was ich erfahren und hören mußte, ſeh ich, ohne weitere Beweiſe zu verlangen, daß ich mich durch den Schein der Rechtſchaffenheit hintergehn ließ. Gott! auch kein einziger Funke von Liebe in der Bruſt dieſes Nichtswürdigen! Nie werde ich mich von dem Schlage erholen, der meine ſüſſeſten Hoffnungen vernichtet und mein ganzes Leben in eine lange Kette von traurigen Empfindungen verwandelt. Noch ſchwebt mir, was ich ſahe, was ich hören mußte, wie ein Traum, von dem ich eben erwache, vor den Augen.

Meine Ehre haben Sie gerettet, das konnten Sie, mein Leben nicht, denn das ſtand nicht in Ihrer Gewalt. Meine Liebe zu dem Treuloſen, der ſich, mit einer unglaublichen Frechheit, bis zur niedrigſten Verläumdung herabwürdigt, meine Liebe, die aufrichtig war, die innigſt iſt, die in meinem Herzen nicht mehr vertilgt werden kann, wird, ich weiß es, ich fühle es, mein

Leben ſchnell zernagen. Der Sturm des Grams tödtet die Vernunft nicht. Indeß, edler Freund, was auch über mich verhänge ſey, ſo rechnen Sie auf meine innigſten Dankgefühle, das Einzige, womit ich Ihre Wohlthat vergelten kann.

Ihnen, Herr Baron, danke ich für die frohen Stunden, die ich in Ihrem Umgange genoſſen habe. Mein Wunſch war, mich nie von Ihnen trennen zu müſſen. Was ich zu Ihrem Glück hätte beytragen können, das hätten Sie von mir erhalten. Ich liebte Sie; über dies Geſtändniß erröthe ich nicht. Ich liebte Sie wegen der Tugenden, die Sie, leider! erkünſtelten. Meine Hoffnung, je glücklich zu werden, iſt nun dahin; meine Liebe für Sie wird bleiben, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie meinen Geſichtskreis mit immerwährenden Wolken beziehn wird. Auf meine Achtung können Sie freylich nun keine Anſprüche mehr machen; es ſoll mich aber ewig ſchmerzen, daß ich das liebte, was ich nie hätte ſchätzen ſollen: es wird mich kränken, daß ich noch fortdauernd liebe, was ich nicht achte; es wird mich innigſt betrüben, den Gegenſtand dieſer Liebe, durch ſeine Denkart und durch ſeine Grundſätze, unglücklich zu wiſſen.

Jetzt erlauben Sie, mein Vater, daß ich mich auf meinem Zimmer meinen Thränen über-

laſte. Was ich noch erfahren könnte, n
zu meiner Zufriedenheit nichts beytragen,
auch mein Elend nicht vergrößern.

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf und ver
das Zimmer. Als ſie vor mir vorbey ging, rei
ſie mir ihre Hand, die ich küßte. Gott!
ſie zitterte! Wie war ihr ſchönes Auge, di
die Thränen, die ſie vergoß, und durch ih
innerlichen Kampf entſtellt! Wie matt ihr Bl
die Ohnmacht, die Beſtürzung hatten alles B
nach dem Herzen getrieben. Ihre Bruſt war
klommen, ihr Athem kurz, ihre Wange ble
ihre Hand kalt. Ihr Vater ſah ſie gehn,
ſtand, wie vom Blitze getroffen, da. Die
dienten weinten, der gute Albert ſchluchzte;
war durch dieſen ganzen Auftritt bis zur höch
Wehmuth gerührt.

Ach! die Bewunderung, die ſie verdie
wuchs, je mehr man ſie betrachtete. Wo
andre Weiber geziert hätten, da zeigte ſie b
wie tief ſie ihr Elend fühlte. Andre an ih
Stelle hätten den Treuloſen mit bittren Vorw
fen überhäuft, ſie klagte ihn nicht an, ſie wei
Er verläumdete, und ſie, durch das Gefühl ih
Würde geleitet, ertrug die Verläumdung ſtill
ſchweigend. Andre hätten wenigſtens mit ſch

barer Kälte die Kälte des Treuloſen beantwortet, ſie, ſie zeigte ihm noch immer Liebe. Die meiſten hätten glühende Kohlen über ſein Haupt geſammelt, einige wenige aus Großmuth geſchwiegen, ſie, ſie that mehr, ſie zeigte ſich nicht bloß großmüthig, ſie war erhaben, denn es ſchmerzte ſie, den, den ſie liebte, durch ſein unedles Herz unglücklich zu wiſſen.

Alberten winkte ich, der Gekränkten zu folgen. Er that es. Der Baron biß ſich in die Lippen und ſchwieg, beſchämt, ſeinen liſtigen Plan geſcheitert zu ſehen, wüthend, von dem Ziele ſeiner Bemühungen, dem er ſo nahe war, auf ewig zurückgeſchleudert zu werden.

Es herrſchte eine kurze, tiefe Stille, während das Fräulein ſich langſam durch den Vorſaal zurückzog. Der Baron war der erſte, der das Wort wieder nahm. Herr von Waldov, ſagte er, ich habe mir ſchon einmal meinen Degen ausgebeten, jetzt verlange ich ihn. Erhalte ich ihn nicht, ſo ſoll dieſe ſeltſame Weigerung dem Einen oder dem Andern theuer zu ſtehn kommen.

Herr von Waldov, der, es ſey aus Vorſatz, oder weil er noch zu ſehr empört war, dem Baron nicht antwortete, winkte mir, indem er auf den Nichtswürdigen einen Blick voll Verachtung warf, den Degen abzugeben.

Ich würde, erwiederte ich, diesem Befehl sogleich gehorchen, wenn ich nicht etwas zu sagen wünschte, woran ich noch nicht gehindert seyn möchte. Ich würde errröthet haben, in Gegenwart des Fräuleins die Aufschlüsse zu geben, die ich Ihnen, Herr von Waldov, noch schuldig bin; jetzt, da Ihre Tochter nicht hier ist, und ich weibliche Empfindungen nicht zu schonen nöthig habe, würde meine fernere Zurückhaltung kindische Schwäche seyn. Indeß, sowohl aus Schonung des Herrn Barons, als aus wahrer Achtung für Ihre Tochter, bitte ich Sie, Ihren Bedienten zu befehlen, daß sie uns allein lassen, und sich im Vorsaale in der Nähe halten. Der Herr Baron aber muß zugegen seyn, weil es meine Art nicht ist, Böses hinter dem Rücken, wäre es auch von einem Schurken, zu sagen. Es thut mir leid, seine Geduld noch länger auf die Probe zu setzen; indeß wird er bald von diesem unangenehmen Zwange befreyet werden.

Die Bedienten zogen sich zurück. Den Herrn von Waldov, der noch immer auf die Lehne des Stuhls gestützt stand, bat ich, sich zu setzen. Nehmen Sie auch noch einen Augenblick Platz, Herr von Eichen, sagte ich zum Baron, der seine Verlegenheit nicht ganz durch seine Frechheit

niederdrücken konnte. Zittern Sie um Ihr Leben nicht; es soll Ihnen kein Leid gethan werden, obgleich wir Beide bewaffnet und Sie bis jetzt noch unbewaffnet sind. Er wollte sich dessen weigern. — Erlauben Sie, Sie müssen gefälligst Platz nehmen; ich werde mich ebenfalls niedersetzen, eher spreche ich kein Wort. Seine Stirne zog sich in Falten. Was soll diese neue Gaukeley? sagte er, und machte eine Bewegung vorwärts, als wenn er zeigen wollte, daß er meine Drohungen und meinen Degen nicht fürchtete. Sogleich sprang ich seitwärts der Thüre näher. Herr von Lichen, sagte ich, weigern Sie sich, so rufe ich die Bedienten herein, und Sie sind dann unser Arrestant. Etwas Frechheit mehr oder weniger, das ist jetzt gleich viel; nach der Probe, die Sie bereits abgelegt haben, kann Ihnen dies Mehr oder Weniger nicht viel Ueberwindung kosten. — Da er sah, daß nichts helfen wollte, so ließ er sich endlich diese neue Kränkung gefallen. Nun setzte auch ich mich, die beiden Degen legte ich auf meinen Schooß, und zog die Brieftasche heraus.

Zuerst erzählte ich, wie ich zu derselben gekommen war; wie ich aus manchen Umständen bloß errieth, daß sie dem Baron gehören müsse; wie du sie mit einem reitenden Boten, den du so

eben, als ich von der Reise zurück kam, abfertigst, ungeöffnet, auf bloße Muthmaßung, an den vermeinten Besitzer übersenden wolltest; meine Gründe dagegen; meine Neugierde, bis auf die wirkliche Eröffnung derselben.

Nun nahm ich die Briefe heraus, und reichte dem Herrn von Waldov die Brieftasche, nachdem ich ihn auf ein Siegel, das der Baron darin abgedruckt, und auf mehrere Anmerkungen, die so, wie ich die Hand des Barons kannte, nicht anders als von ihm selbst geschrieben seyn konnten, aufmerksam gemacht hatte.

Indem ich der Reihe nach, so wie sie auf einander folgen mußten, die Briefe, die ich darin vorgefunden hatte, vorlas, wußte der Baron sich nicht zu lassen und warf sich vor Ungeduld auf seinem Stuhle hin und her.

Als ich ungefähr bis zur Hälfte gekommen war, bat mich Herr von Waldov, einen Augenblick inne zu halten, weil er den Bedienten etwas befehlen müsse.

Er trat aus dem Zimmer, sprach mit den Bedienten, die im Vorsaale standen, und als er seinen Platz wieder eingenommen hatte, las ich weiter. Man klopfte einige Zeit nachher, und indem er die Thür halb öffnete, sagte er zu seinem

Leuten: Laßt es nur da, bis ich euch rufe. Dann schloß er die Thür wieder zu.

Sobald ich den langen Brief des Barons ausgelesen hatte, sprang der Herr von Waldov von seinem Stuhle auf; der Baron, dem er sich mit etwas Ungestüm näherte, und der diese Heftigkeit nicht erwartete, sammelte sich und sprang ebenfalls auf, und auf einmal donnerte die Stimme des erzürnten Waldovs, der bis dahin jene Auftritte mit einer scheinbaren Kaltblütigkeit angesehn hatte, dem Baron entgegen.

Elender, sagte er, danke es der Liebe, die meine unglückliche Tochter für dich nährt, wenn ich dich in meinem Hause noch mit einiger Schonung behandle. Ein Schurke, der mir und meiner Tochter eine unvertilgbare Schande bereiten wollte, darf warlich von mir keine Achtung, folglich nicht die mindeste Großmuth erwarten. Seine Ehre, die er durch ein so hinterlistiges Bubenstück verwirkte, kann ihm keine Klinge, kein vergossenes Blut wieder herstellen. Ein Schurke dieser Art, der mit der Ehre einer ganzen Familie, mit der Unschuld eines tugendhaften Mädchens, und vielleicht dadurch mit dessen Leben selbst ein eben so niedriges als grausames Spiel treibt, verdient dem Spotte und der nachdrücklichen Rache

des empörten Hausgesindes überliefert zu werden. So vertreibt man Burschen dieser Art ihren wollüstigen Kitzel. Es wäre Pflicht, Ihnen ein Denkmal Ihrer rühmlichen Absichten so tief einzuprägen, daß jeder Vater durch Ihre zerfetzte Larve gewarnet würde, ähnliche Buben nicht unter seinen Augen zu dulden.

Nun rief er zwey Bedienten. — Albert und ein andrer traten herein.

Der Baron. Ich hoffe .... Herr von Waldov .... Sie .... werden .... doch ... mit —

Der Herr von Waldov. Fritz, ist des Barons Reitpferd gesattelt? — Ja, gnädiger Herr. — Eure auch? — Ja gnädiger Herr. — Gut, bringt mir die Sachen herein.

Herr Baron, ich will Sie nicht der Rache meiner empörten Bedienten Preis geben. Erwarten Sie aber auch nicht, daß ich Sie als einen Edelmann behandle, noch weniger, daß ich mich mit Ihnen schlage, eben so wenig, daß dieser junge Freund einen Blutstropfen mit Ihnen verliere. Hier sind Ihre Sachen; sehn Sie nach, ob Ihnen etwas fehlt. Hier ist Ihre Brieftasche; die Korrespondenz behalte ich als ein unvertilgbares Denkmal Ihrer Bübereyen, und werde sie benutzen, wenn Sie sich je unterfangen sollten, von

meiner Tochter, es sey auch nur in Ehren, ein einziges Wort zu erwähnen. Eine Abschrift von dieser Korrespondenz schicke ich Ihrer Wienerin, oder vielmehr ihrem Vater, damit, wenn Sie ferner auf Entdeckungen ausfahren, Sie durch diesen doppelten Schiffbruch die Lust verlieren mögen, sich in Gegenden zu wagen, wo die Biederkeit, Rechtschaffenheit und Ehre allein landen dürfen, und wo der Hauch eines Schurken Pest ist. — Sind Ihre Sachen richtig?

Er antwortete mit einer stummen Verbeugung.

Empfangen Sie jetzt Ihren Degen von der Hand meines jungen Freundes. — Ich reichte ihm diesen. — In diesem Zimmer ziehen Sie sich an. Diese beyden Bedienten stehen Ihnen zu Befehl. Alsdann steigen Sie ohne Zögerung zu Pferde. Man wird Sie bis über die Gränze meines Gebiets begleiten, und der letzte Rath, den ich Ihnen mitgebe, ist, sich nie wieder in dieser Gegend sehn zu lassen, weil ich von der Art und Weise, wie man Sie alsdann empfangen soll, meine Leute instruiren werde. So viel.

Mit diesen Worten nahm er mich bey der Hand, und wir verließen ihn. Auf der Treppe begegneten wir der Frau von Waldov, die wäh-

rend jener Auftritte von meinem Jäger die Ursache derselben erfahren hatte, und jetzt von ihrer Tochter kam. Wie jede Mutter bey solcher Gelegenheit, so war auch sie im höchsten Grade aufgebracht, und suchte den Nichtswürdigen auf. Wir baten sie, sich zu mäßigen, und den Elenden seiner Verzweiflung zu überlassen, und sie kehrte mit uns wieder um. Wir erwarteten nun auf dem Zimmer des Herrn von Waldov, unter freundschaftlichen, obgleich traurigen Gesprächen, den Anbruch des Tages. Gegen acht Uhr zog ich mich zurück, um dir ungestört einige Stunden hindurch Alles, was vorgefallen war, mitzutheilen. Ich weiß, daß dir diese Weitläuftigkeit nicht unangenehm ist. Auf die Bitte des Herrn von Waldov werde ich noch einige Tage hier verweilen. Ich umarme dich.

Sie können leicht denken, daß dieser Brief, der mit ängstlichen Auftritten durchwebt ist, uns tief in die Nacht beschäftigte; denn die Jugend und die Schönheit, wenn beide mit einander verbunden sind, und mit dem Schicksale ringen, erwecken die lebhafteste Theilnahme.

Einige Tage darauf erhielt ich folgenden Brief von meinem Bruder:

den 4. Juni.

Ich kann dir nichts Aufheiterndes mittheilen, iebe Schweſter. Das Fräulein, das ſich faſt mmer auf ſeinem Zimmer hält, ſehe ich ſehr ſel- en. Sie iſt ſehr niedergeſchlagen, ſpricht wenig, nd weint viel.

Dem Herrn von Waldov bin ich dieſe Tage ndurch unentbehrlich geworden. Er iſt noch ſo oll von jenen ſchrecklichen Auftritten, die ihn o ſehr erſchütterten, daß er faſt immer davon pricht.

In der Stadt und in der Gegend ſpricht man chon von dem Bubenſtück und dem Schickſale des Barons. Hieher kommen Theilnehmer in Menge, varme und froſtige; die meiſten ſind Neugierige, welche, um Stoff zur Unterhaltung zu bekommen, ern die nähern Umſtände wiſſen möchten. Sie iehen Alle befriedigt nach Hauſe.

Ich werde von hier aus nicht gleich zu dir reiſen. Ich will mich noch einige Tage in der Stadt aufhalten.

Sophie wollte mir eine Einlage an dich mit- eben; aber ſie läßt mir ſo eben ſagen, daß ſie n einigen Tagen ſchreiben werde.

Nach einigen Tagen erhielt ich wirklich folgenden Brief:

An Karoline von Steinbach.

den 9. Juni.

Freundin, meine traurige Geschichte hat dir dein Bruder, wie er mir versichert, erzählt; meinen Schmerz kann dir Niemand schildern. Seit acht Tagen sitze ich auf meinem Zimmer, sinne, weine, möchte denken, und fasse keinen Faden, den ich entwickeln könnte, möchte empfinden, und bin nicht im Stande, mein Herz in Empfindungen aufzulösen. Vor mir schwebt, wie eine finstre Wolke, die mir den Gesichtskreis raubt, mein trauriges Verhängniß. Dies allein betrachte ich mit unverwandtem Blicke, und sauge aus demselben, mit einer Art von Wollust, ein Gift ein, das mich langsam tödtet. So wache ich den Tag hindurch; in dieser Gemüthsstimmung schlummre ich ein; aus derselben weckt mich das Sonnenlicht. Es liegt auf meiner Stirn ein felsenschweres Gewicht, das immer schwerer und schwerer wird, bis es die Elende zu Boden drückt.

Oft, zumal seit einiger Zeit, war mein Geist niedergeschlagen; indeß raubte mir doch die Trau-

igkeit die Beſinnungskraft nicht. Jetzt bin ich meiner faſt nicht mächtig. Wenn ich ſo ſitze und ſinne und weine, ſo ſtrahlen mir aus der dunkeln Nacht, die um mich ſchwebt, die einzigen Worte entgegen: Von meinem Karl verlaſſen, von Allen verlaſſen, abgeſchieden, unglücklich, ewig unglücklich! Mein Geiſt nährt ſich unaufhörlich mit dem ſchrecklichen Sinne derſelben; wenn ich mich anſtrenge und andre Gedanken herbey rufe, ſo drängen ſich jene ſchrecklichen Worte doch hervor, ſchweben wieder vor meinem Geiſte, und treten in den Platz ein, den ſie nun einmal eingenommen haben. Dieſer Zuſtand iſt ſchrecklich.

Eine ſolche Anſtrengung mattet mich dermaßen ab, daß ich des Nachts keine Ruhe mehr genieße. Aengſtliche Träume, die aus meiner Lage entſtehen, erlauben mir nicht, aus den nächtlichen Stunden eine Erquickung, die mir doch von Tag zu Tage nothwendiger wird, zu ſchöpfen.

Ach! deine Sophie iſt unausſprechlich elend.

An Karoline von Steinbach.

den 13. Jun.

Ich erwarte dich mit einer Ungeduld, die ich dir nicht beschreiben kann. Jetzt erst empfinde ich, was das heißt, verlassen seyn. Verlassen von der Freundschaft und von der Liebe, sitze ich hier und härme mich ab.

Gott! so oft ich das Wort verlassen denke, fließt mir ein kalter Schauer über die Nerven.

Ich fühle noch, wie sich die Bande plötzlich losrissen, die mich mit meinem Karl vereinigten. Von Stunde zu Stunde fühle ich, wie sich die Bande lösen, die mich an die übrigen Wesen, die ich liebte, knüpfen. Für mich verliert die Welt ihren Reiz: von allen verlassen, getrennt und abgeschieden, rücke ich ohne Schrecken, sogar mit Freuden, dem Zeitpunkte entgegen, wo Niemand sich bemühen wird, die Bande anzuknüpfen, die mein Herz, wegen der tiefen Wunde, die es in sich trägt, dahin sinken ließ. Dauert diese Stimmung, wie es scheint, so ist deine Freundin in kurzer Zeit dort, wo die Hand der Natur die einzige ist, die der Gefühllosen schmeichelt, um sie in ein Leben zu wecken, wohin die Liebe sich

nie verirrte, um das Leben der Verſtorbnen zu verbittern.

An Karoline von Steinbach.

den 25. Jul.

Was du mir von deiner Mutter und ihrer Beſſerung ſchreibſt, hat mich etwas erquickt. Ich darf mir doch ſchmeicheln, dich bald zu ſehn?

Zu einer Reiſe zu dir kann ich mich unmöglich entſchließen. Ich bin viel zu niedergeſchlagen, um mein Zimmer verlaſſen zu können. Was ſoll ich auch unter Menſchen thun? Traurigkeit erwecken? Es wird mir nur wohl ſeyn, wenn ich, fern von allen gleichgültigen Menſchen, einſam in deinem Schooße weine.

Die Gemüthsſtimmung meiner Freundin fing an mich ſelbſt unruhig zu machen. Sie verlor ſich zu ſehr in Gedanken, die durch ihre zerſtörende Wirkung gefährlich werden konnten. Da ſie ſich nicht bewegen ließ, zu mir zu kommen, ſo verſuchte ich, wenigſtens, ſie durch Troſtgründe aufzumuntern, und ſie durch fröhlichere Vorſtellun-

gen aufzuheitern. Aber auch dieſe blieben ohne Erfolg, wie ich leider aus folgendem Schreiben ſchließen mußte.

An Karoline von Steinbach.

Meine Karoline, ich danke dir ſehr, recht ſehr für deinen Brief. Deine Freundſchaft ſpricht aus demſelben. Unter welcher Geſtalt ich ſie erblicke, iſt ſie ein Balſam für die Wunden meines Herzens; aber zürne nicht, wenn dein Brief nicht den Erfolg haben kann, den du dir davon verſprachſt; du haſt dich nicht ganz in meine Lage gedacht.

Seit ich das Glück der Liebe genoß, war mir der Gedanke der ſüſſeſte, meinen Karl, den Einzigen unter den Männern, den Innigſtgeliebten, durch meine Zärtlichkeit, durch mein ganzes Weſen ſo glücklich zu machen, wie Menſchen es nur immer durch die Bemühungen ihrer Mitmenſchen werden können. An dieſem Gedanken hieng meine ganze Seele. Er verlieh mir eine Kraft zur Tugend, er unterhielt in mir ein Streben nach Vollkommenheit, die mir beide zur Erreichung jener erhabenen Abſicht unentbehrlich ſchienen.

Du glaubst, ich täuschte mich über den Urheber meines Elends. — Du irrst dich, meine Liebe. Ich weiß, daß er meine Liebe nie erwiederte, daß er meine Achtung erschlich und mit mir bloß deswegen nicht von dem Wege der Tugend wich, um meine Wachsamkeit einzuschläfern, und mich desto sicherer zu verführen. Was ich seiner scheinbaren Treue, seiner frohen Phantasie, seinen bescheidenen Gefühlen mit dankbarem Herzen zollen wollte, das suchte er mit List zu rauben. Er haschte bloß nach einem vorübergehenden Genusse, unbekümmert, ob der edlere Gegenstand, der in ihm nur niedrige Triebe weckte, der Schande Preis gegeben würde oder nicht, ob er dann hinterher für Freude noch empfänglich seyn könnte, oder ob er dann mit seinem eisernen Schicksale ringen würde. Er heuchelte, so viel er konnte, Biederkeit, Freundschaft, Zärtlichkeit und Liebe, das Heiligste auf Erden, die unentbehrlichsten Mittel, Herzen für sich einzunehmen, und die Unschuld zu bethören. Diesem Zauber, ich gestehe es, widerstand ich nicht; gern ließ ich mich fesseln, und schmiegte mich mit frohem und stolzem Herzen in das Joch einer solchen Liebe. Wenn ich nun hier in der Einsamkeit sitze, über mein Elend sinne, weine, mich härme, den Treulosen, so wie er wirklich ist, mir schildre, und alle erha-

dene Eigenſchaften, die mich ſo lange täuſchten, den ganzen Adel eines Geiſtes, der mit dem meinigen in dem froheſten Einklang zu ſtehen ſchien, plötzlich in Staub zerfallen ſehe, und mich dabey doch noch an den Nichtswürdigen durch Bande gefeſſelt fühle, die mächtiger ſind, als mein Wille, durch Gedanken, die unvertilgbar ſind, wie mein eigenes Weſen, durch Empfindungen, die außerhalb keinen Gegenſtand, kein Gleichgewicht, keine Nahrung finden, ſo kränkt es mich tief, daß ich über meine Schwäche nicht zu ſiegen vermag, daß ich Gefühle nähren muß, die ich mißbillige, und daß ich noch immer durch andere Eigenſchaften, die höchſt liebenswürdig ſind, obgleich ſie den innern Werth des Menſchen nicht beſtimmen, nach dem Urheber meines Unglücks mit einer Gewalt hingeriſſen werde, der ich keine Gränzen zu ſetzen vermag. Ich wünſche den Nichtswürdigen zu haſſen; es widerſteht meinem Weſen; ich wünſche ihn wenigſtens nicht mehr zu lieben; auch dieß verſtattet mir mein Verhängniß nicht. Das nenne ich Elend. Sonſt erſtirbt die Liebe nach der Trennung; die Unglückliche, welche der erſten Erſchütterung unterlag, ſammelt und erholt ſich bald, durch die Gründe, die ihr die Vernunft giebt, durch Ausſichten, die ihr die Phantaſie öffnet, durch wirkliche Betrachtung, die der Treu-

loſe, der ſie hintergehen konnte, verdient; ein beſſeres ſie erwartendes Schickſal tröſtet ſie, und der Zauber der Zukunft verwiſcht alle Spuren des vergangenen Unglücks. — Nicht ſo mit mir; Auf mein Herz drückte die Natur in ihrem Zorne den Stempel der Unharrlichkeit; ich ſoll fortdauernd lieben; ich ſoll den Mann lieben, der mich mit Gleichgültigkeit, mit Hinterliſt, mit durchdachter Bosheit behandelte; und um mich bis zur tiefſten Stufe des menſchlichen Elends hinabzuſchleudern, weckte ſie in mir ſtärker, als in jedem andern Weſen, den ſüſſen, den lebhaften, den unvertilgbaren Wunſch, den einzigen, den ich unter allen Männern zu meinem Gefährten auserkohr, durch mein ganzes Weſen ſo glücklich zu machen, wie es nur immer in der Macht eines tugendhaften Weibes ſeyn konnte.

So oft ich nun hier an den Treuloſen, den ich ſo innigſt glücklich zu ſehen wünſchte, denke, ſo oft ſchwimmt mein Auge in Thränen. Ich würde weniger unglücklich ſeyn, wenn ſein Herz mehr Werth beſäße. Gern wollte ich hier in der Einſamkeit mein junges Leben verweinen, und mein Schickſal mit ruhigerem Gemüthe ertragen, wenn ich mir nur nicht den Gegenſtand meiner Liebe durch eine niedrige Denkungsart und niedrige Gefühle auf die letzte Stufe der Menſchheit

herabgewürdigt denken müßte. Ich würde bey weitem nicht so untröstlich seyn, wenn er im Schooße eines andern Weibes ein Glück gesucht hätte, das er, dem Hange seiner Empfindungen nach, in meinem Umgange, in meinem Arme nicht finden konnte. Eine Andre möchte ihn immer zu dem Ziele führen, wohin ich ihn zu leiten gedachte; wenigstens würde ich dann den trostvollen Gedanken nähren können; Er, den ich unter allen Männern innigst liebte, ist so glücklich, wie Menschen es werden können. Es würde mich zwar schmerzen, daß eine Andre mich dieser süßen Pflicht entledigte, daß ich an dieser Wonne des Geliebten keinen Theil haben dürfte; mein Geist würde sich indeß doch aus der dunkeln Nacht, die mich umringt, durch den Gedanken empor heben: Er, der Geliebteste unter Allen ist glücklich; in seiner Liebe zu ihm verirrte sich mein Herz nicht; er verdiente das schöne Loos, das ihm fiel; er war werth, glücklich zu seyn, durch mich oder durch eine Andre, gleichviel, wenn der Zweck der Natur nur erreicht wird. Nun aber, indem ich hier in der Einsamkeit sitze, und mich um den Elenden härme, blutet mein Herz, so oft ich die schrecklichen Worte wiederhole: Es kann kein weibliches Wesen an dem Treulosen den süssesten meiner Wünsche erfüllen; er ist unglücklich und wird es

bleiben, denn er iſt es durch die Richtung ſeines Geiſtes, iſt es durch niedrige Gefühle, deren Quelle unrein iſt, und die keine weibliche Hand, kein menſchlicher Fleiß zu läutern vermag. Wenn ich ſo denke, dann höre ich auf, den Flatterhaften, der ſich von mir trennen konnte, zu beweinen, dann verachte ich den Nichtswürdigen, der mich mit unendlicher Bosheit behandelte, und meine Thränen fließen nur für einen Unglücklichen, den ich liebte, und der keine reine, ſüſſe Empfindungen mehr haben kann. So möge denn mein Auge über den Unglücklichen weinen, ſo lange mein Herz noch für die Tugend ſchlagen wird. Zwiſchen ihm und mir ſchwebt, wie ein gräßliches Geſpenſt, welches mir nicht erlaubt, ihn je wieder zu ſehn, das Laſter, das alles Glück vertilgt. Ich weine jetzt über ihn, wie am Grabe eines Freundes, den die Ewigkeit ewig von mir trennt. Auf jenem Ufer des Oceans der Zeiten winſelt der Elende, ringet mit ſeinem Schickſale, indem ich, die ich ſein Winſeln aus der tiefen Ferne höre, ſein ganzes Leiden kenne, die Stunde ſeines Untergangs berechne, und doch keinen einzigen Schritt thun kann, um jenen Unglücklichen vom Verderben zu retten. Das iſt es, was meinen Kummer vergrößert, das flößt mir für den Treuloſen eine gränzenloſe Theilnahme ein. Indem

sich an das dächte, was er mir einst war gesse ich, wie er mich behandelte. Vor Freude verschwindet das meinige. Meine S gen sind vorübergehend; die Wunde kom auffenhet; wenn die Zeit, die sie schlug, heilet; so heilt sie doch der Tod. Aber leider, das entwickelt sich aus seinem Inne dauert so lange, als die Quelle, aus der springt, das trägt er mit sich in jene W wo die Wunde, die er mir schlug, nicht m wo, wo das Leben, das er mir nahm, mir verjüngt wiedergegeben wird. Mein nahme sollte bloß Mitleiden mit einem T seyn, der seine eigene Würde mit Füße aber dies Mitleiden hat sich so innigst Liebe verwebt, daß beide Gefühle in e verschmolzen sind, und keines von beide ohne auszusterben kann, weil sie sich einande stets neue eine Kraft verleihn, die sie einze haben würden.

An Karoline von Steinbach.

den 26. Jul.

Du kommſt nicht, meine Karoline! Was ſoll aus deiner unglücklichen Sophie werden!

Wenn ich an die Zerrüttung denke, die ſchon jetzt in meinem Weſen herrſcht, an den geringen Reiz, den alles um mich her für mich hat, an die Gewalt einer Leidenſchaft, die ſich nunmehr aus ihrem eigenen Mark nährt, und die am Ende mit dem Herzen, in dem ſie wüthet, zugleich erſchöpft, in ihr voriges Nichts zurückfallen wird, ſo zittre ich vor der grauſenvollen Zukunft, die meiner wartet.

Die Welt, worin ich lebe, ſchwebt nur noch vor mir wie ein Traum, der nach und nach verſchwindet. Meine Aeltern, die Guten, weinen mit mir; aber ich kann ihre Thränen nicht trocknen; ich ſehe ſie vielmehr mit einer Gleichgültigkeit fließen, die mir dann und wann unendlich wehe thut. Ach! jeder andre Schmerz verſchwindet jetzt vor dem meinigen, und ſeit ich meines Karls unendliches Elend bejammere, ſeitdem kann ich über Niemanden weinen.

Ach! die guten Aeltern! Sie weinen nicht mit mir, ſonſt würde meine Traurigkeit ſich gern

mit der ihrigen vereinigen; sie weinen um ihre Tochter, die unter ihren Augen schnell verblüht. Sie sehn; wie der Wurm des Grams die kaum entfaltete Blüthe entblättert. Das schmerzt sie — mich nicht. Was kümmert mich der flüchtige Glanz einiger Rosen, die ich bald der Verwesung überlassen werde, wenn ein denkendes Wesen, dem nur Adel des Herzens und der Wille wieder zu seyn fehlte, um ein andres Ich zu seyn, durch den Mangel an diesen Eigenschaften, aus dem Traume, worin er jetzt lebt, mit Grausen und Entsetzen erwachen wird, ohne daß es mir vergönnt ist, die Wunde zu heilen, die der Vergangene sich selbst schlug.

Oefters, wenn ich so in mich gekehrt da sitze, über mein Elend sinne und mich härme, betrachten mich meine Aeltern mit starrem bedeutendem Blicke, ringen dann die Hände, und verlassen mein Zimmer. Dieser einzige Umstand weckt mich aus der Gefühllosigkeit, womit ich Alles betrachte, was mich umgiebt. Dann fahr ich zusammen, wie eine Verbrecherin, die man auf einer bösen That ertappt. Dann untersuche ich, was in mir vorging; ich blicke in das Gewühl meiner Gedanken und meiner Empfindungen, um zu erforschen, ob sich einige dummer schlichen, die

durch ihre heftige anhaltende Wirkung mein Auge starr machen, und meine Züge entstellen. Ich stehe auf, trete vor meinen Spiegel, und suche zu entdecken, ob der Tiefsinn, der meinen Geist gleichsam mit einem Schleier überzieht, schon auf meiner Stirn ruht. Zugleich ergreift mich eine unbeschreibliche Angst, die einen kalten Schweiß aus meinen Gliedern treibt, und ich glaube, indem ich meine Sinne zu sammeln suche, wirklich zu empfinden, wie die Schwermuth, die mich zu Boden drückt, die Leidenschaft, die mich foltert, etwas Ungewöhnliches, etwas Auffallendes über mein Wesen verbreiten. Diese Angst, dieses zurückkehrende Bewußtseyn löset sich dann plötzlich in gräßliche Erinnerungen auf; es schweben vor meiner erschrockenen und matten Phantasie die Unglücklichen, denen die Liebe ihre Besinnung raubte, und die, wie fremde Wesen, die nur sich, ihrem Jammer, ihren eigenen Gefühlen leben, nicht mehr wissen, was um sie vorgeht, weil sie den Sinn verloren, wodurch sie in ihr wahres Verhältniß mit den denkenden Wesen gesetzt werden. Die Furcht, den Kreis dieser Elenden zu vergrößern, preßt aus meinem Auge einen Strohm von Thränen, der lange fließt, und ich würde über den Treulosen, der mich in diesen bejammernswerthen Zustand versetzte, zürnen, wenn

seine Lage nicht weit schrecklicher wäre, als die meinige; denn aus der meinigen wird mich ein naher Tod reißen; sein Elend hingegen wächst mit der Ewigkeit heran.

In dieser Stimmung verlasse ich mein Zimmer selten. Hier bin ich wie mit diamantenen Ketten angebunden. Die heitere Luft reizt mich nicht. Eine Elende, deren Auge stündlich in Thränen gebadet ist, sieht ja doch nur ihren Jammer. Was soll ich außerhalb suchen? Zerstreuungen? ich finde keine. Soll ich, um die Flamme, die mich verzehrt, stärker auflodern zu sehn, etwa zu der Laube hin, wo er seine Küsse auf meine Lippen drückte, unter die belaubten Gänge, wo wir im traulichsten Gespräche wandelten, an das Ufer, wo sein Arm wie ein Feuergurt um meine Brust glühte? Sollte mein Herz sich unter die Spuren, unter so viele Trümmer meines ehemaligen Glücks verirren? Wo würde die Betrogene, die Verlassene, die nun erst aus einer bangen Trunkenheit erwacht, die Kraft finden, ihrer mächtig zu bleiben. Aber in dieser Einsamkeit ist mir wohl. Hier wirkte bloß mein Herz und mein Geist, hier bestürmte der Wollüstige nie meine Sinne. In dieses Heiligthum drang er nur, als schon ängstliche Gefühle, die

ine Ueberredung weckte, in meiner Bruſt arbei-
ten. Hier weilte er bloß einige Stunden, ehe
m die Larve abgeriſſen ward; hier zeigte er mir
ehr Ungeduld über meine Zögerung, als Liebe,
ehr Unwillen, als beſcheidene Wünſche. Wenn
h hier einſam weine, traure ich am Grabe ſei-
er Tugend, denn hier war es, wo ſie ſcheiterte.
Keine Liebe hört dann auf, das wüthende Feuer
i ſeyn, das mein Innres verzehrt; ſie löſt ſich
i eine tiefe Wehmuth auf, die mir Thränen ab-
ckt, die ich gern fließen laſſe; ſie verwandelt
ch in die reinſte Freundſchaft; dann weine ich
icht um den Geliebten, der die Wünſche meiner
iebe unbefriedigt ließ, ſondern um den Freund,
er vom Wege der Ehre, wo ich mit ihm wan-
elte, abwich, und die zarteſten Gefühle verkannte
nd kränkte. Es thut mir unendlich weh, wenn
h ſehen muß, wie derjenige, den ich mir unter
llen Männern zum Freunde auserkohr, ſeinen
hönen Geiſt verwildern und zum Laſter reifen
eß, und ſo verwandelt ſich eine reißende Leiden-
haft in eine erhabene Tugend.

Willſt du deine Freundin noch ein Mal ſehn,
eine Theuerſte, meine Unvergeßliche, meine
Retterin, ſo komme bald; in wenigen Tagen
ehſt du mich nicht mehr. Schon bleicht meine

Wange, mein Auge fällt ein; ich fühle, wie ich ſchnell von der Stufe herabſinke, worauf meine Jugendkraft, die nunmehr zu meinem Verderben in mir wühlet, mich ſonſt hob. Noch einige Tage, und du kannſt nicht mehr Abſchied von mir nehmen. Komm, meine Geliebte, daß ich an deiner Bruſt noch einige Thränen verweine, vielleicht die letzten, die ich vergieße. Komm bald; du allein kannſt meinen Kummer faſſen und mit mir empfinden. Meine Bruſt wird an der deinigen leichter athmen, mein Auge noch ſüſſere Thränen vergießen. Ach! im kalten Schooße der Erde, die mich bald umſchließen wird, keimt keine Empfindung, liegt kein Mitgefühl, athmet die zarte Freundſchaft nicht. Bald wird ſie die Gebeugte in ihre Ruhe aufnehmen, die Quellen ihrer Thränen verſtopfen, ihr Herz, das die Natur ſo reizbar ſchuf, in gefühlloſen Staub verwandeln. Warum ſoll ich die letzten Tage meines Lebens mit mir ſelbſt verträumen? Komm, meine Unvergeßliche, damit ich noch, ehe die Scheidestunde ſchlägt, ein Mal, ein einziges Mal empfinde, wie ſüß das Leben im Schooße der Freundſchaft iſt, wie ihr Balſam allein den Schmerz einer Wunde lindern kann, welche die Liebe ſchlug. Komm, ehe dieß Herz zu ſchlagen aufhört! In deinem Arm ſoll der letzte Athemzug meine Bruſt

heben, damit mein Geist, wenn dein Kuß die kalte Lippe deiner hinübereilenden Freundin berührt, das Gefühl deiner aufrichtigen Freundschaft, als seine süsseste Nahrung, mit in die dunkle Ewigkeit hinüber nehme.

Dieser Brief war der letzte, der aus ihrer Feder floß. Die Schwermuth, die in dem liebenswürdigen Geiste meiner jungen Freundin Wurzel zu fassen schien, erlaubte mir nicht länger mit meiner Reise zu zögern; und da meine Mutter sich merklich besserte, so ordnete ich schnell meine häuslichen Geschäfte, um den Tag darauf zu ihr zu eilen.

Bey meinem Eintritt ins Schloß begegneten mir ihre Aeltern, die so eben von ihrem Zimmer kamen. Auf ihrer Stirn lag Traurigkeit und Kummer. Meine Ankunft, meine Gegenwart im Hause war ein Trost für sie. Da sie kein Mittel für die zunehmende Schwermuth ihrer Tochter wußten, schmeichelten sie sich, daß ihre Liebe zu mir, und ihr Wunsch mich zu sehn, den sie täglich geäußert hatte, ihren Geist aufheitern würde, und sie baten mich, mit Thränen im Auge, ihr einziges Kind zu retten.

Sie wollten mich sogleich auf ihr Zimmer führen. Da ich aber aus jenem Briefe wußte, daß die Betrübniß ihrer Aeltern ihr weh that, ohne ihr einige Theilnahme einzuflößen, so bat ich sie, mich nicht dahin zu begleiten, und obschon sie die wahre Absicht dieser Bitte nicht errieth, so gewährten sie mir sogleich diesen Wunsch.

Ich trat in meinen Reisekleidern in ihr Zimmer, damit sie nicht auf die Idee fallen möchte, daß man mich auf ihren Gemüthszustand vorbereitet hätte. Sie rang die Hände und war äußerst zerstreut. Sie wandelte mit raschen Schritten das Zimmer auf und ab. Wahrscheinlich hatte die Unvorsichtigkeit ihrer Aeltern jenes ängstliche Mistrauen in die Art und Weise, wie sie ihre Empfindungen äußerte, wieder erweckt; denn man konnte in ihrem ganzen Wesen die innere Angst mit der sie kämpfte, wahrnehmen.

Ich eilte ihr mit offenem Arm entgegen, und mit den Worten, welche die zärtliche Freundschaft, nach einer langen Trennung, der Freundin in den Mund legte. Meine Ankunft, die sie sehr überraschte, schien sie zu freuen. Sie bewies es durch ein halbes Lächeln, das auf ihren Lippen schwebte, und sich mit ihrer vorigen Verlegenheit, und dem leisen Abdruck der Angst, die sie gehabt

hätte, vermischte. Sie sank in meinen Arm, und blieb lange in dieser stummen Umarmung. Ich fand ihren Zustand sehr bedenklich, ihr Herz sehr krank. Der bedeutende Blick, mit welchem diejenigen, die sie öfters aufzumuntern suchten, sich dann und wann einander ansahen, hatte sie, leider überzeugt, daß in ihrem Wesen etwas Auffallendes, etwas Befremdendes seyn müsse. Sie sprach mit mir von diesem Zustande ihres Gemüths, weinte über diese Zerrüttung ihres Verstandes, die ihr, wie sie sagte, nur zuweilen hellere Augenblicke ließ, um ihre Pein durch das Bewußtseyn dieses neuen Elends zu vergrößern. Außerdem schwebe sie in einem beständigen Traume, woraus die äußeren Umstände sie nur langsam, und nicht ohne einen Kampf mit sich selbst, wecken könnten, so sehr vertiefe sich ihr Geist in die traurige Lage, worin sie nun einmal versetzt wäre.

Mit aller Vorsichtigkeit, die mir möglich war, mit aller Unbefangenheit, die in meinen Kräften lag, suchte ich ihr diese Einbildung zu benehmen. Ich benutzte jeden kleinen Umstand, der sich mir darbot, um sie zu überzeugen, daß sie noch immer dieselbe sey, die sie sonst gewesen wäre. Nun erst ging ich zu ihren Aeltern, um diese auf ihr eigenes Betragen, so wie auf die

Folgen deſſelben aufmerkſam zu machen, und ihnen eine Behutſamkeit zu empfehlen, die nicht groß genug ſeyn konnte. Denn in dem Gemüthszuſtande, in dem meine Freundin ſich befand, konnte wohl keine Idee gefährlicher ſeyn, und dringlicher Zerrüttung ihres Verſtandes mehr beſchleunigen, als die Furcht, ihrer Gedanken und der richtigen Aeußerungen derſelben nicht mehr mächtig zu ſeyn.

Ich blieb höchſtens eine Viertelſtunde von meiner Freundin entfernt. Während der Zeit war ſie, wahrſcheinlich durch eine Folge der Mattigkeit, in die ſich jene Angſt auflöſte, auf die Idee ihres baldigen Todes gekommen; denn ſie fieng gleich davon an, als ich ſie zärtlich umarmte, und mich neben ſie ſetzte. Sie ſprach von ihrer letzten Stunde, die ſie mir als nahe ſchilderte, mit Ruhe, aber nicht ganz mit Gleichgültigkeit; denn es rollte eine Thräne über ihre Wange, als ſie einen Blick auf ihre Jugend warf.

Um meiner in der kurzen Zeit, die ſie noch leben würde, ganz zu genießen, bat ſie mich, zu erlauben, daß man ein Bett für mich auf ihr Zimmer ſetzen dürfte. Denn ſeit ich verheyrathet war, hatte man mir immer ein beſonders Zimmer auf dem Schloße eingeräumt.

Eben meldete der Bediente, daß das Abendbrod auf uns wartete. Dies Mal erschien sie, was seit der Katastrophe ihrer Liebe nicht geschehen war, mit an der Tafel. Aus dem früheren Blicke ihrer niedergeschlagenen Aeltern errieth ich die günstigen Folgerungen, die sie aus diesem ersten Schritte zogen. Meine Mutter, deren Krankheit, gleichgültige Dinge wurden zum Gegenstande des Gesprächs gewählt. Meine Freundin schien an allem diesen keinen Antheil zu nehmen, sondern sie saß in sich gekehrt, aß wenig und sprach nur, wenn man ihr die Worte einzeln herauslockte.

Ich suchte durch Alles, was Klugheit und Freundschaft nur immer eingeben konnten, ihren Geist von seinen finstern Vorstellungen abzuleiten. Kein einziges von den gewöhnlichen Mitteln blieb unversucht.

Ich lenkte, so viel als möglich, ihren Blick von ihrem eigenen Herzen weg. Damit sie nicht Zeit gewinnen sollte, sich in sich selbst zu vertiefen, sprach ich mit ihr sehr oft und sehr viel von ihren vorigen Verhältnissen. Gedanken, die wir Anderen mittheilen, verlieren zum Theil ihre finstern Ansichten, und lassen sich besser beleuchten, zum Theil graben sie sich auch nicht so tief ein, weil sie nicht

mit ihrem ganzen Gewicht auf das Herz fallen. Aus einem ähnlichen Grunde sah ich ihre Thränen nicht nur gern fließen, sondern ich beförderte sie sogar, weil die Empfindungen, die sich so auflösen, viel von der zerstörenden Kraft verlieren, mit welcher sie dann, wenn sie aus ihren Schranken treten, auf das Herz wirken.

Indeß wollten doch diese und ähnliche Mittel wenig fruchten, wenigstens nicht so, wie mein Herz es wünschte. Obgleich meine Bemühungen zu verhindern schienen, daß die Wunde, die ich noch nicht heilen konnte, nicht weiter um sich fraß, so wollte es mir doch noch nicht gelingen, meiner Sophie sich selbst und ihren trostlosen Aeltern wiederzugeben.

Es blieben mir noch immer zwey schwere Aufgaben übrig; die erste, sie von der Angst zu befreyen, die ihr der Zustand ihres Gemüths machte, die andere, ihren Lieblings-Ideen eine Richtung zu geben, die ihrem Herzen weniger nachtheilig wäre.

Das erste gelang mir bis zu einem gewissen Grade; sie wurde wirklich über ihren Zustand ruhiger; sie schien mehr Zutrauen in ihre Geisteskräfte zu fassen. Aber von ihren Lieblings-Ideen wollte sie nicht abweichen; ihre Mitleidsgefühle, die sich alle auf einen einzigen Punkt vereinigten

ließen sich auf keinen andern Gegenstand hinlenken; der Hauptgegenstand verdunkelte die übrigen alle. Selten weinte sie über ihre zerschlagene Hoffnungen, sondern fast immer über den Elenden, der, wie sie sagte, aller Ruhe des Geistes, aller wahrer Freude, ihr und der Tugend auf immer abgestorben war. Gewöhnlich verglich sie meinen Zustand mit dem ihrigen. Am Grabe deines Gatten, sagte sie, der dir und der Welt durch einen frühen Tod entrissen wurde, geht dein Herz in eine sanfte Wehmuth über, und es entquellen deinem Auge süsse Thränen. Am Grabe meines Karls (denn sie sprach gern von ihm als von einem Todten) zieht sich mein Herz, das in Verzweiflung übergeht, krampfhaft zusammen, und so oft ich da Thränen weine, sind sie so bitter, wie sein Schicksal. Gehst du in das Vergangene zurück, so findest du die frohesten Erinnerungen, die dir das Andenken deines Gatten theuer, deinen Gatten selbst unvergeßlich machen. Auch ich begegne solchen Erinnerungen, die mich sonst froh machten; kann ich sie aber jetzt noch geniessen, seit ich weiß, daß sie ein bloßes Spiel der Sinne, eine Täuschung des Herzens, ein Betrug des Verstandes sind? In deinem Freunde siehst du ein holdseliges Wesen, dem dein Glück so theuer war, als sein eigenes; mein Karl leider! liebte sich bloß

an mir, mich nicht. Um seine Freundschaft zu
gen Engel gebuhlt, so liebenswürdig schuf ihn d
Natur; aber sie versagte ihm einen Zug, ein
einzigen Zug, wodurch er mehr als ein Mens
geworden wäre, Würde des Herzens. Die w
schwendete an ihn die schönsten Gaben, und d
hielt die einzige zurück, die alle übrigen ad
Das Band deiner Freundschaft ist bloß aufgelö
Von deinem Gatten trennt dich nur die Zei
Wie der Glückseligkeit, die er schon genießt, l
cheint er dir aus der Ferne, wo er auf dich wart
entgegen; noch hält er das eine Ende des Ba
des der Liebe, wovon er dir das andere ließ, u
es in jenen Gefilden wieder zusammen zu zieh
Von meinem Karl trennen mich Ewigkeiten. D
Band ist zerrissen. Die beiden Enden blieb
mir in der Hand, und anstatt der lachenden A
sichten, die dich aufheiterten, winseln mir aus d
der Brust die schmerzhaften Gefühle entgegen, d
keine sterbliche Hand lindern kann.

Man sahe aus der Art, wie sie diese u
ähnliche Vorstellungen aus einander setzte, u
oft ihr Herz dies Feld durcharbeitete, und da
keinen einzigen Schritt von der Wahrheit abging,
hatte ich auch keine Gelegenheit, um die Wirku
dieses Übergangs zu heben.

Hier empfand ich, daß der Tiefsinn sich am schwersten ausrotten läßt, wenn er sich eines Geistes bemächtigt hat, der mit Stärke empfindet und mit Richtigkeit denkt. Wenn man dem Irrthume die Farbe der Wahrheit giebt, so lassen sich öfters gemeine Geister zum Vortheile ihres Verstandes täuschen, und sie können durch solche Mittel auf die rechte Bahn zurückgeführt werden. Nicht so mit jenen. Es giebt nur zwey Mittel, sie zu heilen; das eine, wenn man ihrem Geiste die Reizbarkeit wiedergeben kann, wodurch sie für neue Vorstellungen empfänglich werden, das andre, wenn sich unter ihren Lieblingsideen ein neuer Gedanke blicken läßt, der die Ansicht des Ganzen verändern würde, wenn er gehörig entwickelt und in sein wahres Licht gestellt werden könnte. Das erste ist sehr schwer und gelingt fast nie, das zweyte, das von sicherm Erfolge ist, kann selten herbeygerufen werden, und hängt vom Zufalle und von der innern Kraft des Geistes ab, der solche Vorstellungen, die gemeiniglich von der gewöhnlichen Bahn abweichen und sehr tief liegen, ergänzt. Das Auge der Freundschaft muß auf solche Winke aufmerksam seyn, und sie mit der größten Sorgfalt benutzen.

In neun Monaten, wo ich meine Freundin selten verließ, ereignete sich leicht kein Zufall

dieſer Art, den ich, meiner Abſicht gemäß, benutzen konnte, und obgleich ich dieſe ganze Zeit über den Troſt hatte, daß ihre Schwermuth nicht finſterer wurde, ſo mußte ich doch über die Zerrüttung eines Geiſtes weinen, der auf dem Punkte ſtehn blieb, wohin ihn der Blitzſtrahl geſchleudert hatte, welcher einſt in einem Augenblicke ſeine ſüſſeſten Hoffnungen zerſchmetterte.

Dieſer Zuſtand ihres Gemüths, aus dem ihre Aeltern Troſt und Hoffnung ſchöpften, drohte indeß auf eine andre Art gefährlicher zu werden. Da die Schwermuth den kranken Geiſt meiner Freundin nicht vollends zerrüttete, ſo nagte ſie um deſto ſtärker, zumal ſeit einiger Zeit, an ihrer Geſundheit. Wer meine Freundin vor jener ſchrecklichen Kataſtrophe kannte, mußte weinen, wenn er ſie jetzt anſah. Sie war nicht mehr das Mädchen, das durch ſeine volle Blüthe und liebenswürdige Geiſtesanmuth die Herzen und die Blicke Aller nach ſich zog. Ihre blendende Weiße konnte der Tiefſinn zwar nicht färben; aber er hatte ihre Wangen gebleicht, ihren Blick niedergeſchlagen, das Feuer ihres Auges gedämpft, ſich auf ihrer Stirn eingegraben, und eine leiſe Verworrenheit unter ihre Züge gebracht. Sie wurde täglich magerer, und in dieſem Zuſtande glich ſie weniger einem

gen Wesen, welchem die Natur einen thä-
nd feurigen Geist schenkte, um das Glück
rer zu befördern, als einem Gespenste, das
n herumschleicht, um die Lebenden an den
erinnern. Ihr war nur dann wohl, wenn
em fremden Blick ausgesetzt war, und des-
blieb sie gern auf ihrem Zimmer. Sie
und fürchtete zugleich die freie Luft; sie
und fürchtete die Erinnerungen an ver-
e Szenen, die sie im Schloße, im
n, im Hain, auf ihren Spaziergängen er-
rte. Es kostete mich im Anfange Mühe,
hn zu vermögen, unter die Spuren ihres
n Glücks zu treten. Hinterher ließ sie sich
dazu bewegen, obgleich es immer von ih-
ndern Stimmung abhieng. Wenn man
den wollte, auf einige Zeit das Haus ih-
tern zu verlassen, um andre minder finstere
stände, und folglich angenehme Zerstreuun-
hzusuchen, so lehnte sie zuerst solchen Vor-
mit der ihr gewöhnlichen Liebenswürdig-
b; drang man etwas darauf, so wurde
an ihrer Stimme entschlossener, und sie
Unwillen, wenn man auf dem Vorsatze zu
en schien. Es war ihr dann, als wollte
sie von dem Grabe ihres Freundes reißen,
r ihr einziges, ihr letztes Vergnügen auf

Erben, worauf ſie ſich eine heilige Pflicht machte, zu rauben. Dann ſchloß ſie ſich feſter an ihre traurigen Träume.

Von ihrem Herzen breitete ſich eine ſtille Trauer über das ganze Haus aus. Der Herr von Waldov und ſeine Gattin, über das Schickſal ihres einzigen hoffnungsvollen Kindes ſehr bekümmert, waren ſelten der Freude offen, und ſo verloren ſich nach und nach die zahlreichen Zirkel, die ehemals hier Leben und Fröhlichkeit verbreiteten.

Einſt, es war an einem ſchönen Tage des Aprils, als die Bäume Knospen trieben, wandelte ſie mit ihrem Vater und mit mir im Garten. Der Herr von Waldov, der ein Vergnügen darin fand, von den Blüthen auf die Frucht zu ſchließen, und vor ſeinen ſchönſten Bäumen, die er gern und lange betrachtete, ſtehn blieb, machte uns auf einen Apfelbaum aufmerkſam, der unter andern die reichſte Aerndte verſprach. Er erzählte, wie oft dieſer Baum, den er ſelbſt gepflanzt hatte, und der in der Zeit mächtig herangewachſen war, ihn lange durch die ſchönſten Blüthen getäuſcht habe, ohne ihn mit einer einzigen Frucht zu erfreuen, bis er endlich eine reiche Aerndte gegeben hatte, die hinterher von Jahr zu Jahr ergiebiger geworden war. Er erzählte ferner, wie

oft sein Unwille über jene Unfruchtbarkeit ihn gereizt hatte, diesen Baum niederzuhauen, wie oft selbst sein Gärtner ihm dazu zugeredet hatte, und wie er doch der Neugierde und der Hoffnung das Uebergewicht ließ, bis sein Wunsch am Ende befriedigt wurde.

Nun begab er sich zu andern Bäumen, über welche er, nach den Umständen, verschiedene Betrachtungen anstellte, ohne auf das Vorhergegangene weiter zu denken.

Aber meiner Freundin, die ihren Karl immer im Herzen trug, gingen diese Worte nicht verloren. Ihr tiefer blickender Geist fand in ihnen einen geheimen Sinn, den sie schnell bearbeitete. Das erste, was ich an ihr bemerkte, war eine Veränderung ihres Gesichts. In ihrem Auge, das bis dahin trocken gewesen war, zitterte eine Thräne. Anfangs wollte sie diese Thräne vor ihrem Vater verbergen; aber die überhandnehmende Wehmuth ließ es nicht zu, und sie brach in einen Strohm von Thränen aus, den wie ihren Lieblingsvorstellungen, die durch irgend eine Erinnerung lebhafter geworden seyn konnten, zuschrieben. Sie verließ uns plötzlich, und lehrte auf ihr Zimmer zurück, wohin ich ihr bald folgte. Da fand ich sie, den Kopf auf beide Hände ge-

flüht, und ganz in Thränen gebadet. Mir brach das Herz, und da ich ſie lange nicht in einem ſolchen Zuſtande geſehn hatte, ſo fürchtete ich nicht ohne Grund einen heftigen Rückfall; dabey ſprach ſie nicht; auch konnte ich ſie nicht dazu bewegen. So blieb mir, was in ihr vorging, lange ein Räthſel, bis ich endlich nach und nach auf die Urſache dieſer Veränderung kam. In jenem Apfelbaume nämlich, der lange Jahre blühte, ohne Früchte zu tragen, ſahe ſie das Bild ihres Karls, den ſie plötzlich aus einem andern, für ihn weit vortheilhaftern Geſichtspunkte betrachtete. Sie weinte nun nicht mehr über ihren zum ewigen Jammer verurtheilten Freund, ſondern über die Mama ſelbſt, dieſe Feindin ihres Glücks, wie ſie ſie nannte, die ihr den liebenswürdigſten Jüngling in die Arme führte, ehe ſie ihm die Zeit ließ, ſich mit der Energie ſeines Geiſtes, durch die Schwachheiten ſeines Herzens und durch die Verirrungen der Sinne durchzuarbeiten, um ſich auf dieſem Wege nach und nach aus der Schule ſchrecklicher Erfahrungen auf die hohe Stufe zu heben, wo er, ſeinen Geiſtesanlagen zufolge, ſtehn mußte, um den Werth ihres Herzens und ihrer Freundſchaft zu empfinden. Nun war er nicht mehr der Bejammernswerthe; ſie ſahe ein, wie er zur Tugend reifen, im Schooße

iner Andern glücklich werden konnte; ſie war die
Unglückliche, welche die Natur opferte, um einen
hrer Lieblinge durch die erſchütternden Auftritte,
ie ſie veranlaßte, auf den Weg der Ordnung
nd der Tugend zu führen; und es wurde ihr ein
rhabener Gedanke, durch die Zerrüttung ihres
rdiſchen Glücks und durch das Opfer ihres eige-
en Lebens denjenigen, den ſie über alles liebte,
uf die höchſte Stufe des Glücks zu heben.

So ſchwer es ihr zuerſt fiel, mir dieſen Ge-
anken mitzutheilen, ſo gern weilte ſie hinterher
ey der Entwickelung, zumal bey den troſtvollen
Seiten deſſelben: und indem die zweckloſen Mit-
eidsgefühle, die ſich von der inneren Subſtanz
hres Herzens nährten, zurücktraten, und der
Hoffnung, daß ihr Freund noch zur Tugend rei-
en könne, Platz machten, heiterte ſich ihr Geiſt
nerklich auf. Aber nun trat auch die Liebe in
hre vorigen Rechte; ſie nannte ſie eine edle
Freundſchaft, die nichts ſtören würde; ſie beſuchte
leißiger die Gegenden, wo ſie ehedem glücklich
ewesen war, und lachendere Bilder miſchten ſich
n ihre Schwärmereyen. Es verhielt ſich mit
hrem Geiſte wie mit einem Boden, in welchen
eue Gewächſe verpflanzt werden. Die Roſen
uf ihren Wangen blühten wieder nach und nach
nit ihren Vorſtellungen auf, und eine merkliche

Veränderung in ihrem ganzen Wesen flößte uns die Hoffnung ein, die Liebenswürdige einst wieder auf den Standpunkt zurücktreten zu sehen, von dem der Elende sie verdrängt hatte. Froh, daß ihre Empfindungen eine wohlthätigere Richtung nahmen, glaubten wir der Zeit die Schwächung derselben überlassen zu müssen. Denn unsre besten Beweise, daß der Baron, der doch mit ihrer Ehre, ihrer Tugend und ihrem Leben spielte, diese zärtliche Theilnahme und diese innige Anhänglichkeit nicht verdiente, schlug sie alle nieder, und so oft ich es versuchte, sie durch ähnliche Mittel von dem Gegenstande ihrer Liebe zu entfernen, stand ich vor ihr wie ein Kind, das sich der Dürftigkeit seines Geistes schämt. Sie verglich gern ihre Liebe, die in keiner Gegenliebe eine erquickende Nahrung fand, mit der Liebe einer zärtlichen Mutter zu einem ausgearteten Kinde, das sie mit Kälte, Undank, mit den härtesten Begegnungen belohnt, indem sie, ihrem Herzen und ihren mütterlichen Gefühlen getreu, demselben bis ans Ende ihres Lebens anhängt.

Indeß dauerte unsere Freude nicht lange. Es schien, als wenn sich aus den vorigen Vorstellungen und der zunehmenden Kraft ihres Geistes neuer Gram entwickeln wollte, der sich an die

Wurzel ihres Lebens ſetzte, um das Mark aus er ſchönen Pflanze zu ſaugen. Ach! ſie war en ſchrecklichen Kreis zerſtörender Vorſtellungen och nicht durchgewandert! Es blieb ihr noch ine übrig, wodurch ſie meinem Herzen ſelbſt eine efe Wunde ſchlug.

Ich werde dieſen Auftritt nie vergeſſen. Sie ar zu der Zeit, wo die Roſen anfingen ſich zu ärben, eines Morgens in ihrer Lieblingslaube llein und etwas lange geweſen. Drauf trat ſie nit verweinten Augen ins Zimmer, wo ich am iſche ſaß und ſchrieb. Ich ſah mich um; ſie that ber, als merkte ſie mich nicht, ſchlich zu ihrem Stuhle hin und ſchlug die Augen nieder. Das iel mir zwar auf, aber ich war viele ähnliche Auftritte gewohnt, ſo daß ich ruhig zu ſchreiben ortfuhr. Als ich aufgeſtanden war, nahte ich mich ihrem Stuhle, und reichte ihr die Hand; ie ließ es gut ſeyn; ich faßte die ihrige; ſie zog ie zurück. Ueber dieſe Erſcheinung, die ich nicht rwartete, fuhr ich zuſammen. Was fehlt dir, meine Sophie, ſagte ich, indem ich mich zu ihr neigte, um ſie zu umarmen; ſie ließ es aber nicht bis dahin kommen, ſondern ſie ſtieß mich von ſich, ihre Züge verzogen ſich, es war ein Ausdruck des Unwillens, wenn der Geiſt ihn nicht mäßigt, und ihr Blick wurde wild.

Denken Sie ſich meinen Schreck. Ich drang nicht weiter in ſie, ſondern nahm meinen vorigen Platz wieder ein. Sie ſprach kein Wort, und ich, ich wagte es auch nicht. Es bewegte ſich keine von uns beyden, bis wir zur Tafel gerufen wurden. Als ſie aufſtand und neben mir vorbey ging, merkte ſie, daß ich ſehr erſchüttert, und daß meine Wange naß war. Sie warf auf mich einen rührenden Blick, und reichte mir ihre Hand, die ich herzlich an meine Bruſt drückte. Ich glaubte zu bemerken, daß es ihr leid that, mich gekränkt zu haben. Sie ließ ſich nun küſſen, und ihr Geſicht ruhte lange auf meiner Bruſt.

Von nun an fielen ähnliche Auftritte häufiger vor. Aber bey denſelben ſiegte am Ende immer die gränzenloſe Liebe, die ſie für mich fühlte. Aller Bemühungen ungeachtet, konnte ich die Urſache von ihr nicht erfahren. Endlich errieth ich ſie.

Von der Zeit an, wo ſie den Baron in einem günſtigeren Lichte betrachtete, ihn noch der Tugend fähig, und folglich der Freundſchaft würdig glaubte, war die verwandte Idee in ihr wach geworden, daß ihr Karl, wofern er nur einmal näher mit ihr verbunden geweſen wäre, ſich ſowohl

urch ihr Aeuſſeres, als durch ihre aufrichtige iebe für ihn, leicht würde haben bereden laſſen, ie weitern Schwärmereyen der Sinne gänzlich ufzugeben. Sie warf die Schuld ſeines damaigen Betragens auf die Unvorſichtigkeit meines ruders, auf die Unmöglichkeit, worein man hn verſetzt hätte, ſich zu rechtfertigen, oder einen ndern Entſchluß faſſen zu können. Sie ſchien ich überzeugen zu wollen, daß, wenn jene unlückliche Briefta ſche nicht wäre verloren gegangen, ihr Schickſal eine ganz anders, für ſie weit ünſtigere Richtung genommen hätte. Es waren Tage, wo ſie dieſen Gedanken mit einer ſolchen Lebhaftigkeit nährte, daß ſie nicht nur auf ie Nebenumſtände Rückſicht zu nehmen vergaß, ondern auch — eine natürliche Folge dieſer Verirrungen des Geiſtes — mich, von deren ärtlichen Freundſchaft ſie zu jeder andern Zeit iberzeugt war, als die erſte Urheberin ihrer jetzigen Leiden, mit einer Art von Unwillen betrachtete, den ſie, in jenen Stunden, wo ihre Liebe as Uebergewicht gewann, und ſie das Bewußtſeyn hrer ſelbſt merklich verlor, nicht zu unterdrücken ermochte.

Am wehеſten that mir das Gefühl, daß ich nunmehr unfähig wurde, ſie aus der traurigen

Lage zu reißen, in die sie sich von Zeit zu Zeit mehr vertiefte. In ihren ruhigeren Stunden, wo das Gefühl der Wahrheit, das die Leidenschaft nicht unterdrückte, das Uebergewicht behielt, unterließ ich nichts, um ihr krankes Herz, das an dieser neuen Wunde blutete, zu heilen. Der Erfolg entsprach leider! diesen Bemühungen nicht. Sie hieng vielmehr mit einer noch größeren Anhänglichkeit an dem Baron, und, um sich mit ihm ungehindert zu unterhalten, vermied sie, sie, die sonst nicht ohne mich seyn konnte, meine Gesellschaft, und schlich sich gewöhnlich in den Garten, wenn ich durch Geschäfte oder Zerstreuungen abgehalten war. Suchte ich sie dort wieder auf, so fand ich sie gemeiniglich in den Gegenden, die sie mit ihrem Geliebten zu besuchen pflegte, und da ihr ihre Lieblingslaube nicht einsam genug war, stahl sie sich gern in die wildgewachsene Gegend des Waldes am Bache, wo sie Gefühle von neuem erweckte, die ihrer Liebe die gefährlichste Nahrung gaben. Einst fand ich sie dort, im Grase gelagert, in Thränen gebadet, schluchzend, athemlos, die Erde küssend, die der Treulose berührt hatte, und an diese Stätte, wo, wie sie sagte, ihre süssesten Hoffnungen geblüht hatten, so fest gebunden, daß es meiner dringends

len Bitte nicht gelingen wollte, ſie von einem Orte zu reißen, der ſie durch mancherley Erinnerungen ſo ſchmerzhaft erſchütterte.

Als die Roſen blühten, ſaß ſie Stundenlang in der Laube, und band ihrem Karl Roſenkränze, die ſie in der Laube, in ihrem Zimmer, an die Linden am Bache aufhing, und faſt täglich gegen friſche vertauſchte. Hieran fand ſie ein beſonders Vergnügen, und wenn Niemand ſie in ihrem Ideengange hinderte, ſo war ſie dabey heiter, ſogar froh. Oefters ſahe ſie es nicht ungern, wenn ich dieſes Geſchäft mit ihr theilte.

Die ganze Gegend hatte ſie nach ihren Empfindungen bezeichnet. Ihre Lieblingslaube nannte ſie nicht anders als die Wiege des Gefühls. Eine der dunkelſten Alleen im Walde, wo ſie gern in der Dämmerung mit ihrem Karl gewandelt hatte, das Vorgefühl der mütterlichen Freuden. Die Stelle am Bache, den Sitz der Unſchuld. Jeden Baum, der über ſie ſeinen Schatten goß, hatte ſie einer der Empfindungen gewidmet, die ſich daſelbſt in ihrer Bruſt entwickelt hatten; ein jeder prangte mit ſeinen Kränzen. Sie ſchien bloß in dieſer ſich ſelbſt geſchaffenen Welt zu leben.

Wo das Bild ihres Karls vor ihrer Ein
kraft ſchwebte, entblätterte ſie Roſen, di
ſchönen Bilde, zum wollüſtigen Lager
Seite, auf ihrem Schooße hinſtreute.
ſen wenigen Augenblicken ſtrahlte ihr Au
Leben in ihren Adern, die bleiche a
Wange färbte ſich, und nicht ſelten d
mir dann die Hand inniger, zum Z
rer Freude. So lebte ſie, von der
trennt, mit ſich und den Bildern, d
ſchuf, allein. Ungern war ſie bey il
tern, die ſie traurig wußte, ohne die
haben, ſie tröſten zu können.

Am 15ten Juni ſaßen wir, der
Waldow und ich vor der Thür des Schlo
unterhielten uns über gleichgültige Ding
Freundin war allein in den Garten
wo ſie nicht lange blieb. Sie hatte
Kranz von Roſen um die Stirn gewun
nen andern trug ſie in der Hand. M
Schmuck kam ſie zurück, und als ſie mic
wurde, trat ſie zu mir. Sie war zwa
heiter, wie ſonſt; aber man konnte
ſagen, daß ſie niedergeſchlagen war. E
mir, ohne zu ſprechen, doch mit l

Munde, den Kranz, den ſie in der Hand hielt, und ſetzte ſich neben mir auf einen Stuhl hin, den die Frau von Waldow ſo eben verlaſſen hatte.

In demſelben Augenblicke trat eine junge Unglückliche, der die Liebe den Verſtand geraubt hatte, und die in dieſem kläglichen Zuſtande, von der Güte des Herrn von Waldow reichliches Almoſen erhielt, auf den Schloßhof. Da ſie dabey mehr Einfalt als Wahnſinn zeigte, ließ man ſie in dem Dorfe frey herumgehn; und da ſie ihres Unglücks wegen bekannt war, beſchenkte man ſie reichlich, wo man ihr begegnete. Gewöhnlich ſchmückte ſie ſich mit bunten Lumpen, und diente in dieſer Tracht denen zur Kurzweil, die der Verluſt der menſchlichen Würde nicht ſchmerzt.

Dies Mal hatte ſie von den Hecken wilde Roſen gebrochen, und dieſe, in Kränzen geflochten, trug ſie, den einen um die Stirn, den andern in der Hand. So trat ſie vor meine Freundin, die ſich in dieſer Stunde aller Gegenſtände gewiß deutlicher und richtiger bewußt war, als ſonſt.

Da, Schweſter, ſagte ſie, ſo nannte ſie eine jede Perſon ihres Geſchlechts, da nimm auch dieſen Kranz; ich pflücke mir einen andern; und mit dieſen Worten warf ſie ihn auf den Schooß meiner Freundin.

Plötzlich fuhr meine Freundin bey dieſen Worten zuſammen, als ſchlüge ein Blitzſtrahl vor ihren Augen in die Erde. Das wenige Blut, das noch ihre Adern färbte, zog ſich zurück. Auf ihrer weißen Wange ſchwebte Todtenbläſſe. Sie zitterte an allen Gliedern, wies das Schreckenbild von ſich, und da es nicht von der Stelle wich, ſtand ſie auf, um demſelben zu entgehen; aber ihre Kniee wankten; wir traten zu, führten ſie auf ihr Zimmer, und legten ſie auf ihr Bette.

Hier trieb ihr die Angſt, die ſie über ihren Zuſtand empfinden mußte, Schweißtropfen aus, die ihr vom Geſicht rollten; es arbeitete fürchterlich in ihrer Bruſt. Aus den wenigen Worten, die ſie dann und wann ſprach, konnte man ſchließen, daß ſie ſich mit jener Unglücklichen verglich, und in ihrem eigenen Betragen die Spuren des Wahnſinns wahrzunehmen glaubte, die ſie an jener in dieſem helleren Augenblicke erkannt hatte.

Nichts war vermögend, sie zu beruhigen; ihre Thränen flossen häufiger als je, sie flossen lange. Es war eine heftige Erschütterung.

Aber diese Erschütterung hatte sie aus einem langen Traume gerissen. Als sie sich nach einigen Stunden etwas erholt hatte, gab sie die untrüglichsten Beweise eines richtigen Verstandes. Sie sprach von ihrem vorigen Zustande als von einem Traume, wovon ihr bloß ein halbes Bewußtseyn übrig blieb. Sie sprach von ihrer Liebe, jedoch ohne Schwärmerey. Es rührte sie, ihre Aeltern um ihr Bette und um sie so bekümmert zu sehn. Sie küßte oft die Hand ihrer Mutter, die vor Freuden weinte. Ihr Geist erwachte vollends, aber ihr Körper war sehr matt; sie hatte Mühe, das Haupt empor zu heben, und die Augen lange offen zu halten.

Ihre Aeltern, die in dieser neuen Stimmung den ersten Schritt zu der so sehnlichst gewünschten Genesung ihrer Tochter nicht verkannten, waren vor Freude außer sich; und man hoffte sogar, daß diese zweyte Erschütterung die Wirkung der ersten aufgehoben haben könnte.

Da man indeſſen während dieſer langen Zeit ſo oft durch vergebliche Hoffnungen getäuſcht worden war, ſo verlor ſich doch eine ängſtliche Erwartung der Zukunft nicht ganz aus unſrer Seele; denn meine Freundin, deren geſchwächter Körper einer ſolchen Erſchütterung nicht mehr gewachſen ſchien, fiel ſchon am folgenden Tage in ein heftiges Fieber. Anhaltende Phantaſie hatte ihre Kräfte erſchöpft und die ganze Maſſe ihres Bluts entzündet. Das Fieber ward ſchon am folgenden Tage bösartig.

Mehrere Tage befand ſie ſich in dieſer bedenklichen Lage und ohne alles Bewußtſeyn. Aeltern und Freunde ſtanden um ihr Bette, weinten und zitterten für das Leben ihres Kindes und ihrer Freundin, und ſelbſt die Aerzte wagten es nicht länger, Hoffnung einzuflößen.

Deſto größer war unſre Freude, als ihre feſte Natur uns die Liebenswürdige, die wir ſchon völlig aufgegeben hatten, zurückgab. Das Fieber ward ſchwächer, die Ruhe fand ſich nach und nach wieder ein, und ihr Körper ſammelte, unter der ſanften Pflege mütterlicher Liebe und zärtlich beſorgter Freundſchaft, neue Kräfte.

Eine Zeitlang fürchteten wir noch einen Rückfall in ihre vorige körperliche und Gemüthslage; aber auch diese Furcht schwand nach und nach.

Endlich war der lange Traum, der meine Freundin von der Welt trennte, verschwunden. Die betrübten Aeltern hatten ihr einziges, geliebtes Kind, Waldov seine Zierde, die Natur ihr schönes Werk und ich meine Freundin wieder. Nur schien uns noch ein Zug tiefer Empfindung in ihrem Auge, in ihrem Gemüth, in ihrer Sprache zurückgeblieben zu seyn, der vor jener Katastrophe, die ihre Gefühle in Schwermuth verwandelte, nicht ganz so stark gezeichnet war; vielleicht war auch diese Bemerkung nur eine Täuschung unsers eigenen Herzens, eine Wirkung der größeren Aufmerksamkeit, womit wir eine Freundin betrachteten, die uns nach so vielen traurigen Schicksalen die innigste Theilnahme einflößen mußte.

Auch war ihr Herz von der Liebe zu dem Baron ganz geheilt; so oft sie auf ihre vorigen Verhältnisse mit ihm blickte, schien sie mit ihrem eigenen Herzen zürnen zu wollen, weil es sich durch die Vorstellung des Nichtswürdigen so lange

täuſchen ließ. Sie beurtheilte mit Richtigkeit ſo manchen Zug in ſeinem Charakter, ſo manches in ſeinem Betragen, was ihr damals weniger auffiel. Dieſe Betrachtungen, die ſie dann und wann über jene Gegenſtände mit mir anſtellte, erregten ein gewiſſes Mistrauen in ihre eigenen Empfindungen; von ihrer unglücklichen Liebe ſprach ſie dann nur als von einer Verirrung ihres Gefühls. Aber die Folgen einer ſolchen Verirrung ſind empfindlich; oft, wenn ſie ſich dieſelben ganz dachte, und in das Vergangene zurückkehrte, zitterte eine Thräne in ihrem ſchönen Auge. Aber dieſer ganze Zeitraum ihres Lebens ſchwebte doch nur wie ein Traum vor ihrem Geiſte; und es waren nur einige wenige Szenen, deren ſie ſich lebhafter erinnerte.

Indeſſen ſtärker wie zuvor neigten ſich ihre Empfindungen nach einem Gegenſtande hin, der früher, in einer kritiſchen Lage, ihre Tugendgefühle auf das lebhafteſte erhöhete, und ſpäterhin der ganzen Maſſe ihrer Vorſtellungen die wohlthätigſte Erſchütterung gab. Verzeihen Sie eine kleinlich ſcheinende Bemerkung, die ich nicht machen würde, wenn ſie Ihnen nicht eine Erſcheinung erklärte, die Sie zu befremden ſchien. Die

Rose nämlich, die sie sonst schon auszeichnend liebte, wurde jetzt ausschließend ihre Lieblingsblume. Sie vervielfältigte sie bis zur Verschwendung in ihrem Garten und in ihrem Zimmer. Diese Neigung, die ich natürlich mit ihr theilte, macht auch mich durch die vielfachen Empfindungen, welche diese Blume nunmehr in mir wecken muß, auf meinem einsamen Landsitz in den Monaten, wo ich von meiner Freundin getrennt lebe, glücklich. Sie erinnert mich zwar an manche kummervolle Lagen, aber sie rettete mir auch die Tugend meiner Freundin, ihren schönen Geist und ihr Leben; und da sie selbst diese Rückerinnerungen befördert, warum sollte ich sie unterdrücken. Ich verewigte vielmehr durch das Gemälde, das in meinem Zimmer Ihre Aufmerksamkeit beschäftigte, das Andenken an jenen glücklichen Auftritt, der mir und einer ganzen ehrwürdigen Familie unvergeßlich bleiben muß. Leicht können Sie sich denken, daß bey dieser Geistesstimmung die Unglückliche, der meine Freundin ihre Rettung verdankte, nicht vergessen blieb. Kaum war die Genesung des Fräuleins vollendet, so wetteiferten Vater und Tochter, das Schicksal dieser Elenden zu erleichtern.

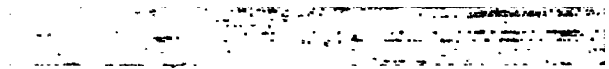
Nach und nach kehrte auf Waldow die Fröhlichkeit, die sich die ganze Zeit hindurch von dem Schlosse entfernt hatte, wieder ein. Wenn das Geschehene aus der Reihe der Begebenheiten und die Erinnerung unseres vorigen Kummers aus unserem Gedächtniß hätten vertilgt werden können, so hätte Niemand von der Gegenwart auf das Vergangene schließen können. Bald sammelte sich wieder um das aufblühende Fräulein die Jugend aus der Gegend. Mancher, der ehedem Hoffnungen gefaßt hatte, glaubte sich solche nunmehr wieder erlauben zu dürfen; aber ein Herz, welches an einer gefährlichen Wunde lange geblutet hatte, wird schüchtern. Auch dachte meine Freundin zu richtig, um ihre Lage nicht selbst gehörig zu kennen; sie dachte zu edel, um einen rechtschaffenen Mann vor der Zukunft zittern zu lassen; sie dachte mit zu vieler Feinheit, um sich durch eine Wahl, die ihr Herz nicht billigte, an dem ungerechten Schicksal zu rächen; und obgleich ich keinen Rückfall fürchtete, so mußte ich doch selbst ihre Schüchternheit billigen.

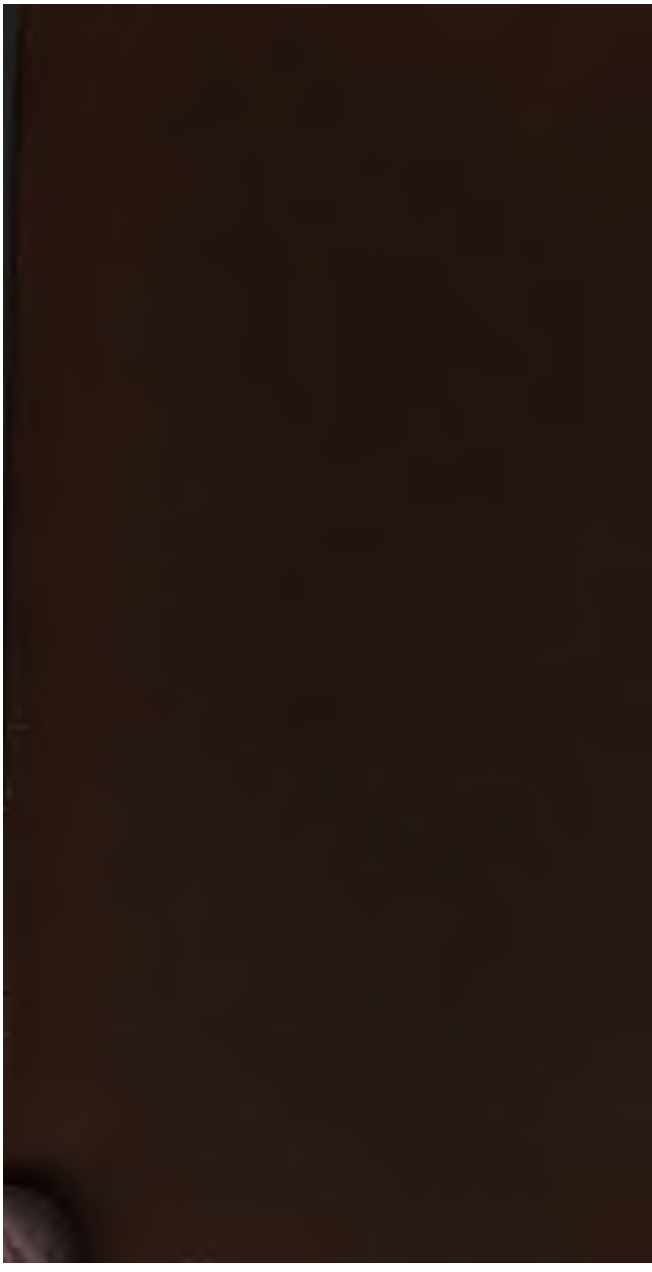
Die Zeit hat sie nunmehr völlig überzeugt, daß ihre Genesung vollkommen ist, und sie kann auch nun um so vollkommener seyn, da die

Hauptquelle ihres Kummers nunmehr völlig verstopft ist; denn vor einigen Monden wurde uns der Tod des Barons gemeldet. Er starb zu Wien an den Blattern. Meine Freundin vergoß noch einige Thränen, die letzten, die sie um ihn weinte. Sie fühlte selbst, daß er sie nicht verdiente; aber manche Erinnerungen machten sie bei dieser Nachricht ihr Herz wehmüthiger. Jetzt sieht sie ein, wie gut die Vorsehung es mit ihr meynte, daß sie eine Verbindung nicht zuließ, die, wenn sie auch nach Wunsch eingeschlagen wäre, doch so bald wäre aufgelöst worden. Der nichtswürdige hatte ihr absichtlich diesen Umstand verschwiegen, und ihr mehrmals versichert, er hätte diese gefährliche Krankheit schon in seiner Kindheit überstanden. Ich sahe deutlich, wie dieser Betrug sie gegen den Unedeln, der sie auch in diesem Stücke täuschen wollte, empörte.

Von dieser Zeit an konnte ich mit Zuversicht hoffen, daß meine Freundin in künftigen Verhältnissen einen Ersatz für ihre vergangenen Leiden finden würde.

So schloß diese seine Frau ihre Erzäl
die mich tief erschütterte. Ich erhielt vo
wiewohl nicht ohne Mühe, eine Abschrif
Briefe, die sie mir vorlas. Was sie selbs
zusetzte, hat mein Gedächtniß so getreu wie
lich aufbewahrt. Wenn mir diejenigen, di
Ausdruck des Gefühls zu würdigen verstehn,
an der leidenden Tugend Antheil nehmen,
die Mittheilung dieser Geschichte Dank w
so fühle ich mich hinreichend belohnt.



THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building